Am Anfang – das Wort

Beuroner Einführungen zu den Sonntagslesungen des Lesejahrs C



Benedikt Schwank OSB

Foto auf der Titelseite: P. Benedikt Schwank OSB: See Gennesaret, aufgenommen 1969 bei Tabgha.

Alle Fotos in diesem Band sind von Benedikt Schwank. Das Copyright hat der Verlag Walter de Gruyter: Benedikt Schwank (OSB), Images of the Biblical World. Archive Benedikt Schwank, Beuron; hrsg. von Wolfgang Zwickel: http://www.degruyter.com.view/db/lbw.

Die Einführungen zu den Lesejahren A und B sind bereits online veröffentlicht unter: http://www.beitraege.erzabtei-beuron.de

Unter **www.beitraege.erzabtei-beuron.de** können Vorträge und Predigten von P. Benedikt Schwank online abgerufen werden.

Prof. em. Dr. theol. Benedikt Schwank (geb. 1923, gest. 14.10.2016), trat 1946 in die Erzabtei Beuron ein. Als Mönch des Benediktinerordens studierte er in Maria Laach und Rom; von 1955 bis 2002 lehrte er als Professor für Neues Testament und Biblische Zeitgeschichte u.a. an der Theologischen Hochschule in Beuron, an der Hochschule für Philosophie in München und im ökumenischen Theologischen Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Er war Mitglied der Kommission, die von etwa 1962 bis 1972 die Einheitsübersetzung der Bibel für die deutschsprachigen Bistümer erarbeitete. Wesentliche Veröffentlichungen: Loccumer Richtlinien für die Schreibweise der biblischen Eigennamen (1972), Kommentar zum Johannesevangelium (1995), Er führte mich ins Weite (Autobiografie 2011).

Dr. phil. Anne Thillosen, geb. 1964, studierte Germanistik und Kath. Theologie in Bonn und Jerusalem. Sie war u.a. Koordinatorin des Graduiertenkollegs "Interkulturelle religiöse bzw. religionsgeschichtliche Studien" an der Universität Bonn. Seitdem befasst sie sich mit der Bedeutung des digitalen Wandels für die Bildung; heute arbeitet sie am Leibniz-Institut für Wissensmedien in Tübingen.



Abb. 1: See Gennesaret bei Tabgha

"Da es nun Morgen geworden war …" (Joh 21,4)

Das Umschlagbild dieses Bandes zeigt den See Gennesaret: Der Blick geht nach Süden Richtung Taubental, durch das Jesus auf dem Weg von Nazaret nach Kafarnaum herabsteigen musste. Da auf dem Umschlag nur ein Ausschnitt abgebildet werden konnte, ist hier noch einmal die komplette Aufnahme zu sehen. Sie entstand 1969 bei Tabgha, dem alten "Siebenquell", einem Ort, an dem das Quellwasser immer die Fische angezogen hat – und die Fischer. Im Lesejahr C hören wir gleich an zwei Sonntagen von einem reichen Fischfang an diesem einzigartigen Platz, an dem Jesus seine Jünger

zum Mahl einlud, wo er lehrte, und wo er nach einem wunderbarem Fischfang die Apostel zu "Menschenfischern" (Mt 4,19; Mk 1,17) berief; nach Lukas wählte Jesus für Simon sogar die außergewöhnliche griechische Bezeichnung "Lebendfänger von Menschen" (Lk 5,10).

Am Beispiel der Auslegung dieses Geschehens möchten wir in diesem Vorwort zeigen, worum es uns in den Einführungen in die Sonntagslesungen in diesem Buch geht: Wir fragen nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, welcher Evangelist "richtiger" mitteilt, was geschehen ist, außerdem fragen wir – in diesem speziellen Fall – auch nicht ob es einen und oder zwei wunderbare Fischfänge gegeben hat, sondern stellen fest: Wichtiger als die Einzelheiten in den ganz verschiedenen Texten ist die Person Jesu, dessen Größe alle Evangelien aufzeigen wollen. Sie fühlen sich getrieben von seinem Geist, sie erschaffen ihn nicht wie eine Romangestalt. Im Unterschied zum Koran oder zur Tora hängen wir bei unseren Evangelien nicht am Buchstaben, sondern leben – wie die Evangelisten selbst – vereint mit dem Geist Christi. Das herauszuarbeiten war im Lesejahr C ein besonderes Ziel.

Was uns dabei wichtig ist, möchten wir hier anhand von drei unterschiedlichen Betrachtungsweisen der Texte noch einmal verständlicher machen:

In einem ersten Schritt gehen wir darauf ein, wie der Evangelist Lukas, dem das Lesejahr C gewidmet ist, den reichen Fischfang schildert (Lk 5,1-11); diesen Evangelientext hören wir am 5. Sonntag im Jahreskreis. Bei Lukas, der die Ereignisse nicht miterlebt hat, sondern auf Berichte angewiesen ist (Lk 1,1-4) – und nur bei ihm –, lehrt Jesus vom Boot des Simon aus die Volksmassen, die am Ufer stehen. Dass das unter den Bedingungen am See akustisch kaum möglich ist, ignoriert der Evangelist, wichtig ist ihm die Lehre des HERRN vom Schiff des Petrus aus. Nachdem Jesus geendet hat, sagt er unvermittelt zu Simon: "Fahr hinaus auf den See!" (Lk 5,4) oder sinngemäß: "... auf die hohe See!" – oder: "Wage Großes!" Der Fang wird so reich, dass Simon Helfer rufen muss. Sie füllen zwei Boote "bis zum Rand, so dass sie fast untergingen" (Lk 5,7). Da ändert sich die Szene unerwartet. Simon Petrus fällt – was im übervollen Boot ganz unrealistisch ist! – Jesus zu Füßen und bekennt: "HERR, geh weg von mir, ich bin ein Sünder" (Lk 5,8). Die Absicht des Evangelisten ist klar: Er blickt zurück auf die Anfänge der Kirche und will die Vorrangstellung des Petrus stärken, dabei aber nicht verschweigen, wie schwach dieser Simon aus eigener Kraft war. Von näherer Kenntnis der Gegebenheiten am See Gennesaret findet sich bei Lukas keine Spur.

Im zweiten Schritt betrachten wir die Darstellung des Evangelisten Johannes (Joh 21,1-19); als nachösterliches Ereignis wird sie am 3. Ostersonntag gelesen und ist ganz anders als die des Lukas. Einige (meist kaum beachtete) Notizen in diesem Text zeigen, dass Johannes die Verhältnisse am See genau kennt; er schildert, was er erlebt hat. Und dabei bekommt bei ihm das zunächst nur Vordergründige dann noch einen tieferen Sinn. Im Text sieht das so aus: Nach zunächst erfolgloser Nachtarbeit (vgl. Joh 21,3) kommt das Boot morgens in die Nähe des Ufers. Petrus springt ins Wasser, um zum HERRN zu gelangen, der am Ufer steht. Dazu "gürtete er sich das Obergewand um", was auch erkennen lässt, dass das Ufer hier so flach ist, dass er nicht mehr schwimmen muss; dieser flache Strand ist auf dem Foto gut zu erkennen, und das entspricht den Angaben im Text: Die andern Jünger mit dem Boot seien noch 200 Ellen (etwa 100 Meter) vom Land entfernt gewesen (Joh 21,8). Dann heißt es in der Einheitsübersetzung: "Da ging Simon Petrus und zog das Netz an Land" (Joh 21,11). Doch der Evangelist, der das Ufer kennt, ist genauer; die wörtliche Übersetzung des griechischen Originals lautet: "Da nun stieg Simon Petrus hinauf und zog das Netz auf das Land". Das Foto beweist, dass es an diesem Uferabschnitt Felsen gibt, auf die man "hinaufsteigen" kann. "Er stieg hinauf" ist aussagekräftiger als "er ging", und der Evangelist Johannes hat dieses Wort nicht zufällig gewählt. Nicht nur die 153 großen Fische im nicht zerreißenden Netz, sondern auch der hinaufsteigende Petrus, der dieses volle Netz allein hochzieht, haben ihren tieferen Sinn und wollen letztlich übertragen verstanden werden. Doch wir stutzen heute gar nicht mehr, wenn wir lesen, ein Mann habe allein das übervolle Netz hochgezogen – weil wir gar nicht mehr wissen, wie schwer es ist. Johannes jedoch kennt die Welt am See Gennesaret – im Gegensatz zu Lukas. Aber trotz aller Unterschiede: Beiden Evangelisten ist das Wichtigste die Person Jesu Christi, die beim Fischfang gleichsam Regie führt; im zuletzt behandelten Abschnitt aus dem Johannesevangelium ist es der Auferstandene, der nach seiner Passion schon auf dem festen Ufer der Ewigkeit steht – und seither können auch wir Hoffnung haben;

das steckt hinter dem im Originaltext feierlich formulierten Vers: "Da es nun Morgen geworden war …" (Joh 21,4).

Und damit kommen wir zum dritten Schritt: Zu der Frage, auf welche Weise der Auferstandene weiterhin wirkt. Warum bewirkt die Schilderung eines Fischfangs bis heute so viel? Jetzt geht es nicht mehr um Ereignisse in der Umgebung Jesu einst, also in der Osterwoche am See. Jetzt geht es um die Wirkkraft dessen, der selbst seinem Wesen nach "das Wort", der Lógos ist. Bei diesem dritten Schritt ist es möglich, sehr persönliche Erlebnisse und Erfahrungen einzubeziehen. Zuerst möchte ich dabei auf die Herkunft des außergewöhnlichen Wortes vom "Menschenfischer" eingehen. Hilfreich bei solchen Fragen war in allen drei Lesejahren ein Blick ins Alte Testament. Beim Fischfang fällt das Ergebnis zwar negativ aus: Es gibt keine alttestamentliche Stelle, an der das Gottesvolk mit Fischen verglichen würde, die grausam in einem Netz gefangen werden. Doch gerade das zu erkennen, ist besonders wertvoll. Denn dass die Urkirche sich das harte Bild des Fischfangs nach Ostern selbst ausgedacht hätte, erscheint psychologisch kaum möglich. Auf einen Juden wirkt dieses Bild geradezu schockierend. 1954 hatte ich Gelegenheit an einem nächtlichen Fischfang auf dem See Gennesaret teilzunehmen. Als wieder ein Netz herausgezogen wurde, in dessen Maschen noch Fische zappelten, die sich mit den Kiemen verfangen hatten und jetzt nach Luft schnappten, sprach mich der "Reisch", der Führer der Fangflotte, ein liberaler, links-orientierter Jude, ganz direkt an und meinte: "Das muss ich schon sagen, das ist ein großes Wort eures Jeschûa: Ich werde dich zum Menschenfischer machen" (ausführlich davon berichtet habe ich in Schwank, 1998: Evangelium nach Johannes, S. 495). Seitdem habe ich bei Bibeltagen besonders gern den reichen Fischfang und das Wiedersehen mit dem österlichen HERRN behandelt.

So kam es zu dem Wunsch meiner Mutter, auf ihrem Sterbebildchen den Vers Joh 21,4 abzudrucken, wonach Jesus seit Ostern schon das Ufer erreicht und uns Hoffnung geschenkt hat. Darauf spielen wir in der Überschrift dieses Vorworts an. Es handelt sich nämlich nicht nur um einen Wunsch meiner Mutter. Auch ich kam in eine ähnliche Situation, als ich – nach Meinung der Ärzte – im April 2016 im Krankenhaus im Sterben lag. Mein Neffe Stefan Syren war zur Nachtwache ans Krankenbett gekommen, und auch Anne Thillosen, die an allen drei Bänden mitgearbeitet hat, befand sich in diesen Ostertagen in Beuron. Sie beide haben in langen Nachtstunden miterlebt, was die Gedanken an den Fang von lebenden Menschen, als seien es Fische, in dieser Situation in mir bewirkten; am 4. Sonntag in der Osterzeit habe ich von meinen Erlebnissen in diesen Krankenhausnächten berichtet. –

Wir haben in diesen Beispielen also einen Dreischritt vollzogen: Zuerst ging es um die historische Fragestellung, wie zutreffend die Darstellung des Fischfangs von Lukas ist. Dann haben wir hervorgehoben, dass die Kenntnisse des Seeufers bei Johannes viel besser sind, was auch durch das Foto belegt wird. Und schließlich ging es um die Wirkungsgeschichte dieses Textes. Dabei weist das ungeheuerliche Wort vom "Menschenfischer" darauf hin, dass kein Evangelist den Jesus von Nazaret erdichtet hat, eher ist es umgekehrt: Die Evangelisten stehen im Bann dieses Mannes, der sich "Menschenfischer" beruft – bis heute. Denn ganz persönliche Erfahrungen lassen uns erkennen: Lebensgemeinschaft mit Christus kann den gedruckten Evangelientext, den "Buchstaben" (vgl. 2 Kor 3,6), unwichtig werden lassen; denn das Wort Gottes selbst wirkt in uns, "der HERR, der auch der Geist ist" (2 Kor 3,17).

Wer fragt, warum wir für die drei Bände den Titel "Am Anfang – das Wort" gewählt haben, muss in diese Richtung denken. Anne Thillosen hatte ihn schon früh vorgeschlagen. Damit möchten wir betonen, dass es bei der Auslegung der heiligen Schriften immer zuerst auf das zu erklärende Wort des griechischen Urtextes ankommt. Saubere Exegese kann es nicht ohne *Philo-logie* geben, ohne "Liebe zum *Logos*". Letztlich aber, davon sind wir überzeugt, sollten sich unsere Gedanken nicht nur zu einem "Bibelwort" hingezogen fühlen, sondern zu jenem geheimnisvollen "Anfang", in dem Gott alles erschuf (vgl. Gen 1,1), und in dem das Wort "war", durch das "alles geworden ist" (vgl. Joh 1,1.3).

Beuron, zum Kirchweihfest, 28. September 2016, meinem 69. Professjubiläum Benedikt Schwank Anne Thillosen

Inhalt

Der Advent	9
Zum 1. Adventssonntag	
Richtet euch auf – unser Blick auf die Parusie	9
Zum 2. Adventssonntag	
Der Vorläufer wird berufen – unter Pontius Pilatus	
Abb. 2: Bronzemünze	10
Zum 3. Adventssonntag	
Die nicht gelösten Sandalen – und der rechtmäßige Bräutigam Jesus	10
Zum 4. Adventssonntag	
Maria besucht Elisabet – der Vorläufer Johannes springt vor Freude auf	13
Die Weihnachtszeit	16
Zum Weihnachtsfest – In der Heiligen Nacht	
Transeamus usque ad Bethlehem – "Kommt, wir gehen nach Betlehem!"	16
Zum Fest der Heiligen Familie (1. Sonntag in der Weihnachtsoktav)	
Die Eltern Jesu "verstanden nicht" – auch wir dürfen Geheimnisse stehen lassen	18
Zum 2. Sonntag nach Weihnachten	
Im Johannesprolog darf das Zeugnis des Täufers nicht fehlen	19
Zur Taufe des Herrn (1. Sonntag im Jahreskreis)	
Nur der Täufer sieht den herabkommenden Gottesgeist "wie eine Taube"	21
Die Fastenzeit	23
Zum 1. Fastensonntag	
Wie wurde Jesus wirklich versucht?	23
Zum 2. Fastensonntag	
Verklärung und Ostern – Künstler helfen, die Verwandtschaft zu erkennen	24
Zum 3. Fastensonntag	
Am Brennenden Dornbusch offenbart sich Gott als unser HERR	
Abb. 3: Bodenmosaik aus einer frühchristlichen Negev-Kirche (5./6. Jh)	26
Zum 4. Fastensonntag	
Die Freude des mütterlichen Jerusalem und die Mitfreude bei der Heimkehr des verlorene	en Sohnes . 28
Zum 5. Fastensonntag	
Die Ehebrecherin und die ganz neue Art Jesu Frauen zu begegnen	29
Zum Palmsonntag (6. Fastensonntag)	
"Heiliges Kreuz – du Hüter des Weltalls"	31

Die Osterzeit	3
Zum 1. Ostersonntag (Osterfest)	
Wasser aus der rechten Seite des Tempels	3
Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag)	
Die biblische Bedeutung von "Friede und Gerechtigkeit"34	4
Zum 3. Ostersonntag	
Dreimal vor Zeugen wiederholt "Weide meine Schafe!" hat mehr Rechtskraft als ein Papier 30	6
Zum 4. Ostersonntag	
"Niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen." – ganz Persönliches über Krankenhaus- Nächte	7
Zum 5. Ostersonntag	,
Die Verherrlichung Jesu wird bei der Fußwaschung vorbereitet	
Abb. 4 und 5: Steinernes Fußwaschbecken im Jerusalemer Wohl-Museum	8
Zum 6. Ostersonntag	Ŭ
Vom Fisch-Symbol und der Art, wie Christus auch heute anwesend ist	n
Zum 7. Ostersonntag	Ü
Allein Jesus Christus berechtigt uns, in dem einen Gottesgeist drei "Masken" oder "personae" zu	
unterscheiden	1
Zum Pfingstsonntag	_
Kein Buch, sondern "Zungen wie von Feuer" bewirken die Verbreitung der Frohbotschaft	3
Zum Dreifaltigkeitsfest	•
Von der einen Liebe, die Gott ist, kann man bildlich wie von drei Falten eines Tuches oder wie von drei	i
Kleeblättern an einem Stängel sprechen	
Die Zeit im Jahreskreis	7
Zum 1. Sonntag im Jahreskreis: siehe "Zur Taufe des Herrn"	1
Zum 2. Sonntag im Jahreskreis	
Über die Hochzeit zu Kana, über sechs Steinkrüge und über die Braut	
Abb. 6: Steinerner Wasserkrug aus neutestamentlicher Zeit	7
Zum 3. Sonntag im Jahreskreis	
Gottesdienst in der Synagoge – und unsere Wortgottesdienste	
Abb. 7 und 8: Westwand der Synagoge von Dura Europos	8
Zum 4. Sonntag im Jahreskreis	
In Nazaret wird Jesus abgelehnt – und nicht nur dort5	1
Zum 5. Sonntag im Jahreskreis	
Jesaja und Petrus – zwei Sünder begegnen dem HERRN52	2
Zum 6. Sonntag im Jahreskreis	
Obwohl Fluch und Segen ergehen – der Töpfer kann seine Gefäße formen, wie er will	
Abb. 9: Töpferscheibe, aufgenommen in Hebron54	4
Zum 7. Sonntag im Jahreskreis	
Sollen wir wirklich die andere Wange hinhalten oder gibt es noch andere Formen der Feindesliebe? 5!	5

Zum 8. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus hasst alles Unehrliche; Disteln und Dornen können keine guten Früchte tragen	
Abb. 10 und 11: Dornen an einem Baum in der Wüste Sinai und Disteln am See Gennesaret	56
Zum 9. Sonntag im Jahreskreis	
Die ganze heilige Schrift redet von Christus – auch die Texte dieses Sonntags	59
Zum 10. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus erweckt wunderbar den Jüngling von Nain – was nicht seine Gottheit beweist	60
Zum 11. Sonntag im Jahreskreis	
Von der Sünderin, deren Gottesliebe sich als rettender Glaube erweist	61
Zum 12. Sonntag im Jahreskreis	
Christliches "Umdenken" und die geographische Wende in den synoptischen Evangelien	62
Zum 13. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus entschließt sich zum Weg nach Jerusalem, das heißt zur Passion – nicht so Elija	
Abb. 12: Pflügender Bauer bei Betlehem	64
Zum 14. Sonntag im Jahreskreis	
Eine Inschrift an der Klagemauer und die vielen Gesichter von "Jerusalem"	
Abb. 13 und 14: Tempelmauer mit Inschrift aus de 4. Jh. nC	65
Zum 15. Sonntag im Jahreskreis	
Das Gleichnis vom "barmherzigen Samariter" spricht von Christus	68
Zum 16. Sonntag im Jahreskreis	
Gott wird Gast bei Menschen– Jesus kommt in das Haus der Marta und Maria	70
Zum 17. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus lehrt die Jünger beten – vor allem das beharrliche Bittgebet	
Abb. 15: Schlangenbeschwörer in Oberägypten mit Skorpion	72
Zum 18. Sonntag im Jahreskreis	
Weltverzicht oder Weltbejahung? Katholische, nie einseitige Haltung spiegelt sich im Wort von de	er
Brücke	74
Zum 19. Sonntag im Jahreskreis	
"Dies ist die Nacht" – und unsere Nachtwachen	75
Zum 20. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus wirft Feuer auf die Erde, das scheidet und läutert	76
Zum 21. Sonntag im Jahreskreis	
Von Züchtigungen und vom Kampf um die enge Tür	
Abb. 16: Eine "enge Tür": der Haupteingang zu den Klostergebäuden von Qumran am Toten Mee	r 78
Zum 22. Sonntag im Jahreskreis	
Das Buch Jesus Sirach im Licht der Ereignisse des Jahres 70 nC.	81
Zum 23. Sonntag im Jahreskreis	
Was versteht die Heilige Schrift unter "Friede"?	83
Zum 24. Sonntag im Jahreskreis	
Dürfen wir als Christen menschlich über Gott und mit Gott reden?	84
Zum 25. Sonntag im Jahreskreis	
Der ungerechte Verwalter und die Warnung vor dem Mammon	86

Zum 26. Sonntag im Jahreskreis "Abrahams Schoß" – Platz beim Festmahl oder Heimkehren in die Liebe Gottes?	87
Zum 27. Sonntag im Jahreskreis	
Paulus, Habakuk und das Frühjudentum	
Abb. 17: Qumran, "Höhle 1"	89
Zum 28. Sonntag im Jahreskreis	
Der dankbare Samariter: zwei Arten von "Glaube"	91
Zum 29. Sonntag im Jahreskreis	
"Spielregeln" zum Verständnis der Witwe und des Richters – die auch für andere Gleichniss	se aelten 93
Zum 30. Sonntag im Jahreskreis	e genen ee
Selbsterhöhung – früher und heute	94
Zum 31. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus übernachtet nicht nur im hellenistischen Jericho, sondern dort sogar bei einem Oberz	öllner)
Abb. 18 und 19: Stuckleiste und Wandbemalung in Jericho	-
Zum 32. Sonntag im Jahreskreis	
Der Gott von "engelgleich" Lebenden	98
Zum 33. Sonntag im Jahreskreis	
Jesus versprach nirgends ein irdisches Paradies	
Abb. 20 und 21: Herodianische Tempelmauer	99
Zum Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	
Von unserer Teilhabe am Königtum des Gesalbten, des Christus	102
, , , , , , , , , , , , , , , , , , ,	
Abbildungsverzeichnis	
Abb. 1: See Gennesaret bei Tabgha	1
Abb. 2: Bronzemünze aus 18. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius	
Abb. 3: Bodenmosaik aus einer frühchristlichen Negev-Kirche (5./6. Jh)	27
Abb. 4 und 5: Steinernes Fußwaschbecken	39
Abb. 6: Steinerner Wasserkrug aus neutestamentlicher Zeit	47
Abb. 7: Abbildung des Esra auf der Westwand der Synagoge von Dura Europos	49
Abb 8: Westwand der Synagoge von Dura Europos	50
Abb. 9: Töpferscheibe, aufgenommen in Hebron	55
Abb. 10: Dornen an einem Baum in der Wüste Sina	57
Abb. 11: Disteln am See Gennesaret	
Abb. 12: Pflügender Bauer bei Betlehem	
Abb. 13: Tempelmauer mit Inschrift aus dem 4. Jh. nC.	66
Abb. 14: Nahaufnahme der Inschrift	67
Abb. 15: Schlangenbeschwörer in Oberägypten mit Skorpion	
Abb. 16: Eine "enge Tür": der Haupteingang zu den Klostergebäuden von Qumran	
Abb. 17: Qumran, "Höhle 1"	
Abb. 18: Stuckleiste in Jericho	
Abb. 19: Wandbemalung in Jericho	
Abb. 20: Herodianische Tempelmauer	100

Unter **www.beitraege.erzabtei-beuron.de** können Vorträge und Predigten von P. Benedikt Schwank online abgerufen werden. Zum Lesejahr C sind dort folgende Predigten eingestellt:

- Martyrer. Fest des hl. Stephanus, 26. Dezember 2007.
- " ... und beteten ihn an" (Mt 2,11)". Epiphanie, 6. Januar 2010.
- Verklärung. 2. Fastensonntag, 24. Februar 2013.
- Pantokrator 4. Ostersonntag, 21. April 2013
- Jesus oder Tora? 4. Ostersonntag, 25.April 2010
- Evangelium und Offenbarung. Gedanken zu Gal 1,11. 10. Sonntag im Jahreskreis, 6. Juni 2010
- "Auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut" (Lk 1,48). Mariä Himmelfahrt, 15. August 2010.
- Der Kampf mit Amalek (Ex 17,8-13). 29. Sonntag im Jahreskreis, 20. Oktober 2013
- Vom persönlichen Beten. 30. Sonntag im Jahreskreis, 27. Oktober 2013
- Jesus suchen (Lk 19,1). 31. Sonntag im Jahreskreis, 4. November 2007
- Martinus als Schmied. am Martinus-Fest, 11. November 2010
- Gott oder Geld? 25. Sonntag im Jahreskreis, 23. Sept. 2007.
- "Damit alle eins seien" (Joh 17,21-23). 7. Ostersonntag, 20. Mai 2007.
- "Ohne Menschenfurcht" (Jer 1 und Lk4,21-30). 4. Sonntag im Jahreskreis, 28. Januar 2007

Der Advent

Zum 1. Adventssonntag

(Jer 33,14-16 / 1 Thess 3,12-4,2 / Lk 21,25-28.34-36)

"Advent" ist die Abkürzung des lateinischen Wortes "adventus", es entspricht dem deutschen Wort "Ankunft" – etwa eines Besuchs. Im griechischen Neuen Testament wird ein anderes Wort gebraucht, das mehr Bedeutungen hat, das Wort "parousía" (gebildet aus para und einai = "da-sein"). Dieser viel weitere Begriff bezeichnet sowohl "Anwesenheit" oder "Gegenwart" als auch "Ankunft" und "Rückkehr". Wir sprechen von der "Parusie" des HERRN vor allem im Blick auf das Ende (vgl. 1 Kor 15,23). Leider wird in den deutschen Übersetzungen das Wort "Parusie" meist umschrieben, so auch in der morgigen 2. Lesung; statt des wörtlichen: "... bei der Parusie unseres HERRN Jesus Christus …", lesen wir: "Wenn Jesus, unser HERR … kommt" (1 Thess 3,13). Es geht aber nicht um das Kommen an Weihnachten, woran wir im Advent vor allem denken. In den Lesungstexten des 1. Adventssonntags ist nirgends von Weihnachtsvorbereitungen die Rede. Unser Blick wird auf viel Größeres gelenkt, eben auf die Parusie.

Die frühe Kirche (vgl. 1 Kor 16,23; Offb 22,20) lebte in dieser Erwartung des Kommenden, das zugleich jetzt schon Wirklichkeit ist. In der Liturgie lautete der Ruf – noch auf aramäisch – entweder: "Maranathâ – Unser Herr kommt." Oder aber als Imperativ voller Sehnsucht: "Maranâ-tha! – Unser HERR, komm!"

Am vorletzten Sonntag des vergangenen Kirchenjahrs hörten wir, wie Christus im Markusevangelium von der Endzeit sprach und dabei das hoffnungsvolle Bild vom Feigenbaum gebrauchte, dessen Knospen schwellen (Mk 13,28). Am heutigen ersten Sonntag des neuen Lesejahrs C hören wir im Lukasevangelium: "Wenn all das beginnt, dann richtet euch auf und erhebt eure Häupter; denn eure Erlösung ist nahe" (Lk 21,28). Beide Texte enthalten Bilder, die von der freudigen Erwartung eines einmaligen Geschehens sprechen, das begonnen hat, als der historische Jesus von Nazaret unter Pontius Pilatus starb, und andauert bis das Ziel erreicht ist, die Wiederkunft des Herrn: Als Christen leben wir in dieser "Parusie"; das griechische Wort spricht sowohl vom schon anwesenden Herrn als auch von seinem Wiederkommen, das immer näher heranrückt. Beides, sein erstes Kommen, das wir an Weihnachten feiern, und sein zweites Kommen in Herrlichkeit sind einmalig – im Unterschied zur jährlichen Wiederkehr von Gottheiten in antiken Mythen.

Auch in unserem Kirchenjahr scheinen sich die Ereignisse zu wiederholen. Doch das ist ein Zugeständnis an unsere begrenzte Auffassungsfähigkeit, denn wir Menschen können nicht dauernd in der Spannung leben zwischen dem, was sich bereits ereignet hat und dem, worauf wir warten. Daher erinnert uns die Liturgie jährlich neu in Festen an bestimmte Teilaspekte des historisch einmaligen Lebens Jesu: an die Geburt, das Leiden, die Auferstehung und die Wiederkunft unseres Retters. Mir scheint: In der Adventszeit ist die Gefahr besonders groß zu denken: Jetzt kommen eben wieder schöne Adventslieder und danach die (jedenfalls für viele) anstrengenden Weihnachtsfeiertage.

Wie ein Bild für das, worum es wirklich geht, tauchen bei mir Erinnerungen auf. Als Kinder erlebten wir voller Spannung das Herannahen von Weihnachten: Im Adventskalender öffneten wir täglich ein neues Fenster, in der Küche begann die Mutter Weihnachtsgebäck zu backen, und wer sich besonders angestrengt hatte, durfte einen Strohhalm in die noch leere Krippe legen und damit helfen, dass das Christkind weich liegen konnte. Vor dem Heiligen Abend wurden wir gebadet, und wenn dann das silberne Glöckchen läutete, durften wir die Tür zum Weihnachtszimmer öffnen, in dem der Christbaum strahlte. Die Adventswochen waren eine unablässige Steigerung der Vorfreude auf das große Ereignis: den Jubel der Weihnacht, der uns endlos erschien.

Das Bild will sprechen von dem, was für unser ganzes Leben – nicht nur für die Adventszeit – erstrebenswert wäre. Denn wir erinnern uns in den nächsten Wochen nicht nur an die Geburt Jesu – die kommende erste Adventswoche lässt uns vor allem ausschauen auf die Wiederkunft des Herrn. Vor Gott dürften wir wieder sein wie Kinder, ihm dürften wir so vertrauen ohne jede Angst, bei ihm enttäuscht zu werden. Doch das fällt uns schwer. Viel wäre schon erreicht, wenn wir merken, dass unser oft ängstliches Sorgen um "die Zukunft" nicht das Ideal eines gläubigen Menschen ist. Wir dürfen, ja wir sollen leben in Vorfreude auf das ewige Himmelreich.

Darauf könnte uns die Adventszeit einen Vorgeschmack geben.

Zum 2. Adventssonntag

(Bar 5,1-9 / Phil 1,4-6.8-11 / Lk 3,1-6)

Dem Text "Zum 2. Adventssonntag" ist ein Foto beigegeben: Mit zwei Fingern halte ich eine Bronzemünze, die unter Kaiser Tiberius von dessen Präfekten Pontius Pilatus in Judäa geschlagen wurde. Denn in seiner Amtszeit "erging das Wort Gottes" an Johannes. Er soll nicht nur rufen: "Bereitet den Weg!", sondern auch selbst "Vor-läufer" sein (auf griechischen Ikonen lautet dieser Titel: pródromos). Wie kommt es, dass Johannes nicht nur den Beinamen "der Täufer" hat?

Sein Vater Zacharias jubelt über den Neugeborenen: "...Und du Kind ... wirst dem HERRN vorausgehen" (Lk 1,76). Dabei erinnert er sich an das, was ihm der Erzengel Gabriel vorausgesagt hatte: "Er wird mit dem Geist und mit der Kraft des Elija dem Herrn vorausgehen" (Lk 1,17). Und diese Verheißung knüpft an den Propheten Maleachi an, wonach vor dem Tag des HERRN "der Prophet Elija gesandt" wird (Mal 3,23). Doch als "Vorläufer" begegnet uns Elija nur am Berg Karmel. Bevor der lang ersehnte Regen losbricht, besteigt König Achab seinen Wagen, und "über Elija kam die Hand des HERRN. Er gürtete sich und lief vor Achab her" (1 Kön 18,46).

Wir könnten an Elija denken, wenn wir an den Adventssonntagen singen: "Wolken regnet ihn herab!"

In allen drei Lesejahren hören wir am 2. Adventssonntag von Johannes, dem Täufer, dem "Vorläufer" (vgl. Lk 1,76; Mal 3,1), der auftritt, um dem HERRN den Weg zu bereiten. Seinen Ruf haben wir schon so oft gehört, dass wir leicht darüber hinweglesen. Wie können wir seinen Ruf neu hören – und was bedeutet es für uns heute, dem HERRN "in der Wüste einen Weg zu bereiten"?



Abb. 2: Bronzemünze, die im 18. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius von Pontius Pilatus in Judäa geprägt wurde.

Mir erscheint es hilfreich, wenn wir uns bewusst machen: Das Evangelium des 2. Adventssonntags beginnt nicht mit dem Handeln von Menschen, sondern mit dem Eingreifen Gottes. Gott ist es, der aus der Stille der Wüste einen Mann namens Johannes in seinen Dienst ruft (vgl. Lk 3,2). Ungenau sprechen wir vom Beginn der "öffentlichen Tätigkeit" Jesu. Doch Jesus hat sich nicht selbst der Welt vorgestellt, er ist nicht eigenwillig aufgetreten. Ein anderer wird dazu berufen auf ihn aufmerksam zu machen. Und der Evangelist Lukas nennt uns die genauesten Zeitangaben zu diesem entscheidenden Punkt in der Heilsgeschichte, er schreibt: "Es war im fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius: Pontius Pilatus war Statthalter von Judäa ..." - dann werden noch fünf andere, historisch gut bekannte Politiker

genannt, darunter Herodes Antipas, der Tetrarch von Galiläa (Lk 3,1f). Von diesen sieben wird im Neuen Testament Pontius Pilatus bei weitem am häufigsten genannt, nämlich 53 Mal. Die auf der vorigen Seite abgebildete Münze, auf lateinisch ein Quadrans, auf hebräisch eine Prutah, wurde in seiner Amtszeit geprägt, sie kann uns von ihm berichten: Pontius mit dem Beinamen Pilatus war von 26 bis 36 nC. als "Präfekt von Judäa" im Amt. Römische Beamte hatten die Anweisung in Judäa ihren Münzen kein Bild des Kaisers aufzuprägen. Pilatus setzte stattdessen einen Krummstab (oder Augurenstab, lateinisch lituus) auf die Vorderseite. Das für Pilatus typische Symbol sagt deutlich: "Hier herrsche ich als Vertreter des römischen Kaisers." Die Umschrift in griechischen Buchstaben betont das ausdrücklich (links vom unteren Ende des Stabs im Uhrzeigersinn beginnend): TIBEPIOY KAICAPOC. Vom abgegriffenen ersten Wort sind nur der erste Buchstabe T und am Schluss OY erkennbar. In unseren lateinischen Buchstaben würde der Text lauten TIBERIOU KAISAROS (im griechischen Alphabet wurde damals unser Buchstabe R wie P geschrieben, unser U wie Y und unser S wie C; auf deutsch bedeutet der Text: [diese Münze ist Eigentum] "des Kaisers Tiberius"). Diese Bronzemünze wurde, wie auf ihrer Rückseite zu lesen ist, im 18. Regierungsjahr des Tiberius geprägt, also etwa drei Jahre nach dem im heutigen Sonntagsevangelium genannten 15. Jahr. Wenn Lukas nach der syrischen Zählweise das Regierungsjahr angibt, dauerte dieses 15. Jahr vom 1. Oktober 27 bis zum 30. September 28. (Das würde gut zur Chronologie des Johannesevangeliums passen, nach der Jesus beim Pascha 28 nC. in Jerusalem mit Nikodemus spricht.)

Lukas hatte in den beiden ersten Kapiteln seines Evangeliums malerisch die Kindheitsgeschichte gestaltet, doch jetzt – nach unserer Zählung ab Lk 3,1-3 – legt er offensichtlich Wert darauf historisch überprüfbare Angaben zu machen. Denn an diesem Wendepunkt "erging das Wort Gottes an Johannes in der Wüste" (Lk 3,2). Der folgte dem Ruf und "zog in die Gegend am Jordan und verkündigte dort überall Umkehr und Taufe zur Vergebung der Sünden." So erfüllte sich, was schon Jesaja vom Rufer in der Wüste geschrieben hatte: "Bereitet den Weg des Herrn!" (Jes 40,3).

Wie wichtig dieser Jesaja-Vers war – und dass man ihn auch anders deuten konnte als der Täufer – zeigt sich daran, dass nicht weit von der Taufstelle des Johannes am Nordwest-Ufer des Toten Meeres, in Qumran, schon lange Mönche lebten. Sie begründeten ihr Leben in der Wüste mit demselben Propheten-Wort. In ihrer Ordensregel aus dem 2. Jh. vC. lesen wir, diese Männer hätten sich in die Wüste begeben, um zu sühnen für Israel; sie wollten in der Wüste den Weg des HERRN bereiten durch "Studium des Gesetzes, welches er durch Mose zu tun befohlen hat" (1QS 8,14-16). Wir würden sagen: Sie bereiteten den Weg des Herrn innerlich durch intensive Schriftlesung.

Nur im Lukasevangelium werden auch die nachfolgenden Jesaja-Sätze zitiert: "Ebnet ihm die Straßen! Jede Schlucht soll aufgefüllt werden, jeder Berg und Hügel sich senken …" (Jes 40,3).

Die Liturgie schenkt uns in der morgigen 1. Lesung noch einen anderen Aspekt, der unsere Sicht gleichsam auf den Kopf stellt und wieder zeigt: Nicht wir sind es, die aktiv werden, um den Weg für Gott zu bereiten – Gott selbst gibt den Anstoß und bereitet für uns den Weg durch die Wüste ins heimatliche Jerusalem. Beim Propheten Baruch, dessen Buch in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten fertig geworden ist, lesen wir: "Denn Gott hat befohlen: Senken sollen sich alle hohen Berge und die ewigen Hügel, und heben sollen sich die Täler zu ebenem Land, so dass Israel unter der Herrlichkeit Gottes sicher dahinziehen kann" (Bar 5,7).

Bei diesem Bild eines "Straßenbaus" geht es nicht mehr um unser Mühen, sondern um das – gar nicht so einfache – Umdenken: Gott ist der Große und Allmächtige. Wir dürfen und sollen wissen, dass alle Menschen, wörtlich alles "Fleisch" schwach ist "wie Gras" (vgl. Jes 40,6). Und doch will Gottes Liebe uns, die so schwachen Menschen, beschenken. Denn er hat uns erschaffen mit einer einzigartigen Fähigkeit: Freiwillig können wir uns beschenken lassen und dafür dankbar sein.

Drei Gestalten prägen die Liturgie der Adventszeit: Jesaja, Johannes und Maria. Gerade Maria hatte umgedacht bis zum Ideal des morgigen Baruch-Textes; denn sie jubelte: "Er hat geschaut auf die Niedrigkeit seiner Magd […], der Mächtige hat Großes an mir getan" (Lk 1,48f). Doch sich dankbar beschenken zu lassen fällt den meisten von uns so schwer.

Zu Anfang hatte ich gefragt, was es für uns heute bedeuten würde, dem HERRN den Weg zu bereiten. An einem Sonntag, an dem wohl viele planen, wem sie was schenken wollen, können uns die starken Bilder aus dem Buch Baruch helfen umzudenken. Indem wir uns dankbar beschenken lassen, "erniedrigen" wir unsere "Ego-Berge", die uns meist so wichtig erscheinen – und uns doch den weiten Blick versperren. Und die tiefen Täler unseres inneren Unfriedens heben sich, wenn wir vor uns selbst und vor Gott innerlich zugeben, dass es in uns Böses gibt und wo wir nicht auf seine Stimme in uns hören wollten, oder – altmodisch ausgedrückt – wo wir gesündigt haben. Dann wird, wie bei der Geburt des Täufers vorausgesagt (vgl. Lk 1,79), seine Barmherzigkeit uns befreien aus "dem Schatten des Todes, um unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens."

Zum 3. Adventssonntag

(Zef 3,14-17 (14-18a) / Phil 4,4-7 / Lk 3,10-18)

Im heutigen Text zum 3. Adventssonntag finden Sie Gedanken über den Streit der Jünger Johannes des Täufers mit den Anhängern Jesu. Vor diesem Hintergrund entscheidet sich der große Täufer klar: Ich habe kein Anrecht auf die Braut, ich bin nicht berufen den Schuh zu übernehmen. Johannes erklärt den für seine Jünger kaum verständlichen Verzicht mit den "goldenen" Worten: "Kein Mensch kann sich etwas nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben ist" (Joh 3,27). So gesehen haben wir nie Grund zu überheblichem Stolz; denn alle unsere Fähigkeiten sind uns gegeben worden. Und umgekehrt braucht niemand zu verzagen, weil andere tüchtiger sind; denn jeder kann nur mit den ihm verliehenen Talenten arbeiten.

Wer ehrlich ist, weiß, dass sich niemand "selbst verwirklichen" kann. Wohl aber hat er Grund zur Freude (vgl. Joh 3,29), wenn er am richtigen Platz steht.

Am letzten Sonntag hörten wir, wie der Evangelist Lukas die Berufung des Täufers Johannes in der Wüste schildert. Heute legt der Täufer bereits Zeugnis ab für den, der "stärker ist als er" (Lk 3,16). In Verbindung mit diesem Zeugnis des Täufers folgt bei allen vier Evangelisten die Bemerkung, der Täufer habe sich nicht für würdig gehalten Jesus den Schuh zu lösen. Und das wird in exegetischen Auslegungen meist damit erklärt, dass sich der Täufer nicht einmal zu diesem Sklavendienst berechtigt fühlte. Doch warum verwenden alle Evangelisten die Schuhsymbolik? Seine Demut hätte der Täufer auch durch andere Bilder zum Ausdruck bringen könne, etwa: "Ich bin nicht wert, ihm die Füße zu waschen". Daher möchte ich heute aufzeigen, welche guten Gründe dafür sprechen, dass sich hinter dem Bild vom Lösen des Schuhs eine tiefere Symbolik verbirgt.

Zunächst lässt sich feststellen: Auch wenn die deutschen Übersetzungen verschieden lauten, im griechischen Originaltext steht an allen hier berücksichtigten Stellen das Wort *hypó-däma*, wörtlich "Unter-Gebundenes", nämlich die Sohle einer Sandale. In und bei Masada fanden die Archäologen solche erstaunlich gut erhaltenen Leder-Sandalen aus dem 1. Jh. nC. – Wenn es also in der Einheitsübersetzung heißt, dass Johannes sich nicht wert fühle, "ihm die Schuhe aufzuschnüren" (Lk 3,16), so steht da eigentlich, er fühle sich nicht wert "den Riemen der Sandalen" Jesu zu lösen. (Nur bei Mattäus ist nicht vom Lösen der Riemen die Rede, sondern vom "Tragen der Sandalen" – so die wörtliche Übersetzung von Mt 3,11).

Die folgende Beobachtung scheint mir für den weiteren Gedankengang besonders wichtig zu sein: Im Johannesevangelium lesen wir über die Feststellung hinaus, der Täufer halte sich nicht für würdig "den Riemen seiner Sandale [im Singular] zu lösen" (Joh 1,27), dass seine Jünger ihrem Rabbi melden: "Alle laufen zu ihm", nämlich zu dem vorher unbeachteten Jesus (Joh 3,26). In dem (sicher historischen) Streit der Täuferjünger mit den Jesusanhängern erklärt Johannes: "Wer die Braut hat, ist der Bräutigam; der Freund des Bräutigams aber, der dabei steht und ihn hört, freut sich über die Stimme des Bräutigams" (Joh 3,29). Er vergleicht also eindeutig das Volk, das Jesus zuströmt, mit einer Braut.

Diese Beobachtung im Johannesevangelium erinnert an eine Stelle im Buch Rut. Da der Mann der Moabiterin Rut (die in eine jüdische Familie eingeheiratet hatte) starb, ist es Sache der nächsten Verwandten sie zur Frau zu nehmen, obwohl Boas Rut heiraten will. Boas lässt also dem näheren Ver-

wandten den Vortritt (Rut 3,11). Doch dieser erste "Löser" tritt seine Pflichten und Rechte ab und überlässt damit dem Boas die Moabiterin Rut. Um dieses Abtreten der Braut rechtkräftig zu machen, zieht er seinen Schuh – eigentlich seine Sandale – aus und übergibt sie dem Boas (Rut 4,8). Dazu wird erläutert, in Israel sei das alter Brauch gewesen: "Um ein Löse- oder Tauschgeschäft rechtkräftig zu machen, zog man den Schuh aus und gab ihn seinem Partner" (Rut 4,7).

Nach dieser Beobachtung halte ich es für möglich, dass der Evangelientext so zu versehen ist: Johannes der Täufer wagt nicht Jesus die Schuhe zu lösen; denn diese Geste enthält eine große Brautsymbolik: Die Sandale Jesu zu nehmen, hätte bedeutet, dass Johannes sich das Anrecht auf "die Braut" nimmt. Der Text spricht von viel mehr als von der Demut des Täufers. In den synoptischen Evangelien ist das kaum zu erkennen. Bei ihnen soll die Größe Jesu in keiner Weise geschmälert werden. Nachdem Johannes Jesus getauft hat, lassen sie den Täufer gleichsam von Bühne abtreten, indem sie vorzeitig von seiner Gefangennahme berichten – besonders deutlich wird das bei Markus (Mk 1,14). Im heutigen Sonntagsevangelium nach Lukas erfahren wir zwar, dass "alle im stillen überlegten, ob Johannes nicht vielleicht selbst der Messias sei" (Lk 3,15). Doch erst im Vierten Evangelium wird ganz klar, dass die ersten Jünger Jesu aus dem Kreis des Täufers kamen, dass also Johannes zunächst die größere Prophetengestalt war, zu der die Menschen strömten, da sie ihn für den Gesalbten der Endzeit hielten. Aber "er war nicht selbst das Licht, er sollte nur Zeugnis ablegen für das Licht" (Joh 1,6). Eine Zeitlang taufen Johannes und Jesusjünger gleichzeitig (Joh 3,23; 4,1f.), ihre Tätigkeiten konkurrieren, und es kommt zum Streit der beiden Parteien (vgl. Joh 3,22-30). In dieser Situation entscheidet der Täufer: Ich habe kein Anrecht auf die Braut, ich bin nicht berufen den Schuh zu übernehmen.

Im Evangelium des heutigen Sonntags *Gaudete* freut sich aber nicht nur der Täufer als "der Freund des Bräutigams", sondern auch die Braut selbst. Denn eigentlich geht es ja darum, dass die Braut Israel dem HERRN, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, rechtmäßig zusteht. Und diese Braut, das wahre Israel sind heute wir, die *Ecclesia*, die Kirche Christi.

Benannt ist der Sonntag *Gaudete* nach den Anfangsworten des Introitus, des Einzugsgesangs. Wir hören sie auch in der 2. Lesung, in der sie uns der Apostels Paulus zuruft: "*Gaudete* – Freut euch im HERRN!" (Phil 4,4). Doch von unserer Freude als geliebter Braut spricht in der 1. Lesung noch zutreffender der alttestamentliche Prophet Zefanja, der uns ermutigt: "Juble, Tochter Zion … der HERR, dein Gott, ist in deiner Mitte. … Er erneuert seine Liebe zu dir" (Zef 3,14.17).

Wenn unser HERR Jesus Christus seine Liebe zu jeder und jedem von uns erneuern will, haben wir allen Grund zur Freude. Das gilt besonders, wenn wir in der sonntäglichen Eucharistiefeier seinen Leib empfangen. Denn das ist ja ein Vorgeschmack jenes Hochzeitmahls (vgl. Offb 19,9), bei dem das geschlachtete Lamm zugleich Gastgeber und Bräutigam sein wird.

Viel Freude im Voraus!

Zum 4. Adventssonntag

(Mi 5,1-4 / Hebr 10,5-10 / Lk 1,39-45)

Der kurze Abschnitt, der im Lukas-Jahr für den letzten Sonntag vor Weihnachten gewählt wurde, ist – ich wähle das Wort ganz bewusst – ein Kleinod.

Der Grundgedanke der Schilderung des Besuchs von Maria bei ihrer Base Elisabet wird leicht verkannt; denn er hängt von der Übersetzung eines einzigen Wortes ab. Die Weichen werden nämlich gestellt bei der Wiedergabe des Verbs, das die Bewegung des Kindes im Schoß der Elisabet beschreibt (Lk 1,41). In einer ersten Veröffentlichung der Einheitsübersetzung am Ende der 1960er-Jahre hieß es: Da "bewegte sich das Kind". Heftige Kritik wurde laut; denn das gebrauchte Verb will etwas Außergewöhnliches mitteilen, nicht nur das, was jede werdende Mutter eines Tages freudig erlebt. In der jetzigen Version (2015) lautet der Text: "hüpfte das Kind". Doch das griechische Verb skirtáo, das Lukas gewählt hat, ist noch stärker als "hüpfen"; skirtáo bezeichnet freudiges, auch tanzendes Aufspringen etwa von Widdern und jungen Lämmern (vgl. Ps 114,4.6) oder von Pferdefoh-

len, die übermütige Sprünge machen und ausschlagen oder "löcken" – davon ist das Verb "frohlocken" abgeleitet. Das Verb *skritáo* wird in der ganzen Bibel nur hier in diesem Sinn gebraucht. Nur an einer einzigen Stelle in der gesamten alttestamentlichen Literatur, die jedoch sicher nicht die Vorlage für unseren Text war, wird es noch für Bewegungen im Mutterschoß gebraucht: Im Bauch von Rebekka "strampeln" kurz vor ihrer Geburt Esau und Jakob gegeneinander (Gen 25,22) Eine weitere Stelle in den apokryphen "Oden Salomos" (28,2), die nicht von Salomo stammen, sondern von einem frühchristlichen Dichter, ist bereits vom Lukastext abhängig.

Erst wenn man sich bewusst gemacht hat, wie einzigartig die Schilderung des freudig aufspringenden Johannes ist, erschließt sich der Sinn des heutigen Evangelien-Abschnitts. Ihm ging die Verkündigung an Maria voraus. Als sie gehört hatte, ihre Verwandte Elisabet sei schon im sechsten Monat schwanger (Lk 1,36), eilte sie hilfsbereit zu ihr – von Nazaret in Galiläa nach Süden in das Bergland um Jerusalem, in das Gebiet des Stammes Juda (das nicht mit der Provinz Judäa verwechselt werden darf). Dort betritt sie zwar "das Haus des Zacharias", grüßt aber nicht den Hausherrn, sondern die erstaunte Elisabet, der Maria offenbar nicht berichtet, dass ihr ein Engel erschienen ist. Niemand weiß bisher um Marias Geheimnis. Der "aufhüpfende" Johannes ist der Erste, der den ankommenden HERRN "meldet". Seiner Mutter Elisabet wird erst durch Johannes die Bedeutung dieses unerwarteten Besuchs klar. Und Maria erlebt erstmals, dass in der Welt als Wirklichkeit erkannt wird, was vorher ihr unaussprechliches Geheimnis gewesen war; kurz danach wird sie ihr Magnificat anstimmen (Lk 1,46-55). Die Leser des Lukasevangeliums aber erinnern sich an das, was dem Zacharias, dem Vater des Johannes, kurz vorher angekündigt worden war: "Schon im Mutterleib wird er vom heiligen Geist erfüllt sein" (Lk 1,15). Das ist also keine Aussage über ein "ganz normales Baby". Gottes Geist ist am Werk, daher trifft wohl eher zu: Schon jetzt beginnt, was die Größe des Johannes ausmacht: Er war "von Gott gesandt ... als Zeuge, um Zeugnis abzulegen für das Licht" (Joh 1,6). Und Elisabet begreift: Maria muss etwas Großes erlebt und gläubig bejaht haben. Nur so kann sich Elisabet den Freudensprung ihres Kindes bei dem unerwarteten Besuch erklären.

Dieser "Besuch" hat einem Fest seinen Namen gegeben: "Mariä Heimsuchung", das im deutschsprachigen Raum am 2. Juli begangen wird – zutreffender wären die ersten April-Tage. Doch leider verstehen nur noch wenige, um was es dabei geht: Maria "besucht daheim" die Verwandte, um ihr beizustehen, sofort nach der Mitteilung des Engels. Irreführend sind auch die Werke frommer Künstler, die beide Frauen hochschwanger darstellen. Manche Maler gehen noch weiter und stellen die junge Maria größer dar als die erwachsene Elisabet. Ja, die beiden Kinder sind manchmal schon im Schoß ihrer Mütter abgebildet – wobei das Jesuskind sogar den Segen gibt. Damit wird der Akzent auf die Gottesmutter verschoben, obwohl wir noch in der Kindheitsgeschichte des Johannes stehen. In der Perikope des heutigen Sonntags will der Evangelist zeigen, dass vom Wirken des Gottesgeistes in Johannes die weitere Entwicklung der Heilsgeschichte abhängt. Wenn aber Maria schon als die Gottesmutter dargestellt wird, verliert das Zeugnis des Johannes seine Bedeutung, dann ist nicht mehr erkennbar, worauf es hier ankommt: Schon im noch ungeborenen Kind zeichnet sich der spätere Vorläufer ab, der den Größeren ankündigt, der nach ihm geboren werden wird. Nicht erst später am Jordan weist er als Erster auf den noch unerkannten HERRN hin. Schon als Maria zu Elisabet kommt, ist Johannes der erste Mensch, der den noch unbekannten HERRN wahrnimmt. Erstmals bezeugt er das Licht, das in unsere Welt kommt (vgl. Joh 1,7; 3,19).

Historisch betrachtet gehört die Begegnung natürlich nicht in die Zeit kurz vor Weihnachten, sondern in die Tage unmittelbar nach der Ankündigung des HERRN, die wir am 25. März, neun Monate vor Weihnachten feiern. Danach war Maria zu ihrem Besuch bei Elisabet aufgebrochen und nach der Geburt und Beschneidung des Johannes wieder nach Nazaret zurückgekehrt (vgl. Lk 1,56).

Die Kindheitsgeschichte Johannes des Täufers schließt mit einem Satz, der seine Berufung als Prophet "im 15. Jahr des Kaisers Tiberius" (Lk 3,1f) vorbereitet – davon war am 2. Adventssonntag die Rede. Der Schlusssatz über das Kind lautet: "Und Johannes lebte in der Wüste bis zu dem Tag, an dem er den Auftrag erhielt in Israel aufzutreten" (Lk 1,80).

Der Ort "in der Wüste" oder besser "in der Einsamkeit", an dem Johannes heranwuchs, wird verehrt in "San Giovanni in deserto". Er ist nicht weit entfernt von dem südwestlich von Jerusalem gelegenen Ain Karem, dem Geburtsort des Täufers, in dem vor 1948 vorwiegend christliche Araber wohnten. Dorthin habe ich 1954 eine Wanderung gemacht, von der ich abschließend berichten will; denn sie ist mir nach über 60 Jahren noch ganz lebendig in Erinnerung.

Ich war damals Student und erst seit kurzem zum Priester geweiht. Das ganze Gebiet zwischen Jerusalem und Ain Karem war noch unbebaut. Heute fährt man mit dem Bus durch diese Gegend der Großstadt, um im Krankenhaus Hadassa die berühmten Glasfenster von Mark Chagall zu besichtigen. Im Sommer 1954 war alles eine unberührte, bergige Landschaft mit Gebüsch und einigen Kiefern. In der Morgendämmerung war ich allein von der Abtei Dormitio losmarschiert, so dass ich nach Sonnenaufgang schon außerhalb der Stadt wanderte. Die Vögel sangen, und überall duftete der Thymian. Hier – so dachte ich mir – ist wohl einst Maria in freudiger Eile gewandert, erfüllt von dem Geheimnis, um das noch niemand wusste. Den Ort Ain Karem ließ ich rechts liegen, links reichte mein Blick bis nach Betlehem. Und am späten Vormittag kam ich bei der einsamen Kapelle an, die dem heranwachsenden Johannes geweiht ist. Auf einem Steinaltar bei der nahen Quelle feierte ich Eucharistie, und danach folgten stille Stunden, in denen nur der Schatten wanderte, den die Sonne warf. Da wurden die Worte des Hohenlieds lebendig, die auf ihre Art das heutige Evangelium erschließen: "Wenn der Tag verweht und die Schatten wachsen, komm du, mein Geliebter, der Gazelle gleich" (Hld 2,17).

Vielleicht konnte ich Sie ein wenig teilnehmen lassen an der ganz anderen "Weihnachtsstille", die ich damals erleben durfte.

Die Weihnachtszeit

Zum Weihnachtsfest - In der Heiligen Nacht

(In der Heiligen Nacht: Jes 9,1-6 / Tit 2,11-14 / Lk 2,1-14)

Anstelle von vielen handschriftlichen Weihnachtskarten, die zu schreiben mir nicht mehr möglich wäre, habe ich Ihnen im folgenden Text Gedanken über Betlehem, den Geburtsort Jesu, zusammengestellt; denn nach Jahrzehnten der Beschäftigung mit diesem Thema (vgl. Artikel "Betlehem" im LThK) scheint mir klar zu sein: Unhaltbar ist, was leider in Wort und Schrift immer noch herumspukt: Betlehem sei "nur der theologische Geburtsort" Jesu. Richtig ist: Historisch (und archäologisch) ist es unvernünftig die Geburt des "Jesus von Nazaret" in Betlehem zu bezweifeln.

Wer eine "Heilsgeschichte" bejaht, wird im Geburtsort Betlehem besonders deutlich Gottes Plan erkennen. Von Betlehem geht überdies eine einzigartige Wirkungsgeschichte aus, die noch heute in Liedern, Gemälden und Weihnachtsbräuchen weiterlebt.

In der Heiligen Nacht schließt das Weihnachtsevangelium mit dem Lobgesang der Engel, die den Hirten verkünden: "Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren" (Lk 2,11). Als die Engel in den Himmel zurückgekehrt sind, machen sich die Hirten auf den Weg mit den Worten: "Lasst uns hinübergehen nach Betlehem" (Lk 2,15); auf lateinisch kennen viele von uns diese Worte zusammen mit der einprägsamen, aus Schlesien überlieferten Melodie: "Transeamus usque Bethlehem ..." Doch warum gehen sie nach Betlehem und nicht nach Jerusalem? Im Alten Testament ist mit der "Stadt Davids" oder "Davidsstadt" immer der südöstliche Teil Jerusalems gemeint (vgl. 2 Sam 5,9), und dieser Sprachgebrauch ist bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte nachweisbar (vgl. 1 Makk 14,36 u.a.) Die Entfernung kann nicht der Grund sein. Zwar ist die Lage der "Hirtenfelder" nicht genau bekannt, doch für Hirten, die etwa in der Gegend des heutigen Klosters Mar Elia lagerten, wäre es sowohl nach Jerusalem als auch nach Betlehem eine halbe Stunde Fußweg gewesen. Der wirkliche Grund ist die kühne Umbenennung, die der Evangelist Lukas vorgenommen hat. Er verlegt die "Davidsstadt" nach Betlehem, indem er gleich am Anfang schreibt, Josef sei damals auf dem Weg gewesen "in die Stadt Davids, die Betlehem heißt" (Lk 2,4). Warum biegt Lukas so gewaltsam den Namen um? Wäre nicht eine Geburt des Davidssohns (vgl. Lk 1,32) in der wirklichen Davidsstadt theologisch viel befriedigender gewesen? Warum fühlt sich Lukas offenbar verpflichtet, die Geburt Christi in Betlehem zu schildern?

Ohne die Geburtsgeschichte, die Lukas verfasst hat, zu kennen schrieb etwa gleichzeitig – in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts – Mattäus seine Kindheitsgeschichte. Auch in seinem Evangelium wird Jesus in Betlehem geboren. Und dazu findet er andere Bibelstellen, die er bearbeitet und verknüpft, um die Geburt in Betlehem als Erfüllung der Schrift erscheinen zu lassen. Mattäus entdeckt bei Micha, einem der frühesten Propheten (8. Jh. vC.) einen vergessenen Text (Mi 5,1.3), den er in etwas abgewandelter Form mit Worten verbindet, die einst die Stämme Israels in Hebron dem jungen David zugerufen haben, um ihn als König anzuerkennen: "Du bist der Hirt meines Volkes Israel" (2 Sam 5,2). Nur durch diese Kombination ist es ihm möglich zu schildern, wie die Schriftgelehrten den Sterndeutern, die nach dem Geburtsort des neugeborenen Königs der Juden fragen, einen Text vorlesen, von dem sie behaupten, so stehe es in der Schrift. Zwar kommt darin der Name Betlehem vor, doch ihren angeblichen Schrifttext hat es in dieser Form vor Mattäus nicht gegeben (vgl. Mt 2,5f).

Wieder stellt sich die Frage: Warum kombiniert und ändert Mattäus so gewaltsam Schrifttexte zugunsten von Betlehem? – und lässt sie dann von Schriftgelehrten in Jerusalem als Schriftzitat vorlesen?

Warum lassen Mattäus und Lukas den "Jesus von Nazaret" nicht in Nazaret auf die Welt kommen? Meine ganz einfache Antwort lautet: Weil Jesus tatsächlich in Betlehem geboren worden ist. Spätestens um die Mitte des 1. Jhs. nC. muss die Geburt Jesu in Betlehem so fest zur frühchristlichen Tradition gehört haben, dass es keinem Evangelisten möglich gewesen wäre, seine Geburt anderswohin zu verlegen.

Trotzdem wird von einigen, auch katholischen Exegeten erwogen, ob "Jesus von Nazaret" nicht ganz normal in Nazaret und nicht in Betlehem geboren worden sei; denn die in Betlehem spielenden Geburtsgeschichten seien nur wegen des Micha-Textes zustande gekommen. Unter diesem "Erwartungsdruck" hätten Mattäus und Lukas ihre Texte gestaltet.

Doch diese Argumentation erscheint mir nicht stichhaltig, da es den vorausgesetzten Erwartungsdruck in vorchristlicher Zeit nie gegeben hat. Ein Erwartungsdruck kommt nur dort zustande, wo viele etwas erwarten – doch dafür, dass die Geburt des HERRN von vielen in Bethlehem erwartet wurde, gibt es keinen Beleg. Bis heute ist kein einziger frühjüdischer Text gefunden worden, der aufgrund des Michatextes (den wir am vergangenen 4. Adventssonntag als 1. Lesung hörten) die Geburt des endzeitlichen Gesalbten in Betlehem erwartet hätte. Diese Tatsache wiegt besonders schwer, weil in der Bibliothek von Qumran sowohl eine kleine Anthologie mit messianischen Erwartungstexten gefunden wurde, als auch zahlreiche, besonders aus Höhle 4 stammende Schriften mit messianischen Erwartungen inzwischen veröffentlicht worden sind. Nirgends wird in vorchristlicher Zeit die Geburt "des Gesalbten" in Betlehem erwartet.

Die Evangelisten standen demnach unter keinerlei Erwartungsdruck. Auf keinen Fall hätten sie dem "Jesus von Nazaret" eine Geburt in Betlehem andichten müssen, nur weil es einen Jahrhunderte vorher geschriebenen, jedoch in Vergessenheit geratenen Text eines Propheten namens Micha gab. Zu diesem Schluss kommt auch der Neutestamentler Marius Reiser: Es gibt "keinen historisch plausiblen Grund, an der Geburt Jesu in Betlehem zu zweifeln" (EuA 79 [2003] 455).

Warum aber ist mir überhaupt wichtig, wo Jesus geboren wurde? Schließlich muss er ja, wenn er als Mensch gelebt hat und gestorben ist, auch irgendwo geboren worden sein. Der Geburtsort Jesu hat, so scheint mir, eine besondere Bedeutung: Die Geburt Jesu in Betlehem lässt die geheimnisvollen Wege Gottes erkennen, die sich durch Jahrhunderte hinziehen, bis sie in Betlehem ihr Ziel erreicht haben: Abraham wird in dieses Land gerufen, aus Ägypten kehren die Söhne Jakobs zurück, und der Stamm Juda lässt sich in der Gegend südlich von Jerusalem nieder; die Moabiterin Rut kommt nach Bet-lechem, das übersetzt "Haus des Brotes" heißt, und dort wird ihr Urenkel David geboren. Als etwa drei Jahrhunderte nach David Israel unterzugehen droht im Ansturm von Assur und Babylon, da verheißt der HERR durch seine Propheten die Geburt eines mächtigen Friedenskönigs (vgl. Jes 9,5 in der heutigen 1. Lesung), wobei der Prophet Micha schon voraussieht, dass "die Gebärende einen Sohn geboren hat" im Stammgebiet Davids, in Juda, näherhin in Betlehem-Efrata (Mi 5,1-3). Ein Jahrtausend nach David krönt Kaiser Augustus in Rom einen gewissen Herodes und verleiht ihm den griechischen Titel "König der Juden" (Basileus tôn Joudaion). Bei Betlehem baut sich dieser König sein "Herodion". Kein Wunder, dass er und mit ihm die Hauptstadt Jerusalem vor Schrecken zittert, als Sterndeuter aus dem Osten auftauchen und nach einem andern König mit genau demselben Titel fragen: "Wo ist der neugeborene König der Juden?" (Mt 2,2f). Die Schriftgelehrten verweisen nach Betlehem: Die bisher unangefochtene Hauptstadt Jerusalem, die Tochter Zion, bekommt plötzlich in dem unbeachteten Dorf eine Nebenbuhlerin. Denn dieses Betlehem sollte später in einem Hymnus gepriesen werden als: "Oh einzig großes Betlehem, das größer ist als alle großen Städte" – O sola magnarum urbium major Bethlehem (Laudes-Hymnus an Epiphanie). Was das bedeutet, zeigt ein Mosaik in der Basilika S. Maria Maggiore zu Rom, das im Auftrag von Papst Sixtus III. (432-440) entstand: Auf dem Triumphbogen sind rechts vom thronenden Gotteskind die Türme der jüdischen Stadt Jerusalem zu sehen, links drängen Schafe in die Stadt der Heidenchristen, über deren großen Bauten zu lesen ist: BETHLEEM (sic). Bei dieser Schreibweise ist das hebräische Wort lechem ("Brot") nicht mehr erkennbar. Und doch war es dieses kleine Dorf "Brothausen", in dem alles begann. Selbst die ersten Volkszählungen, die Kaiser Augustus im römischen Weltreich durchführen ließ, trugen dazu bei: Die "Gottes-Gebärerin" kam nach Betlehem. Ja, sogar die mangelnde Gastfreundschaft seiner

der Bewohner bewirkte "planmäßig", dass für uns in "Brothausen" das Kind in einen Futtertrog gelegt wurde, von dem es in der Jesaja-Lesung heißt: "Ein Kind ist uns geboren … das genannt wird … Starker Gott … Fürst des Friedens" (Jes 9,5f).

Nach den Zweifeln des vergangenen Jahrhunderts an der Geburt Jesu in Betlehem steht es heute auch einem kritischen Menschen des 21. Jahrhunderts gut an zu staunen über diesen Geburtsort und der Einladung der Hirten zu folgen: "Transeamus – Kommt, lasst uns hinübergehen nach Betlehem!"

Lassen Sie uns in Gedanken dankbar mit ihnen gehen.

Zum Fest der Heiligen Familie (Sonntag in der Weihnachtsoktav)

(Sir 3,2-6.12-14 / Kol 3,12-21 / Lk 2,41-52)

Das Weihnachtsevangelium der Heiligen Nacht vom 24./25. Dezember ist mit seinen nur 14 Versen die Wurzel für alles, was weltweit in Weihnachtsliedern und Krippenbildern gefeiert wurde. Denn nur der "Maler" Lukas hat uns die Krippe, das Kind in Windeln, die Hirten und die Engelchöre geschildert – Mattäus und Johannes kommen an Epiphanie zu Wort. Die Kindheitsgeschichte (Kapitel 1 und 2) schließt Lukas ab mit dem Abschnitt über den zwölfjährigen Jesus. Darin fasst er seine Grundgedanken zusammen. Daher möchte ich die Erklärung dieser Texte nicht ausfallen lassen. Sie werden am Fest der Heiligen Familie, dem Sonntag in der Weihnachtsoktav, als Evangelium gelesen.

Am Fest der Heiligen Familie berichtet der Evangelist Lukas in diesem Lesejahr vom Zwölfjährige Jesus, der von seinen Eltern gesucht und im Tempel wiedergefunden wird. Jesus sagt da: "Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?" (Lk 2,49). Und der Evangelist fügt an: "Doch sie verstanden nicht, was er damit sagen wollte" (Lk 2,50). Da die Kirche ihren Glauben nicht nur in definierten Dogmen bekennt, sondern vor allem auch durch ihr Beten verkündet (*Lex orandi lex credendi*), lohnt es sich neben den großen liturgischen Veränderungen, die das Zweite Vatikanische Konzil mit sich gebracht hat, auch zwei kleine im Hinblick auf das heutige Evangelium zu betrachten.

Erstens hat Johannes XXIII. in der ersten Konzilsperiode nichts anderes veranlasst als diese "Kleinigkeit": In den bisher als unveränderbar betrachteten Ersten Kanon hat er den heiligen Josef eingefügt und ihn damit doch wohl "aufgewertet".

Als dann der Kanon nicht mehr unantastbar war, wurden nicht nur drei neue Hochgebete gestaltet, sondern – das ist die zweite unauffällige Änderung – in allen drei neuen Texten findet sich ein Herabrufen (eine *Epi-klese*) des heiligen Geistes auf die Opfergaben. In den ostkirchlichen Liturgien war das übrigens schon immer ganz wichtig gewesen.

Warum lohnt es sich, am Fest der Heiligen Familie diese "Kleinigkeiten" zu beachten?

Mit dem eucharistischen Leib des Herrn verhält es sich ähnlich wie mit dem irdischen Leib Jesu. Das eucharistische Brot ist in all seinen Bestandteilen ganz normales, materielles Brot. Doch durch das Wirken des Gottesgeistes wird es ebenso vollständig der Leib des Herrn, wie wir auch von Jesus bekennen: "Wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch".¹

Dabei stellen wir uns das "wahrhaft Gott" so leicht falsch vor, etwa wenn wir meinen, Jesus habe vor allem als Wundertäter gezeigt, dass er Gott ist. Viel treffender hat Papst Franziskus zu Beginn des Jubiläumsjahres darauf hingewiesen, dass wir der Barmherzigkeit Gottes begegnen, wenn uns Jesus anblickt. Seine Güte und sein Erbarmen, seine Menschenfreundlichkeit und seine selbstlose Hingabe bis in den Tod sind viel eher das, was ihn als den "Heiligen Gottes" (Joh 6,69) ausweist, nämlich als den, der dem wesensgleich ist, von dem es heißt, Gott sei die sich verschenkende Liebe (vgl. 1 Joh 4,8.16).

¹ Mit diesem Thema befasst sich auch der Vortrag "Wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch. Was bedeutet das? – Was bedeutet das für mich?" (24.12.2008; http://www.beitraege.erzabtei-beuron.de)

Beim Gedanken an die Ähnlichkeiten zwischen dem eucharistischen Herrn und dem Jesus von Nazaret geht uns vielleicht auf, wie groß das Geheimnis ist, das im heutigen Text so einfach angesprochen wird: Maria sagt zu Jesus: "Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht". Und Jesus antwortet, sie hätten doch wissen können: Ich muss "in dem sein, was meines Vaters ist". Und dann folgt, was wir oben hörten: Die Eltern "verstanden das Wort nicht, das er ihnen gesagt hatte" (Lk 2,48-50).

Wenn selbst die Eltern Jesu nicht verstehen, wieso da von zweierlei Vaterschaften gesprochen werden kann, wird deutlich: Auch wir tun gut daran, wenn wir das große Geheimnis schweigend stehen lassen: Der ewige Sohn Gottes wurde "der Menschensohn".

Genau darin liegt auch die Gemeinsamkeit des morgigen Evangeliums mit den zwei kleinen liturgischen Änderungen: Beide vertiefen unser Verständnis sowohl der Menschwerdung Jesu als auch des sakramentalen Geschehens auf dem Altar. Beide Male wirken Irdisches und Göttliches zusammen in einer Weise, die naturwissenschaftlich nie erklärbar sein wird.

Zugleich weist uns das Evangelium mit der Suche der Eltern darauf hin: Auch heute noch lässt sich Jesus finden im Haus Gottes, vor allem, wenn wir ihn bei der heiligen Kommunion glaubend-liebend zu uns aufnehmen.

Zum 2. Sonntag nach Weihnachten

(Sir 24,1-2,8-12 / Eph 1,3-6.15-18 / Joh 1,1-18)

Ein gutes neues Jahr! An seinen Anfang stelle ich die Gestalt des Täufers Johannes. Er erkannte als Erster die Größe dessen, der sich von ihm taufen ließ. Seither ist in der neuen Wertskala wirklich der groß, der bereit ist, selbst klein zu werden. Das hat der Täufer nicht nur verkündet (vgl. Joh 3,30), sondern auch selbst vorgelebt bis zu seiner Enthauptung in einer einsamen Kerkerzelle.

Erst am heutigen zweiten Sonntag in der Weihnachtszeit wird der Johannesprolog vollständig gelesen; anders als am Weihnachtsfeiertag werden also die Verse über Johannes den Täufer nicht ausgelassen (Joh 1,6-8). Daher soll heute gezeigt werden, warum Johannes der Täufer und Jesus untrennbar zusammengehören – im Leben und auch im Prolog des Johannes-Evangeliums. Das ist mir auch deshalb so wichtig, weil häufig behautet wird, in hier seien in einen Christus-Hymnus der Gemeinden Hinweise auf den Täufer eingefügt worden – fast wie Fremdkörper.

Doch der Prolog bildet eine Einheit, in der die Person des Täufers das Bindeglied ist zwischen dem ewigen und dem Fleisch gewordenen Wort (vgl. Joh 1,1.14f). Er ist der entscheidende Zeuge, "durch den alle" zum Glauben kommen sollen (Joh 1,7).

Um die einzigartige Bedeutung des Täufers zu verstehen, ist es hilfreich, zu Beginn einen Blick darauf zu werfen, wie er bei den anderen Evangelisten in die Heilsgeschichte eingebunden ist.

So setzt bei Lukas die Geschichte unserer Erlösung noch vor der Verkündigung an Maria und vor der Weisung an Josef ein – beim Vater des Täufers. Im Tempel zu Jerusalem wird dem Zacharias ein Sohn verheißen, der Johannes heißen soll, er wird "groß sein vor dem HERRN" und "mit dem Geist des Elija dem HERRN vorangehen" (Lk 1,15.17). Zur schwangeren Frau des Zacharias, zu Elisabet, kommt als unerwarteter Besuch Maria, deren Geheimnis – die Botschaft eines Engels – noch niemand kennt. Doch Elisabet "schreit laut auf", denn beim Hören des Grußes sei das Kind in ihrem Schoß "mit Frohlocken freudig aufgesprungen" (Lk 1,42-44; darauf bin ich am 4. Adventssonntag eingegangen). Beim Evangelisten Lukas macht also bereits der noch nicht geborene Johannes, der "schon im Mutterleib vom Heiligen Geist erfüllt ist (Lk 1,15) zum ersten Mal aufmerksam auf den HERRN, der in unsere Welt kommt.

Wer einwirft, auch andere hätten die Geburt Jesu erlebt, dem kann leicht entgegnet werden, dass zwar Lukas und Mattäus berichten, das neugeborene Kind sei von den Hirten, den Magiern, von Simeon und Hanna verehrt worden – aber 30 Jahre später erwähnt das niemand mehr.

Doch genau zu dieser Zeit, "im 15. Jahr des Kaisers Tiberius" (Lk 3,1), ergeht der Ruf des Herrn – jedoch nicht an den Zimmermannssohn in Nazaret, sondern "an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste" (Lk 3,2), als Prophet aufzutreten und dem HERRN den Weg zu bereiten. Bald war seine Autorität so groß, dass ihn selbst sein Landesherr Herodes Antipas fürchtete und später festnahm. In den außerbiblischen Schriften des jüdischen Historikers Josephus Flavius ist mehrfach und ausführlich die Rede von der Tätigkeit dieses "Johannes des Täufers". Eine prophetische Gestalt mit solcher Autorität und Ausstrahlungskraft war die unabdingbare Voraussetzung für die Anfänge der Jesus-Bewegung – denn wie sollte die öffentliche Tätigkeit Jesu begonnen haben ohne den Täufer?

Im Laufe der Jahre wurde mir immer klarer, wie unglaubwürdig ein Jesus gewesen wäre, der sich selbst zum Messias ausgerufen hätte; wer hätte dann seiner Predigt geglaubt: "Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden …" (Mt 23.12). Tatsächlich macht er sich in aller Bescheidenheit, in "Niedrigkeit", wie alle anderen und wie ein Sünder, auf den Weg von Galiläa zum Jordan, um sich dort von Johannes taufen zu lassen. Und kein anderer Mensch, kein anderer Verwandter oder Freund hätte Gehör gefunden, wenn er verkündet hätte, dieser Jesus sei der endzeitliche Gesalbte, der *Christós*. Ganz unmöglich ist etwa die Vorstellung, die Mutter Jesu hätte verbreitet: "Vor über 30 Jahren sagte mir ein Engel des HERRN, meinem Sohn würde einmal 'der Thron seines Vaters David' zustehen" (Lk 1,32). Nur eine prophetische Gestalt vom Format des Johannes, eine allgemein anerkannte Autorität, konnte den unbekannten Jesus entdecken und ihn — wie wir sagen würden — aufbauen: Johannesjünger wechseln von ihrem berühmten Meister über zum zunächst eher unscheinbaren, bescheidenen Jesus (vgl. Joh 1,36-40). Johannes ist es, der die Größe des sich selbst Erniedrigenden erkennt. Er allein sieht auch, dass auf diesem Menschen der Geist Gottes ruht, und nur er bezeugt ihn als das "Lamm Gottes, das die Sünde der Welt auf sich nimmt" (Joh 1,29).

Dieser heilsgeschichtliche Hintergrund ist im Johannes-Prolog literarisch eingefangen. Nach den ersten fünf Versen, in denen dargelegt wird, wie durch das ewige Wort alles geschaffen wurde, und wie es als das Licht in der Finsternis leuchtet, geht der Schriftsteller zum eigentlichen Thema seines Evangeliums über, zur Menschwerdung. Dabei beginnt er nicht unvermittelt mit den Worten "Und das Wort ist Fleisch geworden", sondern schreibt: "Und es ward ein Mensch, von Gott gesandt, sein Name war Johannes. Er kam um Zeugnis zu geben …" (Joh 1,6f.). Doch nun betont der Evangelist, dass dieser Johannes nicht selbst das Licht ist; er geht über zu Jesus und fährt fort: "Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt" (Joh 1,8) – als Höhepunkt des Prologs greift er dann die Anfangsworte wieder auf: "Im Anfang war das Wort", und fügt hinzu: "Und dieses Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt … voll der Gnade und Wahrheit". Als Grund für diese Erkenntnis fügt er sofort an: Johannes bezeugte über ihn und "schrie laut" (so die wörtliche Übersetzung): "Dieser ist es, von dem ich sagte: "Der nach mir kommt, war vor mir" (Joh 1,15).

Auch nach dem Ende des Prologs geht es unmittelbar mit Johannes dem Täufer weiter: "Und das ist das Zeugnis des Johannes …" (Joh 1,19). An dieser Stelle betont der Täufer den Sadduzäern und den Pharisäern gegenüber zuerst, wer er nicht ist: Er ist nicht Elija, nicht der Prophet oder der Messias – sondern die Stimme des Rufers. Seinen Jüngern erklärt er dann genauer: "Auch ich habe ihn nicht erkannt, aber ich sah den Geist aus dem Himmel auf ihn herabkommen wie eine Taube. Und er blieb auf ihm" (Joh 1,32). Dann führt er aus, dass der, der ihn gesandt hat zu taufen, zu ihm sagte: "Auf wem du den Geist ruhen siehst, der ist es, und ich habe gesehen und ich bezeuge: Dieser ist der Sohn Gottes" (Joh 1,34).

Der nachfolgende Teil des Evangeliums führt diesen Gedanken ohne Bruch fort. Die ersten Jünger kommen, bei der Hochzeit zu Kana beginnen sie, an die Größe Jesu zu glauben, und der Täufer selbst fasst zusammen: "Er muss wachsen, ich muss abnehmen" (Joh 3,30).

Die Gestalt Johannes des Täufers ist kaum zu hoch einzuschätzen. Große Künstler haben die Bedeutung des Täufers zum Ausdruck gebracht, so Matthias Grünewald in seiner Darstellung der Kreuzigung in Colmar. Dort steht unter dem Kreuz nicht, wie üblich, der Evangelist Johannes, sondern der Täufer, der historisch längst enthauptet worden war. Er weist mit groß ausgerecktem Zeigefinger auf

den Gekreuzigten hin und wiederholt diese Worte: "Illum oportet crescere – Er muss wachsen, ich muss abnehmen" (Joh 3,30).

Ein anderer Künstler hat im Deckengemälde der Dorfkirche von Elbigenalp im Lechtal/Tirol den Täufer dargestellt als den, der unsere Evangelien zusammenhält. Auf einem Viergespann steht Christus der Auferstandene als Sieger, anstelle der Zugtiere sind die Symbole der vier Evangelisten eingespannt: der Adler für Johannes, der Löwe für Markus, der Ochse für Lukas und ein Engel für Mattäus. Und diese vier werden zusammengehalten von Johannes dem Täufer, der ihnen vorausgeht und sie "zügelt": Sie alle verkünden die eine frohe Botschaft, die bei allen mit dem Zeugnis des Täufers für Jesus beginnt, der sich von ihm taufen lässt.

Johannes der Täufer ist, "der Größte unter den von einer Frau Geborenen" (Mt 11, 11). Er verbindet nicht nur im Johannes-Prolog das ewige Wort mit dem fleischgewordenen *Logos*. Auch unsere vier Evangelien einigt er.

Die frühesten Kirchen waren Johannes dem Täufer geweiht. Heute ist uns oft nicht mehr bewusst, wie entscheidend seine Rolle für unseren Glauben an die Menschwerdung Gottes ist. Ohne dass uns andere Menschen auf den HERRN hinweisen, können wir ihn nicht erkennen (vgl. Röm 10,14). Am Anfang dieser langen Reihe steht das Zeugnis des Täufers.

Zur Taufe des Herrn

(Jes 12,5a.1-4.6-7 / Apg 10,34-38 / Lk3,15-16.21-22)

Auch am heutigen Sonntag geht um den großen Täufer, der "von Gott gesandt" war, um Zeugnis zu geben (Joh 1,6f). Er bezeugt den Geist Gottes auf dem Sohn und beschreibt das im Bild einer Taube. Zwar kommt in allen vier Evangelien eine Taube vor, doch nur im Johannesevangelium erfahren wir, dass erstmals und allein der Täufer von einer Taube spricht: "Ich habe den herabsteigenden Geist gesehen wie eine Taube" (Joh 1,32). Der folgende Text will zeigen, dass diese "Taube" nicht einfach ein Bild für "den Heiligen Geist" ist, sondern für den liebenden Blick des Vaters auf den Sohn – Jesus selbst nennt das "die Liebe, mit der du mich geliebt hast" (Joh 17,26b).

Von allem Ewigen können wir nur bildlich sprechen, das beginnt bei "Himmel" und gilt genauso für "Licht" oder auch "Sohn" und "Vater". Die biblischen Schriftsteller nutzen irdische Bilder, um auf etwas anderes zu verweisen. Was will uns etwa am Fest der Epiphanie das Bild des Sterns sagen; was meint Johannes der Täufer mit dem "Lamm Gottes"? Am heutigen Fest der Taufe des Herrn kommt das Bild der "Taube" hinzu. Wofür steht es?

Im ganzen Neuen Testament kommt nämlich **nur hier** am Jordan eine "Taube" vor – was unsere Künstler auf Bildern der Verkündigung oder des Pfingstfestes darstellen, ist vom Text her unbegründet. Doch was ist damit gemeint, und wer war es, der erstmals das Wort "Taube" gebraucht hat? Ihn möchte ich richtig verstehen und frage mich deshalb, welche geistige Wahrheit ihm dabei vor Augen stand?

Die einzigartige Verbindung von Taube und Taufe wird von der griechisch-orthodoxen Kirche zu Jerusalem hervorgehoben durch eine Prozession zum Jordan. Ich konnte einmal dabei sein. Mit dem Bus fuhren wir über Jericho zu einem Klosterbau in der Nähe des Jordan. Nachdem der Klerus die prächtigen Paramente angelegt hatte, begann die Prozession zum Flussufer. Dort wurde unter Gebeten und Gesängen das Jordanwasser gesegnet, und dann öffnete der Patriarch einen kleinen Käfig, und eine weiße Taube flog zum Himmel empor.

Von diesem anschaulichen Brauch, bei dem eine Taube in den Himmel fliegt, wechseln wir jetzt zu den vier Evangelien und stellen fest, dass da immer von einer herabkommenden Taube die Rede ist. Allerdings wird das viermal verschieden beschrieben:

Bei Markus sieht nur Jesus allein, während er aus dem Wasser steigt, wie aus dem sich öffnenden Himmel der Geist "wie eine Taube" auf ihn kommt (Mk 1,10). Doch nirgends hören wir, dass Jesus selbst von dieser Vision berichtet hat.

Bei Mattäus öffnet sich für alle sichtbar der Himmel und Jesus sieht, dass der Geist auf ihn herabschwebt "wie eine Taube" (Mt 3,16).

Und heute lesen wir den Bericht in der Fassung des Lukas. Da heißt es: Während Jesus betete, öffnete sich der Himmel, "und der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab" (wörtl. "in leiblicher Gestalt", auf griechisch: *somatikô eidei*, Lk 3,22). Diese Darstellung hat sich wohl am weitesten von der geistigen Wirklichkeit entfernt, die sich ursprünglich am Jordan ereignete.

Bei Johannes, der alles Sensationelle vermeidet – und der nicht selten die Synoptiker berichtigt (z.B. Joh 3,24) –, "sieht" nur der Täufer eine Taube. Ihm sagt eine innere Stimme, er werde am Herabkommen des Geistes erkennen, wer der Sohn Gottes ist. Und dann gebraucht der Täufer erstmals, wie mir scheint, das neue Bild, um seinen Jüngern zu bezeugen, was er innerlich erlebt hat: "Ich sah, dass der Geist vom Himmel herabkam wie eine Taube und auf ihm blieb" (Joh 1,32).

Bemerkenswert ist noch: Nur bei den Synoptikern wird überdies von einer Stimme aus dem Himmel berichtet, die zu hören war, während Jesus im Jordanwasser stand: "Das ist mein geliebter Sohn." Bei Johannes fehlt diese Stimme.

Um zu verstehen, in welchem Sinn der Täufer das Bild der Taube verwendet, hilft uns ein Blick ins Alte Testament. Dort haben sich die Exegeten bei der Auslegung des Hohenlieds lange gefragt, was der Verfasser meinte, als er z.B. über die Braut schrieb: "hinter dem Schleier deine Augen wie Tauben" (Hld 4,1). Erst als bildliche, altorientalische Darstellungen zur Deutung herangezogen worden waren, wurde der Sinn verständlich: Die eingravierten Bilder zeigen eine Taube, die vom Liebenden zur Geliebten fliegt. Die Taube ist im Hohelied also ein Bild für den wohlwollenden Blick des Liebenden.

Das ist wohl auch bei der Taufe im Jordan der ursprüngliche Sinn des Bildes der Taube: der liebende Blick. Wenn der Täufer sagt, der Geist sei "wie eine Taube" auf Jesus herabgekommen, so wird ohne Bild damit gesagt: "Ich sah den Gottesgeist wie den liebenden Blick des Vaters herabkommen."

Wenn wir die beiden Beobachtungen verbinden – keine Stimme, aber das Sehen einer Taube –, finden wir also auch bei Johannes den Hinweis, Jesus sei der geliebte Sohn.

Doch auf was fällt dieser wohlwollende Blick des Vaters, worauf "wirft er ein Auge"? – Auf den Sohn, der sich entblößt hat und sich im Jordan stellvertretend für uns Sünder taufen lässt. Er schaut auf Jesus, der am Jordan beginnt uns das vorzuleben, was uns bis heute die Schrift zuruft: "Einer trage des andern Last, und so erfüllt ihr das Gesetz Christi" (Gal 6,2).

Die Fastenzeit

Zum 1. Fastensonntag

(Dtn 26,4-10 / Röm 10,8-13 / Lk 4,1-13)

Sonntage sind keine Fasttage, deshalb haben wir schon am Aschermittwoch begonnen die 40 Tage zu zählen, die heilige Quadragesima (Vierzig). Danach freuen wir uns auf die 50 Tage der Osterzeit, sie endet mit dem Fest am "Fünfzigsten" (Tag), griechisch "Pentekostä" (häméra); von "Penteköstä" leitet sich unser Wort "Pfingsten" ab. Im Evangelium des heutigen Sonntags erfahren wir, dass Jesus selbst 40 Tage gefastet hat. Die Zahl 40 war ihm vorgegeben, nicht nur durch die 40 Tage der Sintflut (vgl. Gen 7,4) oder durch die 40 Jahre der Wüstenwanderung. Schon die Zickzacklinie unseres heutigen Buchstabens M war einst die Hieroglyphe für "Wasser" und wurde zum griechischen Zahlzeichen für 40. Der Knabe im Binsenkörbchen, der "aus dem Wasser", hebräisch Min MaiM, gezogen wurde (Ex 2,10), hieß Mose, und sein Leben verlief in Etappen von dreimal 40 Jahren, bis er mit 120 Jahren starb (vgl. Ex 7,7; Dtn 31,2; 34,7). Der verzweifelte Prophet Elija wurde mit Brot versorgt, das ihm ein Engel brachte. Danach wandert er, "gestärkt durch diese Speise 40 Tage und 40 Nächte bis zum Gottesberg Horeb" (1 Kön 19,4). Auch für unseren vierzigtägigen Weg in diesem Jahr gibt es das Eucharistische Brot und das Wort Gottes, damit wir "durch den Trost der Schrift Hoffnung haben" (Röm 15,4). Das gilt auch für den heutigen Abschnitt aus dem Lukasevangelium – selbst wenn da ein leibhaftiger Teufel auftritt.

Fast genau drei Jahre, bevor dieser Text geschrieben wurde, am 11. Februar 2013, waren alle betroffen von der Nachricht: Papst Benedikt XVI. tritt zurück. Er hatte den Mut, Konsequenzen aus der Tatsache zu ziehen, dass die moderne Medizin die Lebenszeit erstaunlich verlängern kann, und verzichtete auf sein Amt. Er zeigte uns damit, dass es berechtigt und notwendig sein kann, alte kirchliche Traditionen in Frage zu stellen, wenn Entwicklungen in den Naturwissenschaften zu neuen Situationen oder Erkenntnissen führen; und das gilt wohl auch in vielen anderen Gebieten, etwa der Elektronik, der Soziologie und nicht zuletzt der Human-Biologie.

Doch im Hinblick auf das heutige Evangelium mit der Versuchung Jesu will ich etwas anderes an jenem Schritt des Papstes beachten. Jeder von uns hört gern Lob, und zweifellos wusste Benedikt XVI., dieser scharfsinnige Denker und erfolgreiche Buchautor, dass ihm nach seinem Rücktritt keine Menschenmengen mehr zujubeln und keine internationalen Parlamente mehr nach seinen Reden applaudieren. Auf Beifall freiwillig zu verzichten ist etwas Großes, und Benedikt XVI. steht da ganz in der Nachfolge Jesu.

Auch Jesus wurde vor allem versucht durch den Hinweis auf die Macht, die er hätte haben können – sofort, und ohne leiden zu müssen. Der Teufel zeigt ihm "alle Reiche der Erde" und bietet ihm an: "All die Macht und Herrlichkeit dieser Reiche will ich dir geben, [...] wenn du mich anbetest" (Lk 4,5-7). Leicht bleiben wir bei diesen einprägsamen Bildern stehen und vergessen, dass sie nicht willkürlich gewählt sind. Sie stehen für konkrete, echte Versuchungen im Leben Jesu, von denen wir an anderen Stellen der Evangelien hören, allerdings nicht so augenfällig, wie in den Bildern des heutigen Evangeliums. Eine solche echte Versuchung gab es für Jesus schon zu Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit in Kafarnaum, er hätte sich als "Heiland", im Wortsinn also als großer Heiler und Wundertäter, feiern lassen können; denn da strömten die Menschen herbei, um geheilt zu werden – und viele wurden geheilt. Wie naheliegend wäre es gewesen, als der wundertätige Retter Israels das Reich Gottes auszurufen. Jesus aber flieht vor dieser Versuchung ins nächtliche Gebet und verlässt am andern Morgen Kafarnaum (vgl. Mk 1,32-38). Eine ähnliche Versuchung hat Jesus zu bestehen, als er nach der Brotvermehrung merkt: Die begeisterte Menschenmenge will mich zum König ausrufen. Auch hier widersteht er der Versuchung und flieht in die Bergeinsamkeit (vgl. Joh 6,15). Oder bei Caesarea Philippi: Petrus hatte soeben Jesus als den Gesalbten, den Sohn des lebendigen Gottes ausgerufen, aber dieser Jesus beginnt von seinen bevorstehenden Leiden zu sprechen. Petrus ist empört und will ihn von

seinem Vorhaben abbringen; denn das passe doch nicht zu einem Messias, wie ihn das Volk erwartet. Jesus merkt, wie verführerisch für ihn das Ansinnen des Petrus ist, und er weist Petrus zurecht: "Weg von mir, Satan!" (vgl. Mk 8,33).

Der Text, der am heutigen 1. Fastensonntag gelesen wird und uns die dreifache Versuchung Jesu durch den leibhaftigen Teufel anschaulich vor Augen stellt, ist also kein "Dokumentarfilm", sondern spricht in Bildern von inneren Prüfungen, denen der HERR in seinem irdischen Leben wirklich unterworfen war (vgl. Hebr 4,15).

Von diesen echten inneren Versuchungen sprechen alle vier Evangelisten, das dreifache spektakuläre Auftreten des Teufels (griechisch diábolos) dagegen findet sich nur bei Mattäus und Lukas. Im Johannesevangelium tritt nirgends ein Teufel auf, der Jesus versucht – übrigens kommt bei Johannes auch nirgends eine Dämonenaustreibung vor. Bei Johannes gerät Jesus in "realen Lebenssituationen" in Versuchung, etwa durch die oben genannte Möglichkeit sich zum König ausrufen zu lassen. Markus kennt zwar einen vierzigtägigen Wüstenaufenthalt, beschränkt seine Mitteilung über Versuchungen aber auf den einen kurzen Satz: "Jesus blieb vierzig Tage lang dort in der Wüste und wurde vom Satan (hier steht dieses hebräische Wort satan) in Versuchung geführt" (Mk 1,13).

Wenn wir Mattäus und Lukas vergleichen, ist leicht erkennbar, dass sie von derselben "Quelle" abhängig sind, oft sind sie wörtlich gleich. Doch sie fühlen sich nicht einer starren Vorlage verpflichtet, sondern setzen je eigene Akzente. Mattäus liebt alttestamentliche Zitate, bei ihm sind die ablehnenden Antworten Jesu wichtig. So lässt er beispielsweise bei der ersten Versuchung Jesus ausführlicher antworten, der Mensch lebe auch "... von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes hervorgeht" (Mt 4,4). Danach wechselt er sofort "in die heilige Stadt" – der Name Jerusalem fällt bei Mattäus nicht. Ganz anders Lukas, der Akzente setzt, die der Theologie seines Doppelwerks Evangelium mit Apostelgeschichte entsprechen. Alles beginnt und endet bei ihm in Jerusalem. Also stellt er auch die Versuchungen so um, dass in "Jerusalem" – nicht "in der heiligen Stadt" – die letzte und dritte Versuchung stattfindet (vgl. Lk 4,9-12), dann kehrt Jesus nach Galiläa zurück (vgl. Lk 4,14). Die Freiheit, mit der Lukas den Text gestaltet, zeigt, wie wenig er sich dem Ablauf von geschichtlichen Ereignissen verpflichtet fühlt – übrigens, wer sollte dabei gewesen sein, als der Teufel an Jesus herantrat?

Die Liturgie kümmert sich nicht um derartige historische Fragen. Der Text will uns am Anfang der vierzigtägigen Fastenzeit sicher nicht auf Begegnungen mit einer Teufelsgestalt vorbereiten, wohl aber sollen wir wachsam sein, um innere "teuflische" Versuchungen zu erkennen, die sich so leicht als "Selbstverwirklichung" tarnen. Vor allem ihnen widerstand Jesus während seines ganzen irdischen Lebens; er strebte nicht eigenwillig Erfolge an, seine Speise war es, "den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat" (Joh 4,34). Auch in der Askese gibt es Eigenwillen. Wenn schon Fastenzeit ist, dann will man irgendwie etwas "Besonderes" tun. Doch der Wille Gottes liegt meist im Alltäglichen oder in dem, was man sich selbst nie ausgesucht hätte. Der hl. Benedikt widmet ein eigenes Kapitel dem Verhalten während der Fastenzeit und meint, wir müssten wenigstens "in diesen heiligen Tagen … die früheren Nachlässigkeiten tilgen". Abschließend empfiehlt er – nicht nur dem Mönch: "Mit geistlicher Sehnsucht und Freude erwarte er das Osterfest" (RB 49).

Viel Vorfreude auf Ostern!

Zum 2. Fastensonntag

(Gen 15,5-12.17-18 / Phil 3,17-4,1 / Lk 9,28b-36)

Manchmal begegnet uns ein gütiger Mensch mit "strahlendem" Gesicht, andere sind verbittert und blicken uns "finster" an. Der auf dem Berg betende Jesus, den der Vater liebt, erstrahlt in göttlichem Licht. Auf ihn zu "hören" bedeutet ihm ähnlich werden zu wollen. Wie durch unsere Lebensweise unser Leib dem HERRN "gleichgestaltig" werden kann, schrieb einst Paulus beschwörend an seine Lieblingsgemeinde in Philippi. Sie finden es in der zweiten Lesung an diesem 2. Fastensonntag.

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie oft unsere Vorstellungen von biblischen Geschichten stärker durch Kunstwerke geprägt werden als durch die Texte des Neuen Testaments? Manchmal ist das hilfreich, oft aber auch irreführend. Dafür einige Beispiele, von denen das erste noch harmlos ist: Engel haben auf Bildern immer Flügel, obwohl sie in den Texten des Neuen Testaments nie so geschildert werden. Wirklich irreführend wird es bei dem Bild der Taube, das nur verdeutlichen sollte, in welcher Weise sich Gottes Geist bei der Taufe auf Jesus herabließ (vgl. Joh 1,32) – darum ging es vor wenigen Wochen am Fest der Taufe des Herrn –, und zum festen Bild der dritten göttlichen Person wurde; als solche wird sie von den Künstlern auch bei der Verkündigung oder an Pfingsten eingezeichnet. Ganz irreführend ist es schließlich, wenn mittelalterliche Künstler uns einen bärtigen Gottvater zeigen, obwohl Jesus das einzige Bild des unsichtbaren Gottes ist. Das letzte Beispiel berührt schon die Frage nach dem "verklärten Leib" (um den es im heutigen Sonntagsevangelium geht). Jesus bietet dem ungläubigen Tomas zwar an, die Hand in seine Seitenwunde zu legen, doch nirgends steht, dass es Tomas gewagt habe, das auch zu tun – wie es viele Kunstwerke darstellen. Im Text sagt Jesus zu Tomas: "Weil du mich gesehen hast, glaubst du" (Joh 20,29), nicht aber: Weil du mich "getastet" hast.

So können wir zunächst feststellen: Bilder, die zeigen, wie Tomas die Hand tatsächlich in die Seitenwunde legt, interpretieren den Text unrichtig. Sie stellen uns aber vor die Frage: Was war das für ein Leib, in dem Jesus nach Ostern erschienen ist? Und: Wie ist er aus dem Grab auferstanden? Auch da werden unsere Vorstellungen stark von Kunstwerken beeinflusst, die ganz anders aussehen, als ein solches Tomas-Bild, das einen "handfesten" Leib Jesu voraussetzt. Am bekanntesten ist wohl Grünewalds Isenheimer Altar zu Colmar. Auf der einen Seite ist die Kreuzigung in aller Härte dargestellt, auf der anderen die Auferstehung. Unten liegen wie tot die Wächter. Der große Stein lehnt neben dem Grab. Und über ihm schwebt der Herr, strahlend wie die Sonne, siegreich empor. Doch das Neue Testament schildert nirgends einen solchen strahlenden Auferstandenen, der aus seinem Grab emporschwebt. Alle Evangelisten setzen erst bei den Erscheinungen des Auferstandenen ein, und da begegnet Jesus den Menschen niemals in einem strahlenden, von Licht verklärten Leib, vielmehr macht er den Eindruck ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein. Der Maria aus Magdala begegnet er wie ein Gärtner, den zwei Jüngern, die auf dem Weg nach Emmaus sind, wie ein unbekannter Wanderer, und am Ufer des Sees von Tiberias wird er von den Jüngern im Boot nicht gleich erkannt.

Zu diesem Befund kommt noch hinzu, dass auf ostkirchlichen Ikonen nie das Hervorgehen Jesu aus dem Grab gezeigt wird; die "Anastasis" wird auf ihnen dargestellt als Weg in die Unterwelt, wo Christus Gefangene befreit.

Handelt es sich also bei unseren "strahlenden, verklärten" Osterbildern auch um eine irreführende Darstellung durch westliche Maler? Ich meine: Nein! Denn im Unterschied zur Ostkirche haben die Künstler im Westen den Bericht über die Verklärung Jesu herangezogen, um sich das österliche Geschehen vorstellen zu können.

Wenn wir das heutige Evangelium von der Verklärung Jesu genauer betrachten, zeigt sich, dass uns die Künstler hier helfen etwas Richtiges, aber kaum Beachtetes, wahrzunehmen: den Zusammenhang zwischen dem heutigen Text über die Verklärung Jesu und dem Osterereignis – so ist bei Tizians "Verklärung Christi" auf den ersten Blick schwer zu erkennen, ob es sich um ein Bild der Verklärung oder der Auferstehung handelt.

Im heutigen Lukas-Text lesen wir, dass Mose und Elija mit Jesus "von seinem Ende, das sich in Jerusalem erfüllen sollte", redeten (Lk 9,31). Am Schluss hieß es dann: "Die Jünger schwiegen jedoch über das, was sie gesehen hatten und erzählten in jenen Tagen niemand davon" (Lk 9,36). Das weist schon voraus auf die Tage nach Ostern, wie bei Markus noch deutlicher zu erkennen ist: "Während sie den Berg hinabstiegen, verbot [Jesus] ihnen, irgendjemand zu erzählen, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sei. Dieses Wort beschäftigte sie. Und sie fragten einander, was das sei: Von den Toten auferstehen" (Mk 9,9f).

Das Geschehen auf dem Berg Tabor, von dem das heutige Evangelium erzählt, scheint wie ein Schlüssel zu sein, der uns das Ostergeheimnis erschließt. So gesehen, birgt der heutige Text auch den Vorteil, etwas über unseren Leib nach unserem Tod zu erfahren. Dazu können wir auch die heutige

zweite Lesung heranziehen. In diesem Abschnitt aus dem Philipperbrief heißt es: "Unsere Heimat aber ist im Himmel. Von dorther erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter, der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines verherrlichten Leibes" (Phil 3,21). Im griechischen Originaltext der Verklärung wird das Verb *meta-morphóo* gebraucht (Mt 17,2; Mk 9,2), von dem unser Wort "Metamorphose" abgeleitet ist: Es geht um eine Verwandlung des Leibes. Dabei vollzieht sich bei Jesus eine *meta-mórphosis*, wir aber erwarten einem Leib, der *sým-morphos* (Phil 3,21), der also seinem Leib *kon-form* werden soll, einen Leib der ewig Licht ist, weil ihm nichts Finsteres, nichts irdisch Vergängliches mehr anhaftet.

Unsere abendländischen Künstler, die den Lichtglanz vom Tabor auf das Grab des Gekreuzigten übertragen haben, verdienen Dank. Das heutige Evangelium schildert uns ja viel mehr als nur eine kurzfristige, vorübergehende Vision. Durch das Gespräch über das Ende Jesu, wörtlich über seinen "Ausgang" (éxodos), der ihm in Jerusalem bevorstehe (Lk 9,31), weist der Text selbst voraus auf das einmalige, für immer gültige Ostergeschehen, auf das *Mysterium Paschale*. Die Osterbilder mit dem strahlenden Auferstandenen verkünden uns richtig – zusammen mit den Worten des Apostels – die unfassbare Nachricht: Auch wir dürfen auf ewig einen solchen verklärten, dem Leib des HERRN gleichgestalteten Leib erhoffen.

Zum 3. Fastensonntag

(Ex 3,1-8a.13-15 / 1 Kor 10,1-6.10-12 / Lk 13,1-9)

Der heutige Abschnitt aus dem Lukasevangelium ist außerordentlich wichtig für die Frage der (dreijährigen?) öffentlichen Tätigkeit Jesu. Doch die folgenden Gedanken zum 3. Fastensonntag sind diesmal ganz der 1. Lesung gewidmet, die von der Offenbarung des Namens des HERRN aus Feuerflammen berichtet.

Jüdisch-christliches Gedankengut verbindet mit dem Wort "Sinai" vor allem die "Zehn Gebote" bzw. das von Mose gegebene Gesetz, die Tora.

Die frühchristliche Tradition dagegen betonte etwas anderes. Nachweisbar schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts besuchte die Pilgerin Egeria ein Kloster am "Platz des Brennenden Dornbuschs" (später wurde es umbenannt in "Katharinenkloster"). Und tatsächlich haben die Ereignisse am Brennenden Dornbusch nicht nur zeitlich, sondern vor allem auch theologisch den Vorrang vor der Gesetzgebung. Denn bevor Mose das Volk Israel aus Ägypten herausführte, war ihm Gott auf dem Sinai in den Flammen eines Dornbuschs sehr persönlich begegnet; danach kehrte er nach Ägypten zurück und erst dann führte er das Volk aus der Sklaverei – wieder zum Sinai, der auch der Berg Horeb genannt wird, und jetzt erhält er dort die Gesetzesvorschriften.

In der 1. Lesung am 3. Fastensonntag hören wir von dem Ausgangs-Ereignis: Mose kommt zum "Gottesberg Horeb" (Ex 3,1) und sieht die Flammen, die aus dem Dornbusch schlagen. Am letzten Sonntag berichtete die 1. Lesung vom Feuer einer "lodernden Fackel" und vom ersten Bundesschluss Gottes mit Abraham (Gen 15,17f). An diesem Sonntag hören wir, was sich ein halbes Jahrtausend später ereignete: Aus Feuersflammen nennt Gott (oder "die Gottheit", auf hebräisch *elohim*) erstmals seinen einzigartigen, ganz persönlichen Eigennamen. Und dieser Name, "ich bin", wurde schon von den vorchristlichen Juden so wiedergegeben, wie auch wir heute Gott nennen: "Adonai" oder "Kyrios", lateinisch "Dominus", deutsch "Herr". Die vier Buchstaben YHWH, das Tetragramm, mit denen dieser Name geschrieben wird, wurden früher vielleicht "Jahu" oder "Jahuwa" ausgesprochen, sicher nicht mit einem "e" am Ende; "Jahwe" ist also ein unrichtiges Konstrukt von Bibelwissenschaftlern. Kein Jude würde den Namen des HERRN so aussprechen bzw. diesen Namen überhaupt in den Mund nehmen. Dieser "unaussprechbare" Name ist das Einzige, was *alle* Juden anerkennen, und er hat das Volk in den folgenden Jahrtausenden trotz aller Verfolgungen zusammengehalten.

Alle Menschen sind normalerweise irgendwie "religiös". Doch nur dem Volk, das Gott selbst sich ausgewählt hat, nannte er seinen Namen, nämlich das Tetragramm YHWH – HERR. Für das Volk Gottes ist er von jetzt an "der Herr, *unser* Gott". Dieser Name Gottes ist nicht das Ergebnis menschlicher

Spekulationen, nicht die Hebräer haben ihrem Gott einen Namen gegeben, wie das bei den Göttern anderer Völker üblich war, so etwa die "Schaumgeborene", die Göttin *Aphrodite*. Gott selbst hat seinem Volk "*den* Namen" geoffenbart, der etwas von seinem Wesen mitteilt: Er ist, der da ist, wann und wo immer er angerufen wird – auch von uns, die wir zum Israel des Neuen Bundes gehören dürfen.

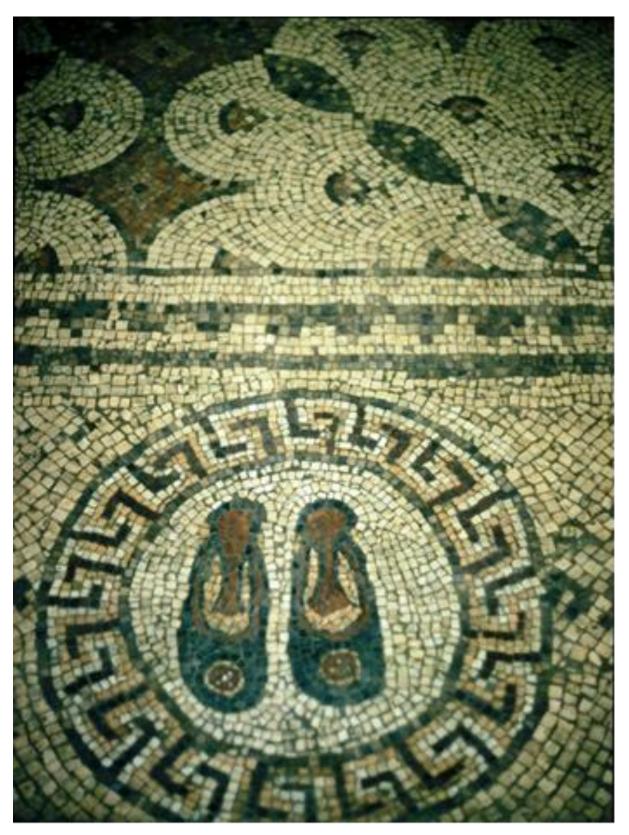


Abb. 3: Bodenmosaik aus einer frühchristlichen Negev-Kirche (5./6. Jh.). Aufgenommen 1978 im Museum von Beerscheba/ Israel.

Nach Ostern haben die Christen von Anfang an Jesus als den HERRN verstanden und ihn im "Namen des HERRN" angerufen (vgl. Apg 2,21; 3,6.10.12.30). Denn vor Ostern hatte Jesus mehrmals von sich gesagt "Ich bin (da)", auf griechisch *Egô eimí* (vgl. Mk 6,50; 14,62; Joh 6,20 u.a.), er hatte also das "absolute" "Ich bin (da)", das erstmals Mose aus den Flammen des Dornbuschs vernommen hatte, von sich selbst ausgesagt (in der deutschen Übersetzung heißt es dort leider immer "ich bin **es**", was das Auffinden bzw. schon das Erkennen dieser Stellen erschwert). Nicht "Gottvater", der auch die "Liebe Gottes" (2 Kor 13,13) genannt wird, also unendlich ist, offenbarte sich im Dornbusch, sondern Gott insofern er "herabgestiegen" ist (Ex 3,8) in das irdische Elend. Daher kommt "der Name, der größer ist als alle Namen" dem zu, der Knechtsgestalt angenommen hat (Phil 2,9.7), und es ist theologisch legitim an die Stelle des Tetragramms den Namen JESUS zu setzen.

Von der Ehrfurcht der Gläubigen in der frühen Kirche zeugt das Bodenmosaik in einer Negev-Kirche, das die Abbildung auf der vorigen Seite zeigt. Es erinnert den Beter an die Worte, die der HERR zu Mose aus den Flammen sprach, und verbindet sie mit dem Geschehen auf dem Altar, wo wir Jesus Christus, unserem HERRN und Gott begegnen. Dargestellt sind auf der Stufe zum Altarraum zwei Sandalen, und wir hören nochmals die Worte der heutigen 1. Lesung: "Der HERR sagte: Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden" (Ex 3,5).²

Zum 4. Fastensonntag

(Jos 5,9-12 / 2 Kor 5,17-21 / Lk 15,1-32)

Laetare - Freut euch mit Jerusalem!

Von dieser Freude handeln die Gedanken zum heutigen Sonntag. "Jerusalem" steht für die Mutter Kirche, die 2016, als dieser Text geschrieben wurde, ein Jahr der Barmherzigkeit beging. Und von Gottes Barmherzigkeit heißt es in einem Kirchengebet, Gott offenbare seine Allmacht am meisten durch seine Barmherzigkeit. Oder gibt es einen Mächtigeren als den, der in ungeheuerlicher Weise den Sohn "zur Sünde machte" (2 Kor 5,21), damit wir gut werden? Paulus schreibt das so hart in der 2. Lesung dieses Sonnntags; Johannes würde dasselbe so sagen: "Seht das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt auf sich nimmt" (Joh 1,26). Anschaulicher stellt uns Lukas im heutigen Evangelium Gottes Güte vor Augen.

Übertragen wir das Gleichnis vom barmherzigen Vater und seiner Freude über den "Heimkehrer" auf das Jahr der Barmherzigkeit, so heißt das wohl: Nicht auf große Zahlen kommt es an, sondern: "Freut euch mit, selbst wenn nur ein Einziger in diesem Jahr umkehrt und den Heimweg findet!" Im Himmel jedenfalls scheint man so anspruchslos zu denken; denn "bei den Engeln Gottes herrscht Freude über einen einzigen Sünder, der umkehrt" (Lk 15,10).

"Laetare" lautet am 4. Fastensonntag das erste Wort des Eingangslieds, des Introitus: "Freue dich, Jerusalem!" Dieser freudige Sonntag lässt uns noch einmal Kraft schöpfen, bevor am nächsten, am 5. Fastensonntag die "Passionszeit" mit dem Weg zum Kreuz beginnt. Bevor wir das letzte Stück des Aufstiegs "hinauf nach Jerusalem" in Angriff nehmen, gehen wir in uns (vgl. Lk 15,17) und fragen, wohin wir eigentlich wollen. Was ist das Ziel unseres Lebens?

In den heutigen Texten ist von Umkehr und Heimkehr und von der Freude darüber die Rede. Paulus mahnt die Korinther an Christi Statt: "Lasst euch mit Gott versöhnen!" (2 Kor 5,20). Im Lukasevangelium kommt der verlorene Sohn aus der Fremde zurück. In der Lesung aus dem Buch Josua hören wir vom Ende der Wüstenwanderung und vom ersten Paschamahl im Gelobten Land (Jos 5,10). Damals begann für Israel eine neue Epoche, die uns in der Deutung der Kirchenväter vertraut erscheint. Sie sahen in Josua schon den wahren Retter vorgebildet: Jesus. Denn "Josua" ist derselbe Name wie "Jesus": eine Abkürzung von Jeho-schu'a – "der HERR ist Rettung". Nachdem das Volk – also die

Wer sich noch tiefer mit dem Gedanken beschäftigen will, wie in diesem "HERRN" des Brennenden Dornbuschs schon Jesus Christus, unser HERR, angekündigt ist, kann unter www.beitraege.erzabtei-beuron.de den Vortrag "Vom Geheimnis des Brennenden Dornbuschs" (24.12.2006) abrufen, zu dem auch das Bild eines Bronzereliefs gehört.

Menschen, die ursprünglich aus Ägypten ausgezogen waren – während der Wüstenwanderung umgekommen war (vgl. Dtn 2,14) und Mose selbst das Gelobte Land nicht betreten durfte, war es dieser Josua, der die neu herangewachsene Generation über den Jordan ans Ziel führte. Jesus wurde im Jordan getauft und hat uns so im übertragenen Sinn den Weg "über den Jordan" in unsere Heimat eröffnet. Und wenn wir einmal ganz dort angekommen sind, werden auch wir die "Wüsten-Wegzehrung" des Manna nicht mehr brauchen. Wir werden in dem den Vätern verheißene Land sein, in dem "Milch und Honig fließen" (vgl. Jos 5,6).

Zur Freude über die Heimkehr des Sohnes werden wir im Evangelium aufgerufen; wir sollen uns mitfreuen (Lk 15,23f). Und solche Freude passt so gut zu diesem Sonntag, der begonnen hatte mit dem Ruf: "Laetare Jerusalem – Freue dich Jerusalem!" Jesaja fährt dann fort: "Freut euch mit Jerusalem! Jubelt in der Stadt, alle, die ihr sie liebt. Seid fröhlich mit ihr, alle, die ihr über sie traurig wart. Saugt euch satt an ihrer tröstenden Brust!" (Jes 66,10f).

Da werden ganz mütterliche Bilder gebraucht. Auch im Gottesbild, das uns im Gleichnis vom verlorenen Sohn begegnet, finden sich mütterliche Züge. In der Einheitsübersetzung heißt es: Der Vater "hatte Mitleid", als in der Ferne der Sohn auftauchte. Doch im griechischen Text steht das Wort esplangchnisthä (Lk 13,20), das noch mehr als "Mitleid" ausdrückt. Das Verb spricht von jenen Gefühlen, die bei seelischer Erregung im Bauch zu spüren sind – vor allem in dem einer Mutter. Auch das Entgegeneilen, das Umarmen und Küssen passt besser zu einer Mutter als zu einem orientalischen Scheich. In seinem berühmten Gemälde, das sich heute in St. Petersburg befindet, hat Rembrandt die mütterliche Liebe richtig wiedergegeben, ohne den Bibeltext einfach zu illustrieren: Der Vater eilt nicht entgegen, er umarmt und küsst auch nicht, sondern steht ruhig da, liebevoll vorgeneigt über den Sohn, der vor ihm kniet und seine Wange an die Brust des Vaters schmiegt, als sei es die Brust seiner Mutter. Und den Gedanken des "mütterlichen Vaters" wiederholend, malt Rembrandt den Vater mit zwei verschiedenen, auf die Schultern des Kindes gelegten Händen: Seine rechte Hand ist eine Frauen- oder Mutterhand und seine linke eine Männerhand (darüber schrieb sehr gut Henri Nouwen in seinem Buch "Nimm sein Bild in dein Herz").

Ich wünschte, die mütterlichen Gottesbilder aus dem Alten Testament – nicht nur bei Jesaja – wären bekannter; dann würden wir in den Gleichnissen und im Leben Jesu leichter jene "Macht der Liebe" entdecken, die sich uns in Jesus Christus offenbart hat.

Die Heimkehr ins himmlische Jerusalem würde dann vielleicht freudiger ersehnt, da uns dort weniger ein strenger Richter als vielmehr jene göttliche Barmherzigkeit erwartet, von der das heutige Gleichnis schon etwas erahnen lässt.

Zum 5. Fastensonntag

(Jes 43,16-21 / Phil 3,8-14 / Joh 8,1-11)

Mit dem 5. Fastensonntag beginnt die Passionszeit, was sich aus dem Evangelium mit der – nicht verurteilten – Ehebrecherin kaum ablesen lässt. Doch der Text beginnt mit der Notiz, Jesus sei am Morgen vom Ölberg zurückgekehrt. Das ist die Situation während der letzten Tage vor der Passion, in denen Jesus im Tempelbereich Streitgespräche führte.

Das alles hat sich vor fast 2000 Jahre ereignet; doch auch wenn wir damals nicht dabei waren, können wir dem HERRN noch heute nah sein. So erfahren wir auch in der Lesung aus dem Philipperbrief (Phil 3,10), wie sich Paulus danach sehnt, seinem leidenden und gekreuzigten HERRN ähnlich zu werden.

Im Evangelientext dieses Sonntags führen Schriftgelehrte und Pharisäer eine Frau vor Jesus, die "beim Ehebruch auf frischer Tat ertappt" worden war (Joh 8,4). Das ist ein Sachverhalt, an dem sie offenbar sehr interessiert sind, zumal solche Fälle in der Moraltheologie zur Zeit Jesu verschieden beurteilt wurden: Sollen Todesurteile durch Steinigen oder durch das "mildere" Erdrosseln vollstreckt werden? Der vom Volk verehrte Prediger Jesus soll als ein liberaler Lehrer entlarvt werden, der laxere Sitten einführt.

Auch in unserer Zeit gibt es ein ähnliches Interesse gerade an solchen pikanten Themen vor allem in den Medien – doch ihr Interesse spiegelt ja nur das wider, worauf die Nutzer besonders warten. – Mir ist schon öfters aufgefallen, dass ich mich gar nicht so selten gerade an den Untugenden stoße, die ich selbst habe – was mir allerdings oft kaum bewusst ist; und mein Eindruck ist, dass es anderen häufig ganz ähnlich geht.

Jesu Verhalten bringt allerdings etwas ganz Neues, Unerwartetes. Seine Antwort ist mehr als "schlagfertig": Zuerst sein gelassenes Schreiben im Sand und dann seine Aufforderung, derjenige, der ohne Sünde sei, solle den ersten Stein werfen, lassen alle frühere Rechtsprechung als überholt erscheinen. Er ruft uns gleichsam zu: "Seid doch nicht so scheinheilig!" Das so wunderbar geschilderte Abtreten der Ankläger sagt uns: Auch ich suche besser zuerst einmal bei mir selbst nach Sünden. Am Ende steht barmherzig nur noch Jesus da, und so kann die Frau – jetzt ohne ihre Ankläger – ein neues Leben beginnen.

Unter diesem Gesichtspunkt des Neuanfangs hat wohl die liturgische Kommission, die den alttestamentlichen Text für diesen Sonntag auswählte, unser Evangelium betrachtet. Denn da heißt es beim Propheten Jesaja im griechischen Text, der in neutestamentlicher Zeit gelesen wurde (der sog. *Septuaginta*, abgekürzt mit der römischen Zahl LXX): "Seht, ich mache alles neu!" Nach dem ursprünglichen hebräischen Text noch tastend: "Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?" (Jes 43,19).

Geschichtliche Wendepunkte sind tatsächlich zunächst kaum als solche bemerkbar. Das gilt für die Weltgeschichte, aber auch für das so unauffällig beginnende Auftreten Jesu. Und im eigenen Leben erkennen wir einen Neubeginn oft auch erst im Rückblick. Nicht zuletzt stoßen wir im heutigen Evangelium auf ein Urteil, das damals nicht als Anfang von etwas ganz Neuem erkannt wurde: Jesus durchschaut die männlichen Ankläger und verhilft auf neue Weise der Frau zu ihrer Menschenwürde.

In den frühen Bibel-Handschriften wurde unsere Perikope zunächst "herumgeschoben": Sie findet sich an verschiedenen Stellen des Lukas- oder des Johannes-Evangeliums, was umso erstaunlicher ist, als wir heute ihr hohes Alter klar erkennen. Offenbar störten sich manche Kirchenschriftsteller an ihrem Inhalt, der nach ihrer Meinung den Vorrang es Mannes in Frage stellte und der Sittenstrenge in der Kirche abträglich war.

Heute merken wir, dass da ganz Neues zum Vorschein kommt. Die Art, wie Jesus Frauen begegnete, muss damals ein revolutionierender Neuanfang gewesen sein. Bei Paulus allerdings, der nicht selbst durch die Schule Jesu ging, gelten noch die frühjüdischen Ansichten, nach denen "der Mann das Haupt der Frau" ist (1 Kor 11,3), wobei er das begründet mit der Meinung, die Frau stamme aus dem Mann, und sie sei für ihn erschaffen worden (vgl. 1 Kor 11,8f). Dabei weiß Paulus theoretisch, dass "Freie und Sklaven, Mann und Frau [...] in Christus einer" sind (Gal 3,28).

Ganz anders ist die Atmosphäre in der Umgebung Jesu, wie wir sie bei Lukas und vor allem im Johannesevangelium erleben. Die Art, wie Jesus Frauen begegnet, lässt etwas Neues erkennen, ein Neuanfang wird spürbar: Am Jakobsbrunnen spricht Jesus allein mit einer Frau aus Samaria; in Betanien ist er häufiger Gast im Haus der Marta und Maria, und er "liebte" die Schwestern und ihren Bruder Lazarus (Joh11,5); eine andere Maria, die Maria aus Magdala ist es, die auch während der Kreuzigung bei Jesus unter dem Kreuz ausharrt, die den Toten im Grab sucht. Und diese Frau wird vom Auferstandenen zu den Männern geschickt mit der Osterbotschaft (Joh 20,17f). In diese Reihe von Berichten über eine neuartige Achtung vor der Würde von Frauen gehört m.E. auch unser heutiges Evangelium mit der souveränen Rechtsprechung Jesu.

Im 21. Jahrhundert ist noch deutlicher geworden, dass Jesus einen Neuanfang gesetzt hat, obwohl lange – gerade auch in der Kirche – nur wenig davon zu spüren war. Doch inzwischen hat sich die Stellung der Frau nicht zuletzt durch neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse grundlegend verändert.

Rückblickend merken wir erst jetzt, welcher Prozess von Jesus ausgelöst wurde. Die Frauengestalten in der Urkirche belegen, dass Jesus wirklich einen Wandel eingeleitet hat. Leider dauerte es dann

Jahrhunderte, bis seine Einstellung in der Kirche wieder auflebte. Wir selbst stehen mitten in diesem Gärungsvorgang, dessen genauen Verlauf wir nicht voraussagen können. Doch wir wissen heute um seinen Neubeginn bei Jesus Christus, und wir hoffen, dass einst gilt: "... was früher war, ist vergangen. Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu." (Jes 43,19 LXX, zitiert in Offb 21,5). So also wird jenes Neue zur Vollendung kommen, das lange vor Christus von Jesaja schon wahrgenommen wurde, das Jesus auf Erden vorgelebt hat, und das wir in den Texten des heutigen 5. Fastensonntag vielleicht mit neuen Augen lesen.

Zum Palmsonntag (6. Fastensonntag)

(Jes 50,4-7 / Phil 2,6-11 / Passion nach LK 22,14-23,56)

In der kommenden Woche hören wir viel von Leiden, Kreuz und Auferstehungshoffnung. Wir alle wissen, was ein Kreuz ist und dass es uns daran erinnert, dass Jesus von Nazaret unter Pontius Pilatus am Kreuz gestorben ist.

Bereits das zu "wissen" und es sich vorzustellen erscheint ungeheuerlich. Doch bedenken wir oft gar nicht, dass die Dimensionen, in denen sich dieses Drama abspielt, noch weit darüber hinausgehen und für uns kaum vorstellbar sind. Denn es verhält sich doch so: Wir gehen aus von dem, was schon die alten griechischen Philosophen erkannt hatten, dass es nur einen einzigen, allmächtigen und ewigen Gott geben kann. Diese unpersönliche "Erstursache" der Philosophen bezeichnen wir mit den Worten der Heiligen Schrift als den persönlichen "Schöpfer des Himmels und der Erde". Wenn wir dann als Christen außerdem glauben, dass dieser Gott uns Menschen auf dem winzigen Blauen Planeten "so sehr liebte, dass er seinen einziggeborenen Sohn [d.h. etwas von sich selbst] gab" (Joh 3,16) - dann steht diese Selbsthingabe Gottes offenbar im Einklang mit seiner Allmacht. Das aber setzt doch voraus: Wenn es bei Gott so etwas wie einen ewigen Heilsplan gibt, dann war in ihm schon beides vereint, wobei im Mittelpunkt dieses göttlichen Entwurfs, in dem Licht und Finsternis miteinander kämpfen, von Anfang an das Kreuz stand – als Höhe- und Wendepunkt. Bei einem solchen Schöpfer wäre alles in diesen Plan mit einbezogen, wobei sich das Unerhörte, Unglaubliche in dem Wörtchen "alles" verbirgt. Zuerst denken wir an die unvorstellbaren, im wahrsten Sinn des Wortes unendlichen Entfernungen im Weltall und an die Kräfte, die Sonnensysteme und Galaxien bewegen und zusammenhalten. Doch dann staunen wir auch über die Wunderwerke in unserer Umwelt, in unserem eigenen Körper oder etwa im Auge einer Stubenfliege. Und wir wissen, dass die Zellen in diesem Auge keineswegs das Kleinste sind. Da beginnt erst der Weg in die Mikrowelt. Auch die Moleküle und Atome enthalten noch viele Teilchen und unbekannte Kräfte. Den Gott oder den Geist, der diesen Kosmos geschaffen hat und das All "durchwaltet" (vgl. Weish 1,7), bringt die heilige Schrift ausdrücklich und mehrfach zusammen mit dem, der sich menschlicher Schwachheit erbarmt. So stehen im Psalm 147 nebeneinander die Worte: Der Herr "heilt die gebrochenen Herzen und verbindet ihre schmerzenden Wunden. Er bestimmt die Zahl der Sterne und ruft sie alle mit Namen" (Ps 147,3f). Da geht es nicht nur um groß und klein; wo Wunden genannt werden, gibt es auch Gewalt. Und damit tut sich noch eine ganz andere "Welt" auf, die nicht mehr naturwissenschaftlich fassbar, deshalb aber nicht weniger wirklich ist: die Welt von Gut und Böse. Das Böse oder der Böse liegen im Kampf mit dem Guten. Wir stehen mitten in diesem Ringen, das – menschlich gesehen – im Chaos enden könnte. Doch der an Kreuz und Auferstehung glaubende Christ weiß, dass die Wendung zum Guten schon stattgefunden hat. Das Neue Testament bezeichnet diesen Wendepunkt als die Krisis (Joh 12,31), die eng verbunden ist mit der Stunde, in der Jesus "erhöht" wurde und seither Menschen an sich zieht (vgl. Joh 12,32). Nach dem bisher Bedachten kann es sich da nicht um ein Einzelschicksal eines Mannes aus Galiläa handeln, nicht einmal nur um ein globales Ereignis, das also nur unseren Planeten betrifft. Eine solche, nur auf unsere Erdkugel mit ihrer Geschichte der Menschheit beschränkte Sicht haben frühere Generationen in die zuversichtlichen lateinischen Worte gefasst, den Wappenspruch des Kartäuserordens:

"Stat crux, dum volvitur orbis – Fest steht das Kreuz, während sich der Erdkreis dreht."

Doch umfassender ist der Blick auf das Kreuz in einem anderen Text, der mir vor vielen Jahrzehnten aufgefallen ist, und der mir immer mehr bedeutet. Denn da geht es um das ganze "Weltall", das für den – mir unbekannten – Beter im Kreuz seinen Mittelpunkt hat. Das ganze Universum oder besser: den ganzen ewigen Heilsplan sowohl für die Sternenwelten als auch für das Geschehen vom Sündenfall bis zur Erlösung fasst dieses Lobgebet in wenigen Worten zusammen. Dabei ist zu beachten, dass "Hüter" sogar von Gott ausgesagt werden kann (vgl. Ps 122). Der Beter spricht eine "Weltanschauung" aus, die ahnen lässt, was wir im Kreuz geschenkt bekamen:

"Heiliges Kreuz, du Hüter des Weltalls, Schönheit der Kirche und Szepter des Herrschers: Du bist die Zuflucht der Gläubigen, die Verehrung der Engel, die Verdammnis der Teufel."

Der Blick aufs Kreuz in diesem weiten kosmischen Rahmen hilft uns vielleicht am Karfreitag bei der Kreuzverehrung nicht nur äußerlich niederzuknien, sondern auch mit dem Herzen anzubeten:

"Crucem tuam adoramus, Domine –
Dein Kreuz, o Herr, beten wir an
und deine heilige Auferstehung
preisen und rühmen wir:
Denn siehe, durch das Holz des Kreuzes
kam Freude in alle Welt."

Gute Karwoche oder "Große Woche" (*Hebdomada Major*) – von der wir uns durchaus erschüttern lassen dürfen.

Die Osterzeit

Zum 1. Ostersonntag (Osterfest)

(Nacht: Lk 24, 1-12 / Tag: Joh 20, 1-9)

In einem Gesprächskreis der Mitbrüder ging es kürzlich um die Frage von liturgischen Verbesserungen beim sonntäglichen Hochamt in unserer Beuroner Abteikirche. Erzabt Tutilo machte auf den früheren Brauch aufmerksam, am Sonntag Weihwasser auszuteilen, um so an unsere Taufe zu erinnern. Dazu wurde die lateinische Antiphon "Asperges me – Besprenge mich …" gesungen. Ich wies darauf hin, dass aber in der Osterzeit an die Stelle des "Asperges" die schöne Antiphon "Vidi aquam" trete. Danach machte ich mir Gedanken, ob und wie ich begründen kann, es handle sich um eine besonders "schöne Antiphon". Ihr Wortlaut beginnt: "Vidi aquam egredientem de templo a latere dextro – Ich sah Wasser auf der rechten Seite des Tempels herauskommen. Halleluja." Im den folgenden Überlegungen finden Sie, zu welchen überraschenden Entdeckungen mich das Nachdenken über dieses Wasser geführt hat.

Im 5. vorchristlichen Jahrtausend – darauf deuten Scherbenfunde hin – entstand beim Quell Gihon im Kidrontal die erste menschliche Siedlung: die Anfänge des späteren Jerusalem. Durch alle folgenden Jahrtausende blieb dieser einzige Wasserquell Lebensnerv der Stadt und ihr heiliger Kultort. Später werden hier sogar die Könige gesalbt (vgl. 1 Kön 1,33). Um an dieses Wasser zu kommen, hatten die Jebusiter von ihrer Stadt auf der Höhe einen Schacht steil hinunter gebohrt, was ihnen zum Verhängnis werden sollte. Denn David drang durch diesen Schacht ein und eroberte sich so seine "Davidsstadt" (um 1000 vC. – vgl. 2 Sam 5,7-9). Als drei Jahrhunderte später die Assyrer anrückten, leitete König Hiskija das lebenswichtige Quellwasser durch einen Stollen zum Teich Schiloach, der innerhalb der Stadtmauern lag. (Für die weiteren Überlegungen wird dieser Name Schiloach noch eine Rolle spielen; übersetzt bedeutet er "der Gesandte", weil Hiskija das Quellwasser durch den Stollen "sandte".) Von da an floss also das Wasser des Gihon nicht mehr durch das Kidrontal ab, sondern durch den Stollen stadteinwärts. Trotzdem hatte der Prophet Ezechiel etwa ein Jahrhundert später die Vision eines Flusses, der südlich des Tempels entspringt und durch das Kidrontal zum Toten Meer strömt. Der Tempel war nach Osten ausgerichtet, also ist südlich gleichbedeutend mit rechts. In dieser Vision wird aus dem früheren Gihon eine heilige Quelle, die "auf der rechten Seite des Tempels" hervorsprudelt. Und das Wasser, das hier entspringt, wird nicht, wie es in der Hitze des Orients normal wäre, immer weniger, im Gegenteil, der Bach schwillt an zu einem großen Fluss, an dessen Ufern Fruchtbäume grünen: "wohin der Fluss kommt, dort bleibt alles am Leben" (Ez 47,9). – Es ist deutlich zu erkennen: Die Antiphon "Vidi aquam", von der ich in meinen Überlegungen ausgegangen war, bezieht sich auf diesen Text des Propheten Ezechiel.

Doch was haben die Antiphon und die bisherigen archäologischen und bibelhistorischen Beobachtungen mit dem Osterfest zu tun, das wir heute feiern?

Die Synoptiker Mattäus, Markus und Lukas, die ihre Evangelien sechs Jahrhunderte nach Ezechiel schrieben, erwähnen die Tempelquelle nicht. Doch im Johannesevangelium ist das ganz anders, dort spielt sie eine wichtige Rolle. Wenn Jesus einen Blinden bei der Heilung zum Teich *Schiloach* schickt, um sich die Augen zu waschen, erinnert das zum Teich "gesandte" Quellwasser daran, dass der Vater den Sohn in die Welt "gesandt" hat (Joh 9,7). Die von den Juden missverstandenen Worte Jesu über das Niederreißen und Aufbauen des Tempels in drei Tagen nimmt der Evangelist zum Anlass, um uns ausdrücklich zu erklären: "Er aber meinte den Tempel seines Leibes" (Joh 2,21). Das ist wichtig, denn hier, aus diesem Tempel, entspringen "Wasserströme", zu denen Jesus einlädt: "Wenn einer Durst hat, komme er zu mir und trinke!" Und wieder erklärt der Evangelist: "Das sagte er von dem Geist", den die Gläubigen empfangen sollten, sobald Jesus erhöht ist (Joh 7,37-39). Am Kreuz heißt es dann, als er das Werk "vollendet" hat: "Und er neigte das Haupt und übergab den Geist" (Joh 19,30). Sichtbar werden diese Gnadenströme, als "ein Soldat die Seite Jesu anstieß" und "sofort Blut und Wasser

herauskam" (Joh 19,34). Wie bedeutungsvoll der Vorgang ist, unterstreicht der Nachsatz: "Der es gesehen hat, hat es bezeugt"; und dann wird zweimal betont, dass dieses Zeugnis wahr sei.

An diesem Punkt komme ich noch einmal zurück auf die Antiphon "Vidi aquam" und frage nun weiter: Gibt es eine Verbindung zwischen Ezechiel und Johannes? Da stellen wir zunächst fest, dass es eine Seitenwunde Jesu, "aus der Blut und Wasser herauskommt", nur im Johannesevangelium gibt (was auch für die Ostererscheinungen gilt). Andererseits weist Johannes mit keinem Wort auf Ezechiel hin. Ein sicherer Beleg dafür, dass er auf den Propheten anspielt, wäre die Erwähnung von dessen Angabe, die Quelle sei "auf der rechten Seite des Tempels" her-vorgekommen. Doch im griechischen Originaltext fehlt jegliche Angabe über die Stelle, an der die Lanze des Soldaten die Seite Jesu berührte. (Allerdings ist die Vorstellung eines auf der linken Seite des Gekreuzigten durchbohrten oder "geöffneten" Herzens – so die Textvariante der lateinischen Übersetzungen – vom Text her ebenso unbegründet.)

Ich halte es für möglich, dass bereits der Evangelist Johannes bei den Gnadenströmen aus der Seite Jesu an die heilbringende Tempelquelle in der Vision des Ezechiel gedacht hat, obwohl er ausdrücklich nur Sacharja (12,10) zitiert: "Sie werden auf den blicken, den sie durchbohrt haben" (Joh 19,37; Offb 1,7). Doch belegen kann ich diese Annahme nicht, denn dafür gibt es keine sichere Grundlage im Evangelientext. Daher lautet die für das richtige Verständnis der Antiphon entscheidende Frage: Wann wird erstmals auch die Seitenwunde Jesu auf der rechten Seite gezeigt?

An erster Stelle ist das Grabtuch von Turin zu nennen, dessen Gewebe und die darin gefundenen Blütenpollen ins 1. Jh. verweisen. Auf dem Tuch ist nicht nur – nach Johannes – eine Seitenwunde sichtbar, sondern sie befindet sich – unabhängig von Johannes – auf der rechten Seite und der Grund dafür ist uns unbekannt. Dabei spielt es übrigens keine Rolle, welche wunderbare Entstehung man für dieses Spiegelbild bevorzugt. An zweiter Stelle folgen alle unsere Kruzifixe; seit sie den Leidensmann realistisch darstellen, zeigen sie die Wunde immer auf der rechten Seite. Als in der Entstehungszeit der gregorianischen Antiphonen das österliche "Vidi aquam" geschaffen wurde, war es also schon selbstverständlich, dass der Text unseren Blick nicht mehr auf den Quell Gihon, sondern auf die Seitenwunde Jesu lenken wollte.

In den letzten Jahren sind in Jerusalem im Kidrontal umfangreiche Grabungen am Gihon durchgeführt worden. Es ist berechtigt zu staunen, wie sehr die Höhen und Täler dieser Stadt in sich schon symbolische Aussagekraft besitzen. Die immer noch fließende Quelle "auf der rechten Seite" spendet seit sieben Jahrtausenden ihr Wasser, das "die Gottesstadt erquickt" (Ps 46,5), und gleichzeitig ist sie Vorbild für die wahren Ströme des Heils.

Auch die bildende Kunst erinnert uns an den am Kreuz entspringenden und Heil bringenden Strom. Die Wellen dieses Stroms sind im Wandfresko der St. Maurus-Kapelle bei Beuron deutlich zu sehen. Und um den runden Konzelebrationsaltar unserer Abteikirche fließen unten die Wellen dieses Flusses, an dessen Ufern zwölf Bäume dauernd Früchte tragen; "denn das Wasser dieses Flusses kommt aus dem Heiligtum" (Ez 47,12) – oder vom Geschehen auf dem Altar.

Das alles klingt an, wenn wir die österliche Antiphon singen: "Vidi aquam egredientem de templo a latere dextro – Ich sah Wasser aus der rechten Seite des Tempels herauskommen. Halleluja." Und der Text fährt fort: "Und alle, zu denen dieses Wasser kam, wurden heil, und sie werden sagen: Halleluja, Halleluja."

Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag)

(Apg 5,12-16 / Offb 1,9-11a.12-13.17-19 / Joh 20,19-31)

Dreimal spricht der Auferstandene im Evangelium des 2. Ostersonntags den Jüngern den Frieden zu. Damit ist weder ein Waffenstillstand noch ein Friedensvertrag gemeint. Es lohnt sich darüber nachzudenken, was dieser Gruß wirklich bedeutet.

"Friede und Gerechtigkeit" wird heute oft genannt als das erstrebenswerteste Ziel für die ganze Menschheit. Dabei verstehen die meisten, ohne es zu ahnen, unter beiden Begriffen etwas ganz Unbiblisches. Was ist in der Schrift wirklich damit gemeint?

Der dreimalige Gruß des Auferstandenen an die im Saal versammelten Jünger lautet eigentlich nicht: "Friede sei mit euch!", sondern wörtlich nur: "Friede euch!" Man kann "sei" ergänzen, dann klingt ist es wie ein Wunsch. Doch gibt es auch die Möglichkeit "ist" zu ergänzen, dann ist es eine Feststellung. In jedem Fall liegt der semitisch empfundene *Schalom* zugrunde, den Jesus seinen Jüngern verkündet – und der nächstliegende Sinn des biblischen *Schalom* ist: "Sieg!" Beim dem biblischen Begriff klingt also immer die Vorstellung an: Einer ist der absolute Sieger; der Feind, das Böse ist unterworfen – ein Friede durch Verhandlungen, wie es für uns heute als erstrebenswert gilt, wäre damals unvorstellbar gewesen. Doch mit der vollständigen Unterwerfung des Gegners hört auch jeder Streit auf, Ruhe und Wohlstand kehren ein. Daraus folgt die Nebenbedeutung von *Schalom*: "Heil", "Wohlstand". Nur ein Beispiel soll das belegen: Der Friedensfürst von Psalm 72 soll, so heißt es dort sinngemäß, uneingeschränkt herrschen vom Eufrat bis Gibraltar, und alle Gegner sollen sich vor ihm beugen (Ps 72,8f). Im heutigen Evangelium tritt auch Jesus in die Mitte seiner Jünger als der Sieger über die Sünde, den Satan und den Tod der Seele. Aus seinem Sieg erwächst unser Heil. Mit seinem "Friede euch!" ruft er uns sinngemäß zu: "Freut euch mit mir, wir haben gesiegt!" Und wie teuer hat er uns diesen Sieg erkauft!

Während der 50 Tage der österlichen Zeit greift der Priester den Gedanken an diesen Sieg auf und betet vor der Kommunion: "Am Ostertag trat Jesus in die Mitte seiner Jünger und sprach den Friedensgruß. Deshalb bitten wir: Herr Jesus Christus, Du Sieger über Sünde und Tod, schau nicht auf unsere Sünden …"

Im oben erwähnten Psalm 72 gehören "Friede" und "Gerechtigkeit" eng zusammen: "Die Gerechtigkeit blühe auf in seinen Tagen und großer Friede, bis der Mond nicht mehr da ist" (Ps 72,7); damit meinte man damals: Solange die Schöpfung besteht. Bisher ging es darum, was mit dem Wort Friede gemeint ist. Schwieriger ist es beim Wort Gerechtigkeit: Denn das deutsche Wort "Gerechtigkeit" steht dem Wort "Gericht" nahe, aber in den biblischen Sprachen sind das zwei grundverschiedene Begriffe. (Für philologisch Interessierte: "Gerechtigkeit" heißt auf Hebräisch zädäq, für "Gericht" steht dan. Im Griechischen heißen die Wörter dikaiosýnä bzw. krísis.) Biblische "Gerechtigkeit" bezeichnet nur Positives: Güte, Wohltat, Hilfe; sie ist eher die Steigerung als das Gegenteil von Barmherzigkeit – und auf jeden Fall geht es nie um Strafe. Ein Beispiel: Der Gott, der dem Redlichen im Finstern aufstrahlt, wird in einer solchen Steigerung beschrieben als "der Gnädige, Barmherzige und Gerechte" (Ps 112,4). Was wir im Deutschen als "gerechtes Gericht" bezeichnen würden, nennt die Bibel "der Zorn Gottes". Gottes gütige Gerechtigkeit ist demnach nie so etwas wie "gerechter Ausgleich".

Im Evangelium dieses Sonntags ist sowohl von "Friede" die Rede als auch von "heiligem Geist" (Joh 20,22): Es ist dieser heiligende Geist, durch den uns Gott seine "Gerechtigkeit" erweist, indem er uns Sünden vergibt und uns wieder gut oder eben – im biblischen Sprachgebrauch – "gerecht" macht.

"Friede und Gerechtigkeit" im Sinn eines irdischen Paradieses, in dem es allen gleich gut geht, kennt die heilige Schrift nicht. Viele werden mit dieser Feststellung nicht einverstanden sein – obwohl sie zutrifft. Es genügt an das Gleichnis von den Weinbergarbeitern (Mt 20,1-16) zu denken, um einzusehen, dass unsere Vorstellungen von "gerechter Entlohnung" keineswegs dem entsprechen, was die Güte Gottes für richtig, für "gerecht" hält (vgl. Vers 15).

"Friede und Gerechtigkeit" im biblischen Sinn – schalom und zädäq – haben also eine Bedeutung, die unseren Vorstellungen von irdischem Frieden und materieller Gerechtigkeit, nach der allen das Gleiche zusteht, ganz fremd ist und widerstrebt. Doch auf einer anderen Ebene ist sofort einleuchtend, wie gut uns dieser Friede und diese Gerechtigkeit durch den absoluten Sieg des Herrn tun würden: in unserer Seele. Um diesen Frieden, der im Himmel, im Königreich Gottes, bereits herrscht, geht es, wenn wir im Vaterunser beten: "Dein Reich komme". Er kann auch schon auf Erden Wirklichkeit werden, nämlich dann wenn, "wie im Himmel, so auf Erden" allein das gilt, was Gottes Wille ist (vgl. Mt

6,10). In der Heiligen Schrift verkünden "Friede und Gerechtigkeit": Weil das Gute in Christus gesiegt hat, ist das Himmelreich oder die Königsherrschaft Gottes keine Utopie mehr. Das Wort "Pax – Friede" steht auf dem Türsturz am Ein-gang unseres Klosters – es ist ein Ostergeschenk.

Frohe Osterwochen!

Zum 3. Ostersonntag

(Apg 5,27b-32.40b-41 / Offb 5,11-14 / Joh 21,1-19)

Als der folgende Text geschrieben wurde, war es fast genau drei Jahre her, dass Jorge Bergoglio zum 266. Nachfolger im Petrus-Amt gewählt wurde. Nach der Wahl haben wir erlebt und gehört, wie betont Papst Franziskus in seinen ersten Worten auf der Loggia der Peterskirche von sich als vom "Bischof von Rom" gesprochen hat. Das ist gute Theologie; denn die Nachfolge in diesem Bischofsamt begründet wirklich seine Würde. Warum?

Biblisch beruft man sich in Bezug auf das Amt des Papstes gewöhnlich auf das Jesuswort: "Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen" (Mt 16,18). Doch Kritiker weisen mit einem gewissen Recht darauf hin, dass das zum lebenden Petrus gesprochen ist, über seine Nachfolger aber nichts aussagt. Ganz anders ist es beim "Weideauftrag", von dem wir im zweiten Teil des morgigen Johannesevangeliums hören. Auf diesen Text will ich heute etwas genauer eingehen.³

In dem langen Evangelienabschnitt geht es zunächst um den morgendlichen Fischfang der Jünger, die nach Ostern nach Galiläa zurückgekehrt waren. Doch dann springt der Gedanke überraschend vom Fischfang über zu einer Frage Jesu an den, der noch eben vom Boot aus den Herrn, der am Ufer stand, nicht erkannt hat, Petrus. Noch überraschender ist, welche Frage Jesus stellt – eine Frage, die man höchst selten oder niemals unter Menschen stellen sollte: "Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?" Nicht genug damit, Jesus fragt ein zweites und sogar noch ein drittes Mal: "Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?" Und Petrus antwortet fast hilflos: "Herr du weißt alles, du weißt auch, dass ich dich liebe." Da spricht der Sünder, und Jesus kennt sein Herz, und diese Liebe oder dieses Einsseinwollen mit ihm ist das Fundament für den dreimaligen Auftrag: "Weide meine Schafe, weide meine Lämmer." Dazu muss man wissen, dass im gesamten antiken Orient eine mündliche Aussage durch dreimalige Wiederholung vor Zeugen eine absolute Rechtskraft hat, sodass eine Papierquittung lächerlich wirkt. Das ist noch heute so und beginnt bei ganz profanen Dingen; so hatte ich in Jerusalem einmal einen Bus bestellt und die Anzahlung, die ich etwa einen Monat vor der Fahrt gemacht hatte, quittieren lassen. Als ich am Tag vor der Exkursion kam und meine Quittung zeigte, wurde ich schallend ausgelacht: "Wir haben es doch gehört und gesehen" – und die Quittung flog in den Papierkorb. Doch bereits in der Bibel gibt es für die rechtskräftige Wirksamkeit mündlicher Aussagen vor Zeugen mehrere Belege: So segnet der Seher Bileam dreimal das Volk Israel (Num 24,10) und die Moabiterin Rut wird vor Zeugen zur Ehefrau des Boas (Rut 4,7-11).

Mit seiner dreimaligen mündlichen Wiederholung ist der "Weideauftrag" im Johannesevangelium also eine rechtskräftige Vollmachtsübertragung Jesu an Petrus. Warum ist sie viel wichtiger als die Vollmacht bei Mattäus?

- 1. Johannes schreibt am Ende des 1. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der Petrus sicher schon vor Jahrzehnten das Martyrium erlitten hat. Damit bestätigt der alte Apostel Johannes (vgl. Joh 21,23) indirekt, dass dieser Auftrag nicht nur für Petrus gilt, sondern auch für dessen Nachfolger im Bischofsamt von Rom.
- 2. Denn naheliegend wäre zu dieser Zeit doch gewesen, dass die Leitung der Kirche dann auf den letzten lebenden Apostel übergeht, eben auf den Evangelisten Johannes, den "Ältesten" (vgl. 2

Ausführlich dargestellt ist die hier zusammengefasste Argumentation in: Antonio M. Javierre (1958): La sucesión primacial y apostólica en el Evangelio de Mateo. Datos para el problema de la sucesión apostólica. Biblioteca del "Salesianum" 49, Società Editrice Internazionale di Torino; dort siehe S. 46, Anm. 39.

Joh 1; 3 Joh 1), der wie ein Patriarch oder Metropolitanbischof von seinem Verbannungsort auf der Insel Patmos aus an die Gemeinden im Umkreis von Ephesus schreibt.

3. Nun verweist Johannes, dieser unangefochtene Theologe (diese Bezeichnung ist auf allen ostkirchlichen Ikonen zu lesen) in Ephesus, nach Rom und sagt damit: Vom dortigen Bischof und seinen Nachfolgern gilt, was der Auferstandene einst dem Petrus sagte: "Weide meine Schafe" (Joh 21,17).

Zugleich haben wir hier auch den Maßstab, nach dem – nicht von den Medien, sondern mit den Augen Gottes – die "Qualität" eines Papstes gemessen wird: "Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?" (Joh 21,15).

Österlichen Sonntag!

Zum 4. Ostersonntag

(Apg 5,27b-32.40b-41 / Offb 5,11-14 / Joh 10,27-30)

Im folgenden Text finden Sie meine Erlebnisse in den ersten Apriltagen 2016. Unerwartet kam ich zwei Wochen vor meinem 93. Geburtstag am 16. April ins Krankenhaus. Das größte Geschenk machte mir Christus, der mir offenbar noch ein 94. Lebensjahr gewähren will. Ich hatte zunächst Bedenken, Ihnen von den Erlebnissen der drei ersten Aprilnächte zu berichten, erinnerte mich dann aber an die Weisung des Engels Raphael im Buch Tobit: "Es ist gut, das Geheimnis eines Königs zu wahren, die Taten Gottes aber soll man offen rühmen" (Tob 12,7).

So habe ich mich entschlossen, meine Erlebnisse mit Ihnen zu teilen und mit dem Evangelium des heutigen 4. Ostersonntags zu verbinden. Es beginnt mit den Worten: "Meine Schafe hören meine auf Stimme." Früher hatte ich zwar vermutet, dass es bei diesem Hören auf den Ruf des Herrn ankommt: "Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (Mk 8,34). Doch es war schwer, das im täglichen Leben richtig zu verwirklichen; ich sorgte mich, ob ich richtig lebe. So machte ich mir seit langem die Bitte des hl. Augustinus zu eigen: "*Tibi me et omnia mea ad corrigendum commendo* – Mich und all das meine übergebe ich <u>dir</u> zum Korrigieren." Das Wichtigste an diesem Korrigieren ist, mich ganz ihm zu überlassen und ihm anzuvertrauen und mich nicht um mich selbst zu sorgen – und ich hätte mir nicht vorstellen können, wie sehr sich das in den folgenden Krankheitstagen bewährte.

In der Nacht zum 1. April wurde ich auf die Notambulanz gefahren, da ich blutigen Schleim spuckte. Der Bauch war hart und gebläht. Ich wurde gefragt, ob ich die Einwilligung gäbe zu einer Bauchoperation. Zunächst sagte ich: "Wenn es nötig ist, ja." Doch nach einigem Beratschlagen von mehreren Ärzten wurde ich nochmals gefragt. Inzwischen hatte ich Zeit gehabt, mir zu überlegen: Ich bin 92, ein neues aktives Leben ist nach einer Krankenhaus- und Rehazeit nicht mehr zu erwarten. In meine Gedanken hinein wurde ich schließlich gefragt: "Sie wollen also auf künstliche Lebensverlängerung verzichten?" Da konnte ich Ja sagen; die Operation wurde abgeblasen. Zu diesem Zeitpunkt waren die Ärzte offenbar der Meinung, dass ich ohne Operation nicht überleben würde und ich wurde in ein schönes Einzelzimmer gebracht.

Gegen Morgen wurde auch eine noch in Erwägung gezogene Magenspiegelung abgesetzt und nur eine Magensonde gelegt. Um 8 Uhr kam von Beuron P. Prior Sebastian mit den Sterbesakramenten, und dann war alles sehr ruhig und friedlich, der beste Kommentar zu den Worten, mit denen das Evangelium des heutigen Sonntags weitergeht: "[Meine Schafe hören auf meine Stimme.] Ich kenne sie, und sie folgen mir. Ich gebe ihnen ewiges Leben. Sie werden niemals zugrunde gehen."

Die folgenden Worte "... und niemand wird sie meiner Hand entreißen" hatte ich bisher nie recht verstanden. Doch in den folgenden beiden Nächten erlebte ich diesen Kampf um eine Seele sehr nah und intensiv. Sicher auch bedingt durch die Medikamente, die ich erhielt, tauchten in beiden Nächten ganz wirkliche Bilder auf, die einmal zu guten, das andere Mal zu schlechten Partys einluden. Mir ist klar, dass das sehr schwer verständlich ist, wenn man es nicht erlebt hat, aber ich weiß nicht, wie

ich es klarer erläutern soll. Ich möchte nur die Wirklichkeit eines solchen Kampfes betonen. P. Sebastian hatte mir ein Holzkreuz mitgebracht, es in der Hand zu halten, half mir sehr; mit den Segensworten des hl. Benedikt tat es gute Dienste: "Weiche zurück Satan, führ mich nicht in die Irre. Es sind Eitelkeiten, die du darbietest, trink selbst dein Gift." Plötzlich verstand ich die siegreichen Kämpfe der Wüstenväter und vor allem den Text des Evangeliums: "Mein Vater, der sie [die Schafe] mir gab, ist größer als alle und niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins." Ich erlebte, wie ich mich einfach Christus überlassen konnte und wie fest Christus seine Schafe führt und bei sich behält.

In diesen Nächten lösten sich zwei liebe Menschen an meinem Krankenbett ab. Am 2. Ostersonntag war die Krise überwunden, und am Nachmittag zelebrierte Erzabt Tutilo an meinem Bett die Eucharistie. Und nach dem Schlusssegen antworteten wir im Hinblick auf die Großtaten Gottes in diesen österlichen Tagen: "Dank sei Gott dem Herrn. Halleluja Halleluja."

Zum 5. Ostersonntag

(Apg 14,21b-27 / Offb 21, 1-5a / Joh 13,31-33a.34-35)

Am heutigen 5. Ostersonntag setzt der Evangelientext unvermittelt und schwer verständlich ein: "Als Judas hinausgegangen war, sagte Jesus: Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht" (Joh 13,31). Viel besser verständlich wird der Vers, wenn wir beachten, wie dieser Höhepunkt vom Evangelisten vorbereitet wurde. Er schildert nicht geradlinig wie logisches, griechisches Denken, sondern entwickelt seinen Gedankengang in Spiralen.

In den vorausgehenden 30 Versen des 13. Kapitels beschreibt der Evangelist zuerst die Fußwaschung. Dabei war Jesus mit einer Schüssel herumgegangen, um den einzelnen Aposteln die Füße zu waschen. Der spontane Petrus will sich zuerst nicht die Füße waschen lassen – was ich seit den hilflosen Tagen im Krankenhaus sehr gut verstehen kann. Sich waschen zu lassen, kann schwer fallen. Doch als Petrus hört, dass das notwendig ist, schlägt seine Meinung völlig um und er möchte ganz, von Kopf bis Fuß, gebadet werden – noch ohne dieses Waschen durch Jesus richtig zu verstehen.

Mit einem Bild versucht Jesus, ihm den Heilsplan nahezubringen. Er sagt: "Wer vom Bad kommt, ist ganz rein und braucht sich nur noch die Füße zu waschen" (Joh 13,10), so die deutende Einheits-übersetzung. Man hat den Eindruck, jemand der gebadet hat, muss sich nochmals den Staub von den Füßen waschen. Doch der Sinn ist viel tiefer. Nach dem griechischen Text übersetze ich: "Wer gebadet worden ist, hat nur noch nötig, dass die Füße gewaschen werden." Welches Bild Jesus dabei tatsächlich vor Augen hatte, wurde deutlich, als nach 1967 bei Grabungen unmittelbar westlich des Tempels die prachtvollen Wohnungen der Hohenpriester freigelegt wurden. Sie lagen vorher unter einer dicken Schuttschicht und müssen bei der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n.Chr. verschüttet worden sein, stammen also aus der neutestamentlichen Zeit. Erstmals wurden hier an der obersten Stufe der Reinigungsbäder steinerne Fußwaschbecken gefunden. Obwohl es viel leichter gewesen wäre, solche Gefäße aus Ton zu formen, handelt es sich um Steingefäße, die nach den levitischen Gesetzen kultisch rein sind (vgl. Joh 2,6). Die Abbildungen auf der nächsten Seite zeigen ein solches Fußwaschbecken mit einer Stütze in der Mitte, auf die man seinen Fuß stellte, und einem Abflussloch.

Der Sinn des Vergleichs, den Jesus gebraucht, wird durch diese archäologischen Funde klarer, denn sie zeigen: Bad und Fußwaschung gehören eng zusammen.

Was meinte Jesus also mit den Worten: "Wer vom Bad kommt ist ganz rein"? Wenn wir wissen, dass das Fußwaschbecken in unmittelbarer Nähe zum Reinigungsbad liegt, wird deutlich, dass nicht – wie man früher meinte und leider auch heute noch hört – im staubigen Palästina die Füße wieder schmutzig geworden sind. Offensichtlich ist trotz sauberer Füße die Fußwaschung notwendig.





Abb. 4 und 5: Steinernes Fußwaschbecken im Jerusalemer Wohl-Museum

Was mit dem Bad gemeint ist, erschließt uns wenig später der Satz Jesu: "Ihr seid schon rein durch das Wort, das ich zu euch gesagt habe" (Joh 15,3). Dieses Wort ist das Wort, das Fleisch geworden ist, und unter uns gelebt hat; das Bad, das die Jünger rein machte, war sein Leben unter ihnen. Und doch fehlt noch ein letzter Schritt zur Vollendung: bildlich gesprochen die "Fußwaschung", in Wirklichkeit die Vollendung seines Werkes durch den Tod am Kreuz.

Unmittelbar bevor der Evangelienabschnitt des heutigen Sonntags beginnt, heißt es, dass Judas hinausgeht und Nacht herrscht. Im Klartext: Judas Iskariot, ein Jude, überliefert den Menschensohn den Heiden (Mk 10,33) – einer der Zwölf verrät seinen Meister an die Hohenpriestern, die Jesus verurteilen und den Römern zur Kreuzigung übergeben werden. Im übertragenen Sinn herrscht tiefstes Dunkel.

An dieser Stelle nun greift der Evangelist einen Gedanken aus dem vorausgehenden 12. Kapitel auf (das oben erwähnte "Denken in Spiralen" ist hier deutlich erkennbar): Der Menschensohn wird verherrlicht, wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und stirbt (Joh 12,23f.). Dem Wort "verherrlicht" liegt bei Johannes das semitische Wort *kabod* zugrunde; es bedeutet "wichtig werden", sterben im Dunklen, hat also nichts mit "Strahlen" zu tun: Das ins Dunkel der Erde versenkte Weizenkorn wird fruchtbar und wichtig. Nun, da dieser Höhepunkt erreicht ist, kann der Evangelist im morgigen Evangelium mit den Worten beginnen: "Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht …", und der Vers wird fortgesetzt mit "… und Gott ist in ihm verherrlicht" (Joh 13,31). Und wenn das Weizenkorn stirbt und so fruchtbar und dadurch wichtig für das Heil der Welt wird, dann wird ihm wird nicht nur Jesus wichtig, sondern Gott.

Diese Zusammengehörigkeit von Jesus und Gott ist schwer zu erkennen, und das liegt auch an der Übersetzung des griechischen Wörtchens *kai* mit "und". So heißt es auch kurz nach unserer heutigen Stelle: "Das ist das ewige Leben: Dich, den einzigen wahren Gott, zu erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast" (Joh 17,3). Eigentlich gemeint ist an diesen Stellen nicht "und", sondern "genauer gesagt" oder "das heißt". (Ein gutes Beispiel findet sich in Joh 18,35, als Pilatus sagt: "Dein eigenes Volk und die Hohenpriester haben dich mir überliefert"; der Sinn ist eindeutig: Dein Volk, genauer gesagt die Hohenpriester.)

Diesen Vers, der mir sehr wichtig ist, möchte ich noch einmal wiederholen: "Das ist das ewige Leben: Dich, den einzigen wahren Gott, zu erkennen, genauer gesagt Jesus Christus, den du gesandt hast" (Joh 17,3). Darin also besteht das ewige, göttliche Leben, von dem schon im Prolog des Johannes-evangeliums in den Worten "in ihm war das Leben" (Joh 1,4) die Rede war: den Gott, der seine Liebe offenbart, im Sohn zu erkennen.

Dieses Leben zu erkennen bedeutet: staunen, lieben, eins sein dürfen. Auf diese letzte Einheit zielt die Abschiedsrede Jesu (vgl. Joh 17,21). – Seit ich in den ersten drei Aprilnächten die tiefen Erlebnisse hatte, die ich in der letzten Woche geschildert habe, verstehe ich besser als in allen Jahrzehnten des vorhergehenden wissenschaftlichen Arbeitens, was gemeint ist mit: das ewige Leben bestehe im Erkennen des liebenden Gottes. Es ist etwas unaussprechlich Wunderbares.

Zum 6. Ostersonntag

(Apg 15,1-2.22-29 / Offb 21, 10-14.22-23 / Joh 14,23-29)

Manchmal sehen wir Autos mit dem aufgeklebten Symbol eines Fischs. Was wollen die Besitzer damit sagen? Wahrscheinlich: Wir sind Christen. Doch in der frühen Kirche, als dieses Symbol aufkam, bedeutete es mehr. "Fisch" heißt auf griechisch *ICHTHYS (IXOYS)* die fünf griechischen Buchstaben, aus denen es gebildet wird – I, X (= CH), Θ (= TH), Y und Σ (= S) –, sind die Anfangsbuchstaben der Wörter Jesus ($1 \log \Omega$) – Christus ($1 \log \Omega$) – Christus ($1 \log \Omega$) – Gottes Sohn ($1 \log \Omega$) – Theou Yios) – Retter ($1 \log \Omega$). In den Verfolgungszeiten der frühen Kirche war das mehr als ein bloßes Wort; das Fischsymbol sagte in etwa das, was heute das Ewige Licht sagt: Hier ist Jesus Christus.

Ist Christus auch heute in einem Auto mit dem Fischsymbol anwesend? Sicher nicht "automatisch" – auch wer sich nach außen hin zu Christus bekennt, kann sich innerlich von ihm abgewendet haben. Hasserfüllter Streit und Sünde führen dazu, dass wir selbst Jesus aus unserem Leben ausschließen. Doch umgekehrt kann dort, wo Menschen einander gut sind, das Jesus-Wort gelten: "Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen" (Mt 18,20). Oder im Sinn des heutigen Evangelientexts: Wer mich liebt und mein Gebot 'Liebt einander' hält, zu dem werden wir kommen und Wohnung bei ihm nehmen (vgl. Joh 14,23).

Dabei bezieht sich das "wir" auf Jesus und den Vater. Vom "Heiligen Geist" ist nicht die Rede. Ebenso ist es auch an anderen neutestamentlichen Stellen, etwa wenn es im Johannesprolog heißt: "Das Wort war bei Gott und das Wort war Gott" (Joh 1,1). Zwar wird im Neuen Testament betont: "Gott ist Geist" (Joh 4,24), oder: "Der Herr ist der Geist" (2 Kor 3,17), und auch im Alten Testament wirkte in vielfältiger Weise der Gottesgeist in Königen und Propheten. Doch an diesen Stellen spricht der Geist nicht persönlich. "Personen" können wir nur unterscheiden, wenn eine von der anderen redet. Das ist klar bei Jesus der Fall, wenn er betet: Vater, dein Wille geschehe. Es ist genauso deutlich beim Vater, der von Jesus sagt: Dieser ist mein geliebter Sohn. Vom Geist wird in allen vier Evangelien nur an einer einzigen Stelle gesagt, dass er von einem anderen redet, nämlich im heutigen Evangelienabschnitt, dessen Inhalt – hier zeigt sich wieder einmal das für den Evangelisten Johannes typische Entwickeln eines Gedankens in Spiralen – in Kap. 16,12-15 noch vertieft wird: In unserem heutigen Text kündigt Jesus jemanden an, der von sich aus über ihn reden wird, auch wenn Jesus nicht mehr als Mensch unter uns lebt (Joh 14,26). Das geschieht dann auch, etwa im letzten Kapitel der Bibel, wo es im Hinblick auf Jesus heißt: "Der Geist aber und die Braut sagen: Komm!" (Offb 22,17) und kurz danach: "Amen. Komm Herr Jesus!" (Offb 22,20).

Der, den Jesus hier ankündigt und der persönlich über ihn sprechen wird, wird uns nach Ostern einführen oder wörtlich "den Weg weisen" in die volle Wahrheit, die die Jünger während des irdischen Lebens noch nicht fassen oder tragen konnten (Joh 16,13). Nur Johannes nennt ihn den *pará-kletos*, in der Einheitsübersetzung widergegeben mit dem recht farblosen Wort "Beistand". Ich möchte dem griechischen Wort gerechter werden mit dem Titel, den Rechtsanwälte in der Schweiz tragen: Fürsprech. Denn erstens spricht Jesus selbst wie ein Advokat für uns zum Vater (1 Joh 2,1). Außerdem erbittet er uns den "anderen" Fürsprech (Joh 14,16), der anstelle Jesu zu uns reden und uns die Bedeutung Jesu verständlich machen wird, wörtlich: ihn "verherrlicht" (Joh 16,14), also uns erklärt, wie wichtig Jesus ist. Früher gebrauchte man gern das Wort "(geistlicher) Zuspruch". In diesem Sinn ist ein solcher "Fürsprech" auch der Tröster, der uns aufmuntert und ermutigt. Mit anderen Worten: Wenn Jesus weggegangen ist, wird er uns den "anderen Fürsprech" senden, der stellvertretend für Jesus spricht und uns zugleich über Jesus belehrt (16,13).

Die Frage, wer im Evangelium spricht, Jesus vor Ostern mit seinen "ureigensten Worten" oder der Evangelist, ist also falsch gestellt. Historiker müssen hier unterscheiden: Was Jesus während seines Erdenlebens nicht selbst sagte, kann für sie kein "Jesus-Wort" sein. Doch für Glaubende gilt: Auch nach Ostern spricht, stellvertretend für Jesus, der Paraklet. Das trifft übrigens für alle Evangelisten zu, auch für die, die nicht, wie Johannes, darüber reflektieren. Christus ist es, der durch sie spricht, und dazu nimmt er sie mit ihren ganz verschiedenen Eigenarten als lebendige Werkzeuge in seinen Dienst. Zu Recht beginnt also die Evangelien-Lesung in den liturgischen Büchern fast immer mit: "In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern …"

Auch zu uns spricht heute derselbe Christus.

Zum 7. Ostersonntag

(Apg 7,55-60 / Offb 22, 12-14.16-17.20 / Joh 17,20-26)

In dieser Zeit nach meiner Krankheit habe ich mich für drei Wochen "in die Wüste" zurückgezogen. Hier gibt es Stille und Zeit zum Nachdenken über das kommende Fest des Heiligen Geistes. So entstanden die folgenden Gedanken über die große "Gabe" Gottes. Ich durfte sie wieder diktieren.

Am 40. Tag nach Ostern (vgl. Apg 1,3) haben wir die Himmelfahrt Christi gefeiert. Danach waren die Jünger in die Stadt zurückgegangen und beteten im Obergemach – nicht mehr im Tempel. Denn der HERR hatte ihnen geboten: "Geht nicht weg von Jerusalem, sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr von mir vernommen habt. Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet schon in wenigen Tagen mit dem Heiligen Geist getauft" (Apg 1,4f.). Von den folgenden Tagen des Wartens und Betens lesen wir: "Sie alle [... hier werden die Namen der Apostel genannt] verharrten dort einmütig im Gebet, zusammen mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu und mit seinen Brüdern"

(Apg 1,14). Mit diesem neuntägigen Gebet (daher der lateinische Begriff Novene) beginnt etwas Neues, das hinführt auf die Fülle des Pfingsttages, wörtlich übersetzt: des "Fünfzigsten" (Tages).

In der 7. Osterwoche gehen wir immer mehr auf den "50. Tag", auf das Pfingstfest, zu. In diesen Tagen bitten wir um eine "Gabe Gottes", die Jesus seinen Jüngern in den Tagen zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt zugesagt hat, wie es im Lukasevangelium heißt: "Und ich werde die Gabe, die mein Vater verheißen hat, zu euch herabsenden" (Lk 24,49). Von diesem "Heiligen Geist", der an Pfingsten in Feuerzungen auf die Jünger herabkommt, wird oft gesprochen wie von einer gut bekannten Persönlichkeit. Dabei werden zwei Dinge häufig nicht beachtet: zum einen, dass es von Gott ja sowieso schon heißt "Gott ist Geist" (Joh 4,24) und zum anderen, dass mit dem "Heiligen Geist" kein weiterer Gott eingeführt wird.

Wir verehren ja keine drei Götter, sondern nur einen einzigen Gott in – und jetzt kommt das "gefährliche" Wort – drei "Personen". Missverständlich ist dabei, dass das lateinische *persona* nicht dasselbe bedeutet wie das deutsche Wort "Person", vielmehr ist es die Übersetzung des griechischen Wortes *prós-opon*, das die Maske eines antiken Schauspielers bezeichnete. Mit diesem Bild versuchten die frühen Theologen das Geheimnis der Vielfalt des einen Gottes anzudeuten. Die Griechen hatten überdies die Möglichkeit, von göttlichen Hypostasen zu sprechen, ein kaum übersetzbares Wort, dessen Bedeutung man in etwa wiedergeben kann mit "Voraussetzung", nämlich zur Unterscheidung der "Sonderheiten". Bei diesem Wort besteht nicht die Gefahr, an drei Personen zu denken.

Wie aber lassen sich in dem einen Gott, der Geist ist, diese "Sonderheiten" unterscheiden? Denn vom "Geist Gottes" ist in der ganzen Bibel die Rede. Bereits im zweiten Satz heißt es: "... und Gottes Geist schwebte über dem Wasser" (Gen 1,2). Später, als Samuel den jugendlichen David salbt, lesen wir: "Und der Geist des Herrn war über David von diesem Tag an (1 Sam 16,13). Der Vers "Sendest du deinen Geist aus, so werden sie alle erschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde" (Ps 104,30) klingt auch an in der Antiphon: "Sende aus deinen Geist / und das Antlitz der Erde wird neu." Und in dem am spätesten entstandenen Buch unseres Alten Testaments, dem Buch der Weisheit, heißt es vom Gottesgeist: "Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis / und er, der alles zusammenhält, kennt jeden Laut" (Weish 1,7). Tatsächlich konnten jüdische Theologen in Gott eine Fülle des Lebens erkennen, der hebräische Gottesname 'elohim ist eine Pluralfom. Die Unterscheidung von verschiedenen personae konnten sie jedoch nicht treffen. Sie wird erst möglich seit Gott Mensch geworden ist. Erst der einziggeborene Sohn Gottes, Jesus Christus (vgl. Joh 3,16) machte es möglich, in Gott personae zu unterscheiden, denn Jesus spricht von seinem Vater, der ihn gesandt hat, und der ihn den geliebten Sohn nennt. Außerdem kündet Jesus für die Zeit nach seiner Rückkehr zum Vater als die große Gabe Gottes "den heiligen Geist" an. In diesem heiligen Geist wird Gott dann in besonderer Weise in seiner Kirche anwesend sein. Alle drei personae sind der eine Gottesgeist, unterscheidbar werden sie erst durch den, von dem allein ausgesagt werden kann: Er hat gelitten unter Pontius Pilatus. Also ist es allein die Gestalt Jesu Christi, die es ermöglicht und die dazu berechtigt, in Gott einen sendenden Vater und einen nach Ostern in der Kirche wirkenden heiligen Geist zu unterscheiden.

Schon am letzten, dem 6. Ostersonntag lernten wir die für den Evangelisten Johannes typische Art kennen, über den Geist als den "Parakleten" zu sprechen. Am kommenden Pfingstfest werden wir hören, wie der Evangelist Lukas in der Apostelgeschichte in anderer, vielen wohl vertrauterer und geläufigerer Weise vom Ausgießen des Geistes spricht, der im brausenden Sturm und mit Feuerflammen hereinbricht. Im heutigen Evangelium dagegen ist auf eine besonders zarte Art vom Geheimnis des Heiligen Geistes die Rede. Johannes spricht von ihm so fein, dass es kaum wahrnehmbar ist. Da lesen wir als krönenden Höhepunkt nach fünf Kapiteln Abschiedsreden: "Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht, [...] damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei, und ich in ihnen" (Joh 17,26). Vielleicht ist noch nicht einmal auf Anhieb verständlich, dass hier vom heiligen Geist die Rede ist.

Der mittelalterliche Theologe Rupert von Deutz (+ 1129) ist einer der ganz wenigen Exegeten, der ausdrücklich erklärt, dass "die Liebe, mit der du mich geliebt hast", also die Liebe des Vaters zum Sohn, der heilige Geist ist. Folglich sei der Sinn dieser Worte: "... damit der heilige Geist, der Paraklet,

zu ihnen komme und sie alle Wahrheit lehre, und wenn er in ihnen sein wird, will auch ich durch den Glauben und durch eben diesen Geist der Liebe in ihren Herzen wohnen" (Rupertus Tutiensis, Comm. In Jo, lib XII).

Am wichtigsten war mir bei diesen Ausführungen zu betonen, dass es erst und nur im Christentum möglich ist, in dem einen Gott drei "Sonderheiten" oder *personae* zu unterscheiden. Gott offenbarte sich selbst in Jesus – also dadurch, dass sein Wort Fleisch wurde; gewöhnlich sprechen wir von der Menschwerdung. Und erst weil wir den Sohn kennen, wird es möglich, die "Sonderheiten" zu unterscheiden.

Das fasste der große Kirchenlehrer Ambrosius von Mailand (+ 397) in den zwei prägnanten Worten zusammen: "*Christus – omnia*". Übertragen etwa: "Christus – darin ist die ganze Fülle unserer Gotteserkenntnis enthalten."

Der eine unbekannte Gott, der sich am brennenden Dornbusch anfangsweise unter dem Namen YHWH geoffenbart hat, wurde in Jesus der Gott, der leibhaft unter uns gewohnt hat. Doch obwohl er so greifbar nahe war, fiel es vielen, denen er persönlich begegnete, schwer seine Gottheit zu erkennen. So sagt er zu der Samariterin am Jakobsbrunnen: "Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben" (Joh 4,10). Mit "der Gabe" ist die Gabe des heiligen Geistes gemeint, wie bei der Geistspendung des Petrus und Johannes in Samaria deutlich wird (vgl. Apg 8,20). "Die Gabe", um die wir Jesus in diesen Tagen ganz persönlich bitten dürfen, ist also der heilige Geist oder Gott insofern er uns besonders nah ist – oft ist uns nicht bewusst, dass sich durch diese Geistgabe wirklich etwas geändert hat und wie nahe uns Gott dadurch kommt. Um diesen heiligenden Geist geht es in dem bekannten Lied "Komm, Schöpfer Geist, kehr bei uns ein". Leider wird dort in der zweiten Strophe das wichtige Wort "die Gabe" unrichtig mit "Gnadenpfand" übersetzt. So möchte ich hier stattdessen schließen mit der wörtlichen Übersetzung des zugrunde liegenden Hymnus "Veni Creator Spiritus" aus dem 9. Jahrhundert, den wir in Beuron in diesen Tagen vor Pfingsten singen. Die zweite Strophe beginnt mit den Worten: Qui diceris Paraclitus / donum Dei altissimi - wörtlich übersetzt: "Der du der Paraklet genannt wirst / die Gabe des höchsten Gottes".

Zum Pfingstsonntag

(Apg 2,1-11 / 1 Kor 12, 3b-7.12-13 / Joh 14,15-16.23b-26)

Im folgenden Text finden Sie Gedanken über Zungen und Sprachen und über das Wirken des heiligen Geistes in den ersten Jahren der Urkirche. Es hätte zu weit geführt, auf ein weiteres wunderbares Wirken des heiligen Geistes einzugehen, das damit eng verbunden ist: Ohne schriftliche Richtlinien und ohne ein Lehramt wurden Irrlehrer als solche erkannt. Ihre Schriften wurden abgelehnt, andere, oft sehr kleine Gelegenheitsschriften, wie der kurze Brief an Philemon mit seinen nur 25 Versen, wurden dagegen abgeschrieben, weil sie die Gemeinden "erbauen". So entstand eine Sammlung von bestimmten Schriften, heute nennen wir dieses "Verzeichnis" den neutestamentlichen "Kanon".

Vielleicht merken Sie, wieviele Gedanken über das Wirken des heiligen Geistes mich in diesen Tagen der Ruhe bewegen – und vielleicht spüren Sie auch selbst, wie tief dieser unausschöpfbare Brunnen lebendigen Wassers ist (vgl. Joh 4,11).

Was uns am Pfingsttag bildlich gesagt wird, ist im Neuen Testament völlig einzigartig – und zugleich weist es auf etwas hin, das für die frohe Botschaft des neuen Bundes ganz charakteristisch ist. Auf die versammelten Apostel kommen "Zungen wie von Feuer" herab. Nicht einfach Feuerflammen sehen sie, sondern feurige Zungen, auf Griechisch *glôssa*. Schon im folgenden Vers wird dasselbe Wort *glôssa* auch mit "Sprache" übersetzt: "Und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer [… und sie …] begannen, in fremden Sprachen zu reden" (Apg 2,3-4).

Das Bild dieser Zungen, die die Apostel zum Reden bringen, ist bedeutsam. Denn von Mose, David, Salomo und den Propheten hören wir, dass sie geschriebene Texte hinterlassen haben. Auch Mo-

hammed schrieb nieder, was er verkündete. Der Koran ist für Muslime unantastbar und kann nicht verändert werden, weil sein Wortlaut im Himmel in arabischer Sprache niedergelegt ist. Jesus dagegen, "das Wort Gottes" (Offb 19,13), hat nichts Schriftliches hinterlassen, und auch seine Kirche beginnt zu leben ohne schriftliches Vermächtnis oder Satzungen. Stattdessen werden "Zungen wie Feuer" über die Apostel ausgegossen, und im Namen der "begeisterten" Apostel beginnt Petrus die erste "apostolische Verkündigung" (Apg 2,14-36), in der er zeigt, dass die heiligen Schriften des alten Bundes jetzt in Erfüllung gehen: "... jetzt geschieht, was durch den Propheten Joël gesagt worden ist" (Apg 2,16; Joël 3,1-5). Der neue "Weg", wie die Gemeinschaft der Anhänger Jesu genannt wurde (Apg 9,2 u.a.), beginnt also ohne heilige Schriften. Das sog. "Neue Testament", also die Texte des neuen Bundes, entstanden nur allmählich aus Gelegenheitsschriften, nämlich den Briefen, sei es des Jakobus, des Paulus, des Petrus, des Judas oder des Johannes und aus den Evangelien, die die mündlich verkündete "frohe Botschaft" festhalten wollten (vgl. Lk 1,2-4). Dabei entfalten die vier Evangelisten ihre je typischen Gedankengänge; niemals jedoch wurde in der frühen Kirche eines unserer Evangelien als Gründungsurkunde verstanden. Welche ordnende Kraft ist am Werk, wenn es keine schriftlichen Richtlinien gibt?

An dieser Stelle komme ich zurück auf das außergewöhnliche Bild der feurigen Zungen, die am Pfingsttag auf die Apostel herabkommen: Von Anfang an ist der Geist, der sich in der mündlichen Rede äußert, die entscheidende Macht (vgl. Mt 10,20). Durch ihn verbreitete sich nicht nur der christliche Glaube in wenigen Jahren im ganzen Mittelmeerraum, er hielt auch die Gläubigen in einer "Einheit der Lehre" zusammen. Bei einer nur mündlich verbreiteten Botschaft scheint das sehr überraschend, denn man sollte annehmen, dass sie sich schnell zersplittert oder je nach Überbringer unterschiedliche Ausrichtungen gelehrt werden. Und dennoch setzt Paulus in seinem Brief an die Römer – die er nicht selbst missioniert hat – voraus, dass sie eine feste Lehre erhalten haben, griech. týpos didachäs, wörtlich eine Lehrform (vgl. Röm 6,17).

Von Pfingsten an verbreitete sich also die mündliche Botschaft sehr schnell – doch an Pfingsten ereignete sich eigentlich nicht nur dieses Wunder, das Geschenk der feurigen Zungen, das die Apostel begeistert reden lässt. Das oft kaum beachtete zweite Wunder ist, dass die Zuhörer die Apostel sofort verstehen und ihre Botschaft "ankommt", und zwar in den je eigenen "Zungen" oder Sprachen der zusammengeströmten Völker. Nur an Pfingsten hören wir von solchem unmittelbaren Verstehen des Zungenredens, der sog. "Glossolalie". Und schon in der Urkirche wird es schwierig, das "Reden in Zungen" zu verstehen.

Besonders deutlich wird das in der Gemeinde von Korinth, an die Paulus schreibt: "Wenn also die ganze Gemeinde sich versammelt und alle in Zungen reden und es kommen Unkundige oder Ungläubige hinzu, werden sie dann nicht sagen: Ihr seid verrückt!" (1 Kor 14,23); deshalb fügt er wenig später hinzu, dass solche Zungenrede ausgelegt oder "übersetzt" werden muss: "Wenn man in Zungen reden will, so sollen es nur zwei tun, höchstens drei, und zwar einer nach dem andern; dann soll einer es auslegen" (1 Kor 14,27). Trotzdem gibt Paulus die Richtlinie: "Hindert niemand daran in Zungen zu reden" (1 Kor 14,39).

Auch in heutigen charismatischen Gemeinschaften ist solches Zungenreden üblich, als unbiblisch darf es nicht abgetan werden. Dennoch erscheint es den meisten Menschen heute fremd, wie es ja auch in der Urkirche schon Schwierigkeiten bereitet hatte. Überhaupt wäre es vielen von uns wohl eher unangenehm, wenn uns jemand mit dem stürmischen Temperament der ersten Apostel missionieren wollte.

Aus den bisherigen Überlegungen ergibt sich für mich die Frage, wie die beiden Wunder des Pfingstfests für uns Menschen heute aussehen können. Dabei scheint mir dem Pfingstwunder des Verstehens noch mehr Bedeutung zuzukommen als dem begeisterten Zungenreden. In einer Zeit wie der unseren, in der – auch im kirchlichen Rahmen – sehr viel Wert darauf gelegt wird, Veranstaltungen und natürlich auch Reden eindrucksvoll zu gestalten, ist es sehr schwer, das Wesentliche nicht zu überhören, zumal es oft leise und bescheiden vorgebracht wird und uns auch in ganz unerwarteten

Situationen begegnen kann. Doch gerade solche vorsichtigen Äußerungen stammen oft vom "Geist der Wahrheit", der uns lehrt.

Mir scheint es daher heute sinnvoller zu sein, an Pfingsten den Geist um das Geschenk des hörenden Verstehens zu bitten als um das Geschenk der stürmischen Verkündigung. In der Kirche des 21. Jahrhunderts gibt es so vieles – etwa die veränderte Stellung der Frau in der Kirche – dessen Entwicklung noch schwer zu erkennen ist. Da wird die Bitte um das "zweite Pfingstwunder" vordringlich: Der Geist möge uns schenken, in der je eigenen Sprache "Gottes große Taten" (Apg 2,11) und seinen Willen in unserer Zeit zu verstehen. Die Richtung, in die er weht (vgl. Joh 3,8) ist möglicherweise ganz anders als die gängige "öffentliche Meinung". Jedes Pfingsten meint Neuanfang – in der Urkirche und noch heute: "Siehe, ich mache alles neu" (Offb 21,5).

Zum Dreifaltigkeitsfest

(Spr 8,22-31 / Röm 5,1-5 / Joh 16,12-15)

Beim Nachdenken über das Dreifaltigkeitsfest, das wir an diesem Sonntag feiern, erinnerte ich mich an Bekannte, die von Reisen nach Ägypten oder auch nach Syrien in die Oasenstadt Palmyra zurück kamen und bestürzt berichteten: "Der muslimische Guide hat uns Reliefs gezeigt, die nebeneinander drei Gottheiten zeigten. Wir waren um eine Antwort verlegen, als er behauptete, das seien Vorstufen der 'Dreifaltigkeit' der Christen."

Die Gedanken zum heutigen Festtag sollen zeigen: Der "dreifaltige" Gott, den wir heute feiern, ist ein einziger Gott. Niemals beten wir drei nebeneinander thronende oder gar rivalisierende Götter an. Wir sind Monotheisten. Auch für uns gilt: "Höre, Israel, der HERR, unser Gott, ist der einzige HERR. Darum sollst du den HERRN, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen …" (Mk 12,29f.; Dtn 6,4). Um dieses große alttestamentliche Erbe wieder stärker in Erinnerung zu rufen und zugleich den Dialog mit dem Judentum zu erleichtern, beenden die Benediktiner in der Dormitio in Jerusalem den Lobpreis nicht mit: "… wie es war im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit. Amen", sondern mit: "Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist, dem einen Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Das Festgeheimnis des heutigen Dreifaltigkeitssonntags liegt nicht so fern, wie manche vielleicht annehmen. Es begegnet uns in jeder heiligen Messe, wenn der Priester dem Volk Gottes zuruft: "Der Herr sei mit euch – Dominus vobiscum." Dieses Dominus vobiscum darf nur ein Priester oder Diakon sprechen; denn ihm wurde eine besondere Weihe erteilt. Feierlich wünscht ihm die Gemeinde: "Und mit deinem Geiste - Et cum spiritu tuo." Was ist mit dieser merkwürdig formulierten Antwort gemeint? - Wir sprechen damit "den Geist des HERRN im Priester" an und wünschen ihm den stärkenden Beistand des Gottesgeistes, wenn er - eingeleitet mit den Worten: "Lasset uns beten" - im Namen aller das Tagesgebet formuliert, der Gemeinde das Evangelium verkündet, die Präfation singt oder den Schluss-Segen erteilt. Doch wie gehören der HERR und der Geist zusammen? Wer verbindet sich da? Sind "der HERR", von dem der Priester uns wünscht, er solle mit uns sein, und der "Geist", den wir im Priester ansprechen, zweierlei? - Ja und nein - und damit sind wir schon mitten in den Problemen, die dieses Fest auch mit sich bringt. Um auszudrücken, worum es geht, haben sich verschiedene bild- oder symbolhafte Worte eingebürgert, etwa "dreifaltig". Statt von den drei "Falten desselben Tuchs" hat der heilige Patrick bei der Mission der Iren bereits im 5. Jh. das Bild des Klees genutzt, denn beim Klee trägt ein Stengel drei Blätter; bis heute ist der dreiblättrige Klee ein nationales Symbol Irlands. – Doch was sagen die biblischen Texte zum Verhältnis von HERR und Geist?

Der Apostel Paulus gibt uns in einem seiner Briefe nach Korinth eine Antwort, wenn er schreibt: "Der HERR aber ist der Geist" (2 Kor 3,17). Demnach sind der HERR, also Christus, und der Geist, das *Pneuma*, kaum unterscheidbar.

Im Anschluss an meine Überlegungen zum Pfingstfest wurde ich nach etwas Unterscheidendem zwischen Gott und Geist gefragt. Dabei wurde der Vorschlag gemacht: "Könnte man vielleicht so sagen: Der heilige Geist, das ist die Liebe Gottes?" Das kann man sicher so sagen, zumal es in der zweiten

Lesung des heutigen Festes heißt: "... denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist" (Röm 5,5). Allerdings könnte man nicht umgekehrt sagen: Die Liebe Gottes – das ist nur der heilige Geist. Denn genauso gut kann man von Jesus sagen: Die Liebe Gottes – das ist Jesus. Und an einer anderen Stelle steht "die Liebe Gottes" sogar ausdrücklich für den Vater. Im Schlussgruß desselben Briefs wünscht Paulus nämlich der Gemeinde die Gnade Jesu, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes (2 Kor 13,13).

Warum ist es trotzdem berechtigt auch vom heiligen Geist als der Liebe Gottes zu reden? Weil es ein und derselbe Gott ist, von dem uns Johannes schreibt: "Gott ist die Liebe" (1 Joh 4,8). Das gilt für alle drei "Blätter des Klees". Erst durch die Menschwerdung sind Besonderheiten in dieser einen Liebe, die vorher unsichtbar war, erkennbar geworden. Bildlich können wir da einmal vom "Vater" sprechen, der ewigen, unfassbaren, sich selbst verströmenden Liebe, *aus* der alles kommt; er ist wie der goldene Hintergrund einer Ikone. Diese ewige Liebe, der "Vater", hat einen "Sohn", *durch* den alles geschaffen wurde (Joh 1,3) und den der Vater uns aus Liebe gegeben hat. Denn von uns heißt es, wir seien die "Welt", die der Vater so sehr liebte, "dass er seinen einzigen Sohn hingab" (Joh 3,16). Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass "Sohn" und "Vater" bildhafte Vergleiche sind; sie sind nicht mit "irdischer" Sohnschaft und Vaterschaft gleichzusetzen.

Der "Sohn" verkörpert also die göttliche Liebe und zeigt uns, wie weit diese Liebe geht: bis zum Äußersten, bis zum Erleiden des gewaltsamen Todes für uns. Allein Jesus Christus, "der Sohn" Gottes ist die in Raum und Zeit fassbar gewordene Liebe. Und doch lässt uns Jesus nach seiner Passion, Auferstehung und Rückkehr zum Vater nicht "als Waisen zurück" (Joh 14,18), vielmehr sendet er uns den "anderen *Parakleten*", der ihn vertritt. Dieser *Paraklet*, also dieser "Beistand" (darüber hatte ich in den Überlegungen zum 6. Ostersonntag ausführlich geschrieben), ist jene Liebe Gottes in uns, die tröstet, begeistert und uns über Jesus belehrt (vgl. Joh 14,26). Die Liebe Gottes ist uns – wieder bildlich gesprochen – am nächsten im heiligen Geist, *in* dem wir uns versammeln, um durch Jesus Christus den Vater zu bitten. Außerdem wird der Beistand, wie Jesus im heutigen Evangelium sagt, "von dem nehmen, was mein ist und es euch verkünden" (Joh 16,14). Unter diesem Gesichtspunkt ist der heilige Geist etwas von Jesus und von dem, der ihn gesandt hat, Unterscheidbares, etwas Besonderes.

Das alles sind tastende Versuche, mit etwas anderen Worten zu sagen, worum es uns Christen geht, wenn wir von "Gott" sprechen. Um am heutigen Fest – es entstand erst im 9. Jh. und wurde 1334 für die ganze Kirche eingeführt – die Akzente richtig zu setzen, hilft es mir persönlich, mich an zwei Dinge zu erinnern. Erstens: Obwohl es natürlich berechtigt ist, von der Dreifaltigkeit zu sprechen, ist es gut, nicht zu vergessen, dass es dieses Wort im Neuen Testament nicht gibt. (Erstmals taucht das griechische Wort *trías* um 180 nC. beim hl. Theophilus von Antiochia auf.) Zweitens: Nur im Abendland und auch erst etwa seit dem Beginn der Renaissance werden in Werken der bildenden Kunst statt Christus, der doch das einzige "Bild" – der griechische Begriff dafür lautet *eikôn*, also Ikone – des "unsichtbaren Gottes" ist (Kol 1,15; vgl. 2 Kor 4,4), drei Gestalten dargestellt. Im ersten Jahrtausend kannte man nur Christusbilder, so zeigen etwa die Apsiden der frühchristlichen Basiliken nur den Allherrscher Christus. Undenkbar wäre es, auf diesen Mosaiken neben Christus auch ein Bild von "Gottvater" zu finden.

Ich möchte deshalb an diesem Festtag die Frage Jesu an Philippus ins Gedächtnis rufen – eine Frage an uns alle: "Schon so lange bin ich bei euch, und du hast mich noch nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater? Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist?" (Joh 14,9-11).

Die Ostkirchen kennen keine Darstellung der drei "Personen". Mir scheint, theologisch verantwortbar ist nur, wie sie die alttestamentlichen Vorbilder darzustellen, etwa den Besuch der drei Gäste bei Abraham (Gen 18,1-33), den die um 1411 entstandene, sog. "**Dreifaltigkeitsikone**" von Alexej Rubljow zeigt. Ich betrachte am heutigen Festtag am liebsten diese Ikone.

Die Zeit im Jahreskreis

Zum 1. Sonntag im Jahreskreis: siehe "Zur Taufe des Herrn"

Zum 2. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 62,1-5 / 1 Kor 12,4-11 / Joh 2,1-11)

Ursprünglich waren das Hochfest der Geburt (25. Dezember) und das Hochfest der Erscheinung des Herrn (6. Januar) gleich bedeutsam. An beide schloss sich auch eine "Oktav" an, d.h. eine achttägige Festzeit, deren Abschluss der Oktavtag bildet. Im Westen wurde dann Weihnachten wichtiger. Epiphanie schrumpfte zum "Dreikönigstag". Im Osten dagegen entfaltet die Liturgie bis heute ihren ganzen Reichtum am Fest der Epiphanie. Da leuchtet in drei Bildern das Heil für uns auf: Der Stern führt zum König, der Täufer bezeugt den Sohn Gottes, und Jesus selbst offenbart sich bei einer Hochzeit. Bis heute singen wir in Beuron noch eine Magnificat-Antiphon, die davon spricht: "Tribus miraculis ornatum diem sanctum colimus … – Durch drei Wunder geschmückt ist der heilige Tag, den wir begehen: Heute führte der Stern die Weisen zur Krippe. Heute wurde bei der Hochzeit aus Wasser Wein. Heute wollte Christus im Jordan von Johannes getauft werden, um uns zu retten. Halleluja."

Das heutige Evangelium von der Hochzeit zu Kana gehörte also ursprünglich zum Festgeheimnis von Epiphanie, zum Aufleuchten Gottes in unserer Welt oder zum Sichtbarwerden jener Güte, mit der sich Gott uns verbunden, sich mit uns vereinigt hat. Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich heute die Hochzeit zu Kana näher betrachten.

Unser Evangelienabschnitt ist typisch für den vierten Evangelisten: Er verbindet genaue, archäologisch überprüfbare Angaben (z.B. Steinkrüge, wie den hier abgebildeten, die im Frühjudentum das Reinigungswasser enthielten, oder das kürzlich intensiv ausgegrabene galiläische Kana) mit Gedanken, bei denen die Dinge transparent werden. Er sieht in ihnen Göttliches durchscheinen oder aufleuchten, z.B. christologische, ekklesiologische oder mariologische Anzeichen. Deshalb werde ich heute versuchen Johannes so zu verstehen - in dieser für ihn so bezeichnenden Art, die Dinge in doppelter Weise zu schauen. Bei der Auslegung des Textes soll es also nicht darum gehen Allegorien zu "erfinden", sondern darum, das Hintergründige zu entdecken, das für den Evangelisten das Wichtigste war, und



Abb. 6: Steinerner Wasserkrug aus neutestamentlicher Zeit, Kafarnaum 1975.

dann darauf hinzuweisen. Rein vordergründig betrachtet wirken manche seiner Aussagen unrealistisch: Die ungeheure Weinmenge – "zwei bis drei Metreten" (Metrete = ca. 40 Liter) in jedem der sechs riesigen Steinkrüge – würde ausreichen, um 500 Männer trunken zu machen; die angebliche Weinregel (Vers 10) gibt es nirgends in der Antike, die Vorwürfe wegen des Verstoßes gegen diese angebliche Regel werden dem "Bräutigam" gemacht, obwohl doch Jesus, der Gast, es war, der erst zu einem späten Zeitpunkt den guten Wein spendete. Das ist nicht nur die Schilderung einer ganz normalen Hochzeit. Wer ist überhaupt der geheimnisvolle Bräutigam? Und wo ist die Braut? Bei jedem Erzählen von einer Hochzeit wird doch die Braut geschildert, hier aber scheint sie nirgends erwähnt zu sein. Die letzte Beobachtung ist besonders bemerkenswert; denn in der heutigen alttestamentlichen Lesung – sie wird gewöhnlich ausgewählt, weil sie Hinweise gibt, das Evangelium tiefer zu verstehen – spricht Jesaja ausdrücklich von einer Vermählung, bei der sich der Bräutigam über seine Braut freut (vgl. Jes 62,5). Welchen Sinn hat das, wenn im Evangelium scheinbar gar keine Braut vorkommt?

Tatsächlich scheint der Evangelist an eine andere Braut zu denken, denn schon im nächsten Kapitel übermittelt er uns das Wort des Täufers, wonach Jesus der rechtmäßige Bräutigam ist, dem die an ihn Glaubenden wie eine Braut zugehören (vgl. Joh 3,29).

Beim weiteren Suchen nach dem, was der Evangelist uns bei der Schilderung der Hochzeit zu Kana eigentlich sagen will, finden sich noch andere Hinweise: Im vorausgegangenen 1. Kapitel waren die ersten Jünger zu Jesus gekommen. Danach hören wir zu Beginn des 2. Kapitels, dass die Mutter Jesu zur Hochzeit geladen wurde, dann kommen auch die ersten Jünger Jesu dazu. Könnte das nicht der Anfang der *Ecclesia Christi*, der Kirche Christi, sein? Für die Kirchenväter war jedenfalls ganz selbstverständlich Jesus der Bräutigam der Kirche, dann aber sind Maria und die Jünger die Braut – die im Text nicht genannt wird.

Der Schlusssatz bestärkt mich in dieser Sicht: Er lautet nicht: "Dieses Wein-Wunder vollbrachte Jesus", sondern: "… und seine Jünger glaubten an ihn." Die Wandlung der Jünger ist dem Evangelisten wichtiger als die des Wassers. Doch wer sind die Jünger, die zu diesem Zeitpunkt bereits Jesus folgen? Es lohnt sich sie zu zählen: Andreas, Simon, Jakobus, Johannes, Philippus und Natanaël. Diese sechs sind es, die begonnen haben, Jesus zu bewundern, sich ihm liebend zu verbinden, ihm ihr kommendes Leben anzuvertrauen – und Jesus erwidert ihr Vertrauen, indem er ihnen seine Herrlichkeit offenbart. Bildlich gesprochen: In diesen sechs ersten Jüngern, in ihren übervollen Herzen, wird das fade Wasser zu "neuem Wein".

Dann wird plötzlich auch die rätselhafte Zahl der "sechs" Wasserkrüge verständlich. Nicht die übergroßen Krüge gilt es zu zählen, sondern die Jünger, für die sie stehen. Es ist die erste Hälfte der späteren "Zwölf", der Apostel, die das Fundament der Kirche bilden (vgl. Eph 2,20; Offb 21,14).

Oder noch einmal anders ausgedrückt: Zusammen mit der vermittelnden Mutter Jesu stehen die Jünger für die Braut, von der es am Schluss der oben genannte Jesaja-Lesung heißt: "Wie der Bräutigam sich freut über die Braut, so freut sich dein Gott über dich" (Jes 62,5).

Auch wir sind diese Braut, die sich der Herr ausgewählt hat. Mir wird schwindelig, wenn ich den Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf bedenke und daneben das Jesaja-Wort, das auch mir gelten soll: Gott freue sich über mich – trotz meiner Fehler.

Da leuchtet nochmals etwas vom Fest der Epiphanie, vom Geheimnis der Bindung Gottes an den Menschen auf. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen Sonntag mit "Hochzeitsfreude".

Zum 3. Sonntag im Jahreskreis

(Neh 8,2-4a.5-6.8-10 / 1 Kor 12,12-31a / Lk 1,1-2; 4,14-21)

Im "Palast des Buches" (Hechal ha-Sefer), dem modernen Rundbau im Israelmuseum zu Jerusalem, ist ein vollständiges Exemplar der Schriftrolle des Propheten Jesaja ausgestellt. Die aufgerollte, ca. 8 m

lange Lederrolle läuft um die Mittelsäule herum. Sie wurde in einer Höhle am Toten Meer gefunden und stammt sicher aus vorchristlicher Zeit.

Als ich mit Studierenden bei Kapitel 61 erklärend stehen blieb, um zu zeigen, welche Stelle Jesus in der Synagoge von Nazaret vorgelesen hat, wurde ich gleich höflich, aber sehr bestimmt gebeten weiterzugehen. Offensichtlich wissen Nichtchristen manchmal besser als wir, welche Sprengkraft darin verborgen liegt, dass Propheten Jahrhunderte zuvor vom Geheimnis der Menschwerdung geschrieben haben. Im Evangelium des 3. Sonntags im Jahreskreis hören wir den vorlesenden Jesus, der auch noch für unser "Heute" im 21. Jahrhundert feststellt: "Heute hat sich dieses Schriftwort bei euch erfüllt" (Lk 4,21).



Abb. 7: Abbildung des Esra auf der Westwand der Synagoge von Dura Europos

Heute hören wir in der 1. Lesung und im Evangelium von einem Gottesdienst, in dem aus der Schrift vorgelesen wird: Jesus liest in der Synagoge von Nazaret aus dem Propheten Jesaja vor, und etwa 500 Jahre vor Jesus, nach dem Exil, las der Schriftgelehrte Esra in Jerusalem aus der Tora, dem Gesetz vor. Beide Male stellen wir uns leicht dieses Vorlesen falsch vor, weil es heißt: "Als er das Buch aufschlug" (Neh 8,5) oder von Jesus: "Dann schloss er das Buch" (Lk 4,20). In Wirklichkeit handelt es sich um das Aufrollen und Einrollen einer Lederrolle; denn Esra wird auf dem links abgebildeten Wandgemälde der Synagoge von Dura Europos (um 245 nC.; die Stadt lag im heutigen Syrien, am Westufer des Eufrat) mit der Lederrolle in beiden Händen dargestellt. Und für die Zeit Jesu können wir sogar auf zwei Jesaja-Rollen (1. Jh. vC.) verweisen, die in Qumran gefunden wurden. Doch im Folgenden ist wichtiger, dass in beiden Texten ein Gottesdienst geschildert wird, in dem zwar feierlich aus der Schrift vorgelesen wird, mit dem aber kein Opfer verbunden ist. Als Salomon den Ersten Tempel einweihte, bildeten Worte und Opfer eine Einheit (vgl. 1 Kön 8), dieses Ideal war nach der Zerstörung des Tempels nicht mehr möglich. Ohne Tempel und Opferaltar musste eine neue Gottesdienstform gefunden werden.

Im babylonischen Exil (6. Jh. vC.) hatten die Juden lernen müssen ohne Tempelopfer Gottesdienste zu feiern. Damals entstand die umwälzende jüdische Neuerung der "Synagoge".

Das griechische syn-agogä (wörtlich "Zusammen-geführte") ist eine von zwei Möglichkeiten das hebräische Wort qahál wiederzugeben, es steht für das durch die Wüste wandernde Gottesvolk. Dasselbe Wort qahál wurde aber auch mit dem griechischen ek-kläsía (wörtlich "Heraus-gerufene") übersetzt. Zur Zeit Jesu werden die beiden Bezeichnungen nebeneinander benützt: Auf den Felsen Petrus baut Jesus die Ekklesia (Mt 16,18), und für die christlichen Empfänger des Jakobusbriefs wird ebenfalls noch das Wort Synagoge gebraucht (Jak 2,2). Erst gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts begann man den Begriff Synagoge nur noch für Juden (vgl. Offb 2,9; 3,9) und Ekklesia nur für Christen zu verwenden. In beiden Fällen bekam auch der Bau seinen Namen von der Gemeinschaft, die sich in ihm versammelte. Das Synagogen-Gebäude gab einer Stadt ihren jüdischen Charakter, während das Gymnasium ihr einen römisch-hellenistischen Stempel aufdrückte. In Nazaret wird bis heute der Platz der ehemaligen Synagoge gezeigt, in die uns das Evangelium dieses Sonntags versetzt.

In einer Synagoge fand man sich also, wie bereits erwähnt, zu Lesung und Gebet zusammen, wichtig war der Schrein für die Tora-Rollen. Ein Altar fehlte (das zeigt die auf der folgenden Seite beigefügte Abbildung der Synagoge von Dura Europos: die Mitte des Raums ist leer), somit war auch kein Darbringen von Opfern möglich. Die Notsituation im Exil, fern von Jerusalem, hatte zu dieser Form des

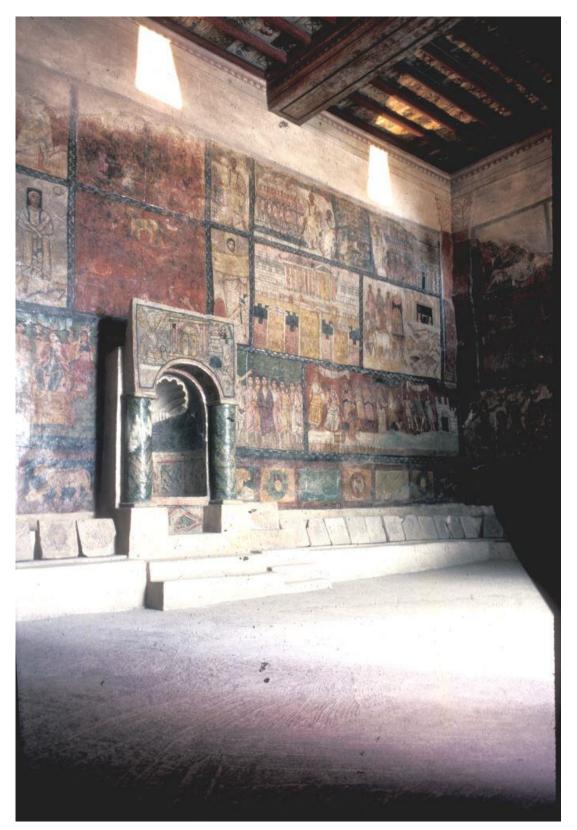


Abb 8: Das Foto der Westwand der Synagoge von Dura Europos entstand 1964 im Nationalmuseum von Damaskus, in das die Synagoge vom fernen Eufrat her übertragen wurde.

Im freien Mittelraum gibt es keinen Altar, alles ist auf den Tora-Schrein ausgerichtet, und die (schwer zu erkennende) Darstellung der Opferung Isaaks im Zwickel des Schreins, oben rechts, unterstreicht das. Der Tempel Salomos ist nicht vergessen, sein Bild füllt fast die ganze Mitte der sichtbaren Wandhälfte. Die Ehrenplätze auf den Feldern über dem Tora-Schrein nehmen Abraham (links, teilweise abgeschnitten) und der das Gesetz vorlesende Esra ein (rechts, auf der vorigen Seite ist dieser Ausschnitt groß abgebildet). Der Faltenwurf am Gewand des Esra und die große Rolle, die er in der Mitte fasst, heben seine Bedeutung hervor. Sein Vorlesen in Abschnitten, die so erklärt werden, dass alle die Tora verstehen können (vgl. Neh 8,8), leitet die nachexilische Zeit des schriftgelehrten Judentums ein.

Gottesdienstes geführt. Das Ganze, Schriftlesung und Opfer im Tempel zu Jerusalem wäre natürlich das Ideal gewesen – dazu pilgerten ja die Juden aus der ganzen Welt vor der Zerstörung des Zweiten Tempels 70 nC. in die Heilige Stadt. Bis heute erinnern Gebete an der Klagemauer an dieses verlorene Ideal, dessen Erneuerung für die Endzeit erhofft wird.

Die Christen der frühen Kirche vereinten in ihren Zusammenkünften wieder, was in Synagogen- und Tempel-Gottesdienst getrennt worden war: Denn wenn sie in ihren Häusern zusammenkamen, wurde ihr Tisch zum Altar, und sie waren einmütig nicht nur bei Lesung, Lehre und Gebet, sondern auch beim Brechen des Brotes, in dem das einmalige Kreuzesopfer des HERRN gegenwärtig wurde (vgl. Apg 2,42-46; 20,7). Insofern sind unsere Wort-Gottes-Feiern, die in vielen Gemeinden notwendig geworden sind, eine Notlösung, vergleichbar dem Synagogen-Gottesdienst, weil kein Tempel-Gottesdienst möglich ist. Doch hier geht es mir nicht um die Eucharistiefeiern der frühen Kirche, sondern darum die Bedeutung des feierlichen Vorlesens aus der heiligen Schrift hervorzuheben.

Der Wortgottesdienst, der in der alttestamentlichen Lesung aus dem Buch Nehemia geschildert wird, zeigt uns nämlich, wie festlich ein ursprünglicher Notbehelf ausgestaltet werden kann: In Abschnitten wird vorgelesen, und diese Abschnitte werden gleich erklärt bzw. übersetzt (Neh 8,8). Das ganze Volk steht, während gelesen wird. Für Esra, den Vorleser, wurde ein Podium errichtet. Und "Männer und Frauen und alle, die es verstehen können" hören zu und sind zu Tränen gerührt (vgl. Neh 8,9). Doch sie werden ermahnt an diesem Tag nicht traurig zu weinen – von ihrem Sündenbekenntnis ist kurz danach die Rede (vgl. Neh 9,2) –, sondern am Festtag auch gut zu essen und zu trinken und ohne Sorgen sich zu freuen. Denn – und mit diesem mutigen Schlusssatz begründet Esra seine Ermahnung: "Denn die Freude am HERRN ist eure Stärke" (Neh 8,10 – treffender als die Übersetzung der griechischen Septuaginta ist hier die der lateinischen Vulgata: *Gaudium etenim Domini est fortitudo vestra*).

Für uns gilt das noch mehr, da wir ja diesen HERRN vom Brennenden Dornbusch jetzt ganz persönlich und namentlich kennen. Und er ist anwesend, nicht nur einst in der Synagoge von Nazaret, sondern auch heute mitten unter uns; daher gilt uns noch viel mehr: "Denn die Freude über unseren HERRN Jesus Christus ist unsere Stärke."

Aus der Schriftlesung kann eine solche, im Glauben begründete Freude erwachsen, die uns überall hin begleiten kann – im Alltag oder auch beim Feiern der Fastnacht in den nächsten Wochen.

Zum 4. Sonntag im Jahreskreis

(Jer 1,4-5.17-19 / 1 Kor 12,31-13,13 / Lk 4,21-30)

Schon am letzten Sonntag hat uns Lukas nach Nazaret geführt, im heutigen Evangelienabschnitt kommt es zum Eklat. Ein Besuch in Nazaret ist immer noch seelisch schwer zu verkraften. Wie kann man ganz heikle, ganz zarte und sehr demütige Geschehnisse überdenken und innerlich verarbeiten in einer modernen, riesigen "Verkündigungskirche" und in einer Großstadt mit hektischem Straßenverkehr?

In den Jahren 1975 bis 1991 hatte ich in Galiläa Exkursionen mit Studierenden vorzubereiten. Damals war mir immer Angst vor dem Tag mit Besuch in Nazaret. Von früheren stillen Stunden dagegen, die ich noch selbst als Student erlebt habe, zehre ich bis heute. Zu den unvergesslichen Eindrücken jener Zeit gehört auch das, was Sie im folgenden Text über die Höhle mit Skelettresten des homo Neanderthalensis finden – im Anblick des gegenüberliegenden Felsens, von dem Jesus herabgestürzt werden sollte.

Den heutigen Menschen müsse man "dort abholen, wo er ist"; davon sind die Zuhörer im Gottesdienst und noch mehr jene am Radio überzeugt. Auch in der pastoralen Ausbildung nicht nur in Priesterseminaren, sondern auch in der Erwachsenenbildung wird das betont. Und ich möchte Sie ja jetzt auch "abholen".

Doch da stoße ich in den Abschnitten aus dem Lukasevangelium und aus dem Propheten Jeremia, die am heutigen Sonntag vorgelesen werden, auf andere Richtlinien. Da ist die "Unzumutbarbarkeit" des

verkündeten Wortes geradezu eingeplant. Dem Propheten sagt der Herr: "Tritt vor sie hin und verkünde ihnen alles, was ich dir auftrage. Erschrick nicht vor ihnen!" (Jer 1,17).

Und Jesus redet in Nazaret so, dass "die Leute, die in der Synagoge [waren und] das hörten, in Wut gerieten" (vgl. Lk 4,28). Heute würde man sagen, seine Predigt sei "nicht angekommen".

Doch worum geht es bei der Verkündigung, mit welchen Maßstäben messen wir? Ist die Kirche eine Institution, die in erster Linie den Wünschen ihrer Mitglieder verpflichtet ist? Oder ist sie, und das heißt alle Getauften, nicht vor allem dem verpflichtet, der sie ins Leben rief und am Leben erhält, ihrem HERRN, dem *Kyrios*, von dem sie auch ihren Namen "Kirche" trägt?

Sein Evangelium soll zweifellos allen verkündet werden. Doch schon in Nazaret wollte man es nicht auf diese Weise hören. Oder wer will sich heute sagen lassen: "Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (vgl. Mt 16,24; Joh 12,26 u.ö.)?

Einigkeit herrscht also darüber, dass allen Völkern das Heil zu verkünden ist, doch gehen die Meinungen auseinander, wie dieser Auftrag verwirklicht werden soll. Mir scheint, da geht es (auch) um einen Lernprozess im Leben eines jeden von uns. Selbst kann ich mich gut erinnern, wie mir die Worte meines Magisters (also des Novizenmeisters) P. Ambrosius Würth auf die Nerven gingen, es gehe um das Annehmen des Willens Gottes und nicht darum sich selbst verwirklichen zu wollen. Trotzdem war richtig, was er sagte. Und rückblickend sehe ich, wie es zu tiefer Freude an dieser nüchternen "Frohbotschaft" führte. Allerdings, das Paradox bleibt: Wir verkünden das Kreuz und verstehen darunter die frohe Botschaft von Gottes Kraft und Heilswille (vgl. 1 Kor 1,18). Wir spenden Segen im Zeichen des Kreuzes; denn es spricht uns von Gottes Liebe für uns Menschen bis zum Tod.

Dieses Evangelium zu verkünden sandte Jesus seine Jünger aus zu allen Völkern. Dabei sollten sie sich auch als "kleine Herde" nicht fürchten (vgl. Lk 12,32). Das kommt doch dem Grundton unserer beiden "harten" Texte am 4. Sonntag im Jahreskreis recht nahe. Dem Propheten Jeremia wurde gesagt: "Erschrick nicht vor ihnen, [...] Ich selbst mache dich heute zur befestigten Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer" (Jer 1,17f). Und von Jesus, den die Leute, die ihn in der Synagoge von Nazaret gehört hatten, wütend vom Felsen herabstürzen wollten, lesen wir am Schluss des Evangeliums, wie überlegen er in dieser Notsituation reagiert: "Er aber schritt mitten durch die Menge hindurch und ging weg" (Lk 4,30). –

Dieser Fels "des Absturzes", das *Praecipitium*, liegt südlich von Nazaret, am Abbruch des Geländes 300 m über der Jesreel-Ebene. Dort führt durch eine enge Schlucht ein steiniger Weg hinunter in die Ebene zum Weitermarsch nach Jerusalem. Rechter Hand ragt der "Fels des Absturzes" auf, ihm direkt gegenüber (ca. 50 m Zwischenraum) öffnet sich eine Höhle. Hier wurden 1935 die Reste von sieben menschlichen Skeletten gefunden, deren Alter auf 180.000 Jahre geschätzt wird. (Zum Vergleich: Das Alter des "Neandertalers" wird auf 42.000 Jahre datiert.) Als ich zum ersten Mal von der Höhle hinüberschaute zum "Felsen des Absturzes", dachte ich vor allem an die Tragik, dass das Geschöpf seinen Schöpfer ablehnte – im Sinne des Johannesprolog: "Er kam in sein Eigentum, doch die Seinen nahmen ihn nicht auf" (Joh 1,11). Bei der Erklärung des heutigen Evangeliums entdeckte ich erstmals, wie schwer es ist Jesus selbst zu verstehen. Wie leicht hätte er sich so verhalten können, dass seine Worte "angekommen" wären, dass man ihm gern zugehört hätte und ihn sogar als messianischen Wundertäter gefeiert hätte (vgl. Joh 6,15). Warum wollte er uns und sich selbst das Kreuz nicht ersparen? Diese Frage ist nicht rhetorisch gemeint, ich weiß darauf tatsächlich keine Antwort. Am ehesten hilft mir hier die "Gegenfrage" des Petrus: "Zu wem sollten wir denn weggehen?" (vgl. Joh 6,68). Auch ich sehe nirgends etwas Besseres.

Zum 5. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 6,1-2a.3-8 / 1 Kor 15,1-11 / Lk 5,1-11)

Das Wort "Sünde" wollen viele nicht mehr hören; denn sie befürchten, in der Kirche nur gesagt zu bekommen, was sie nicht dürfen; Sünde werde gepredigt, um die Menschen zu "deckeln", um ihnen

Angst zu machen und so "Macht" über sie zu haben. – Ich selbst erlebte in den Jugendjahren eher andere Schwierigkeiten: Beim *Confiteor* konnte ich nicht ehrlich bekennen: "meine Schuld, meine Schuld, meine übergroße Schuld"; denn eigentlich war ich doch gar nicht so bös gewesen. Der heilige Benedikt meidet am Anfang seiner Regel das so leicht missverständliche Wort "Sünde" und redet die an, die sich durch "die Trägheit des Ungehorsams" von Gott entfernt haben. Wir müssen die neutestamentlichen Texte betrachten, um richtig zu verstehen um was es geht.

Der Text aus dem Lukasevangelium, den wir an diesem Sonntag hören, eröffnet eine ganz andere Sicht als gewohnt. Denn hier geht es nicht mehr um Angst, Macht oder ein an sich gesundes Selbstbewusstsein, sondern um eine Begegnung mit dem HERRN. Jesus hatte dem Petrus befohlen, weit auf den See hinaus zu fahren und das Netz auszuwerfen. Mit einem überreichen Fang kehrt er zurück.

Doch plötzlich interessiert sich der Evangelist nicht mehr für den Fischfang. Etwas anderes ist ihm wichtiger, und er schreibt: "Als Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sagte: HERR, geh weg von mir; ich bin ein Sünder" (Lk 5,8). Petrus hatte zu diesem Zeitpunkt den Herrn noch nicht verleugnet. Wieso ist er Sünder, oder wörtlich "ein sündiger Mann"? – Die Antwort auf diese Frage zeigt uns ein neues, ungewohntes Verständnis von "Sünde": Petrus schaut nicht in erster Linie auf sich und seine Mängel, sondern er ist überwältigt von der Größe dessen, dem er begegnet ist – eine Größe, die er vorher nicht erkannt hat, für die er "blind" war. Und dieser Jesus ist nicht einfach groß wegen eines Wunders, sondern im Hinblick auf die ganze Schöpfung und auf die Art, wie er "für uns Menschen und zu unserem Heil" (so im Credo) in die Welt gekommen ist, oder: Er ist groß im Hinblick auf seine Huld und Güte. Und da werden wir sehr klein und merken, wie viel wir bereits geschenkt bekommen haben – bildlich gesprochen: einen übergroßen Fischfang –, wie viel wir ihm in diesem Sinne "schuldig" sind, und dass wir uns selbst viel zu wichtig nehmen. Diese Gesinnung fasst Petrus zusammen, wenn er sich als einen "sündigen Mann" bezeichnet.

Auch in der Lesung aus dem Buch Jesaja begegnet uns ein Mensch, der vor dem heiligen HERRN erkennt, wie "unrein" er in diesem Sinne ist. Nachdem er den allmächtigen HERRN der Heere geschaut hatte, ruft Jesaja: "Weh mir, ich bin verloren." Ein Serafim tilgt mit glühender Kohle seine Sünde (vgl. Jes 6,5-7).

Noch ein weiterer, für viele wohl ungewohnter Gedanke: Nicht nur Petrus begegnete dem HERRN Jesus Christus, sondern schon sieben Jahrhunderte vor Petrus begegnete ihm auch Jesaja. Wem das unwahrscheinlich erscheint, den belehrt der Evangelist Johannes ausdrücklich und betont, dass der HERR, den Jesaja sah, Jesus Christus war: "Das sagte Jesaja, weil er seine [Jesu] Herrlichkeit gesehen hatte; über ihn nämlich hat er gesprochen" (Joh 12,41) – denn es gibt kein anderes, für uns fassbares Bild des unsichtbaren Gottes (vgl. Kol 1,15) – schon gar nicht das Bild eines bärtigen "Gottvaters", wie wir ihn von Künstlern seit dem Mittelalter gezeigt bekommen (und das manche vielleicht auch bei dieser Jesaja-Stelle vor Augen haben).

Petrus und Jesaja begegneten also sehr persönlich dem unendlichen Gott, der sich im HERRN Jesus Christus offenbart hat. "Sünde" ist im Neuen Testament etwas sehr Persönliches, etwas zwischen Jesus und mir. Mit ängstlichem Sorgen um eigenes Übertreten von Verboten – wie wenn es Polizeivorschriften wären – hat solcher Schmerz wenig zu tun, eher ist er vergleichbar mit dem Schmerz der Eltern und auch des Kindes, das durch seinen Eigensinn etwas Kostbares zerschlagen hat. Solcher schmerzliche Eigenwille oder – mit dem uns vertrauten Wort – solche "Sünde" hat sehr wenig zu tun mit einer "strafbaren Übertretung" eines alttestamentlichen Verbots. Überwältigt von der Weisheit und Güte Christi erkennen und "bekennen" Jesaja und Petrus, wie blind sie bisher waren für die Größe des HERRN, und wie armselig sie sind im Vergleich mit ihm.

Wie in den biblischen Sprachen, so können auch wir das deutsche Wort "Bekennen" doppelt gebrauchen, nicht nur als negatives Bekennen der eigenen Mängel. Viel fruchtbarer und schöner ist es, wenn wir positiv die Größe, Huld und Güte Gottes bekennen und dabei merken, wie oft wir das vergessen oder meinen, wir selbst seien groß und wichtig.

So kann Sündenbekenntnis zum Lobpreis des HERRN werden, des "Königs der Bekennenden" (hebräisch *yehudim* = "Juden" = "Bekennende"): zum Lobpreis jenes Gekreuzigten, über dem geschrieben stand: "Jesus von Nazaret, der König der Juden" (Joh 19,19).

Zum 6. Sonntag im Jahreskreis

(Jer 17, 5-8 / 1 Kor 15, 12.16-20 / Lk 6,17.20-26)

"Fluch und Segen" könnte man als Thema über die Lesungstexte des 6. Sonntags im Jahreskreis setzen. Denn in der Lesung aus dem Propheten Jeremia und in der "Feldrede" Jesu im Lukasevangelium werden Menschen einander gegenübergestellt, die verflucht werden (Jer 17,5f.) bzw. über die ein Weheruf ergeht (Lk 6,25f.) und Menschen, die gesegnet (Jer 17,7f.5-8) bzw. die seliggepriesen werden (Lk 6,20-23).

Als Grund für Fluch wird bei Jeremia genannt: Vertrauen auf schwache Menschen, auf "Fleisch", als Grund für Segen Vertrauen auf Gott. In der Feldrede ist das anders. Jesus nennt seine Jünger zuerst viermal "selig" – möglich wäre auch die Übersetzung "glücklich" – weil sie arm sind, weil sie hungern, weinen und von den Menschen gehasst werden. Dann folgen symmetrisch dazu vier Weherufe. Sie gelten denen, die reich und satt sind, und denen, die lachen und von allen Menschen gelobt werden. Solche Weherufe finden sich nur in der Feldrede des Lukasevangeliums. Die Bergpredigt im Mattäusevangelium enthält im Gegensatz dazu nur Seligpreisungen (Mt 5,3-12), und diese acht Seligpreisungen sind stärker auf das Verhältnis des Menschen Gott gegenüber ausgerichtet. Dagegen geht es bei Lukas eher um soziale Unterschiede. Die Armen werden den Reichen gegenübergestellt, die Hungernden den Satten, die Weinenden den Lachenden, und die, die von Menschen gehasst werden denen, die sich von allen loben lassen. Die Weherufe werden also nicht über Menschen ausgerufen, die verbohrte Sünder sind oder sich gar von Gott losgesagt haben. Auch wir könnten gut zu dieser Gruppe gehören; denn wir leben in Wohlstand und es gehört geradezu zu unserer Kultur, Erfolge zu suchen. Deshalb möchte ich heute vor allem auf die scheinbar "ungerechten" Unterschiede in den Menschenschicksalen eingehen. Immer wieder fällt es uns schwer, die Pläne Gottes zu bejahen. Das gilt für die Arbeiter im Weinberg, die sich über den "ungerechten" Lohn beklagen (vgl. Mt 20,1-16) oder auch für das Gleichnis vom Sämann, der den Samen scheinbar willkürlich auf felsigen Boden, auf den Weg oder unter die Dornen auswirft. Nur ein kleiner Teil fällt auf gute Erde (vgl. Mt 13,24-30; das Foto eines palästinensischen Ackers ist abgebildet zur Illustration der Erläuterung zum 15. Sonntag im Jahreskreis des Lesejahrs A).

Der eigentliche Grund für unsere Schwierigkeiten mit dem "ungerechten" Gott ist unsere Vorstellung, wir Geschöpfe hätten ihm gegenüber Rechte oder wir könnten Ansprüche geltend machen.

Beim Propheten Jeremia folgt auf den heutigen Lesungstext im 17. Kapitel im nächsten, dem 18. Kapitel eines der eindrucksvollsten Bilder zu diesem Thema. Da der Text nie als Lesung an einem Sonntag vorkommt, möchte ich hier darauf eingehen. Der Abschnitt lautet:

"Das Wort, das vom Herrn an Jeremia erging: Mach dich auf und geh zum Haus des Töpfers hinab! Dort will ich dir meine Worte mitteilen. So ging ich zum Haus des Töpfers hinab. Er arbeitete gerade mit der Töpferscheibe. Missriet das Gefäß, das er in Arbeit hatte, wie es beim Ton in der Hand des Töpfers vorkommen kann, so machte der Töpfer daraus wieder ein anderes Gefäß, ganz wie es ihm gefiel. Da erging an mich das Wort des Herrn: Kann ich nicht mit euch verfahren wie dieser Töpfer, Haus Israel? – Spruch des Herrn. Seht, wie der Ton in der Hand des Töpfers, so seid ihr in meiner Hand, Haus Israel." (Jer 18,1-6).

Oft habe ich diesen Text vorgelesen, wenn ich mit Studierenden einen Töpfer in Hebron besuchte und die Gruppe dem Geschehen auf der Töpferscheibe staunend zusah (dabei entstand am 11. Dezember 1985 das Foto auf der folgenden Seite). Auch Jesaja liebt das Bild des Töpfers (Jes 29,16; 45,9; 64,7), im griechischen Buch der Weisheit wird es aufgegriffen (Weish 15,7) und dann von Paulus im Römerbrief vertieft. Er stellt genau die Frage, die sich uns auch heute noch aufdrängt: "Nun wirst du einwenden: Wie kann er dann noch anklagen, wenn niemand seinem Willen zu widerstehen ver-

mag? Wer bist du denn, dass du als Mensch mit Gott rechten willst? Sagt etwa das Werk zu dem, der es geschaffen hat: Warum hast du mich so gemacht. Ist nicht vielmehr der Töpfer Herr über den Ton? Kann er nicht aus derselben Masse ein Gefäß herstellen für Reines, ein anderes für Unreines?" (Röm 9,19-21).

An diesen schwierigen Gedanken ist am klarsten zu verstehen: "Wir sind der Ton, und du bist unser Schöpfer" (Jes 64,7).

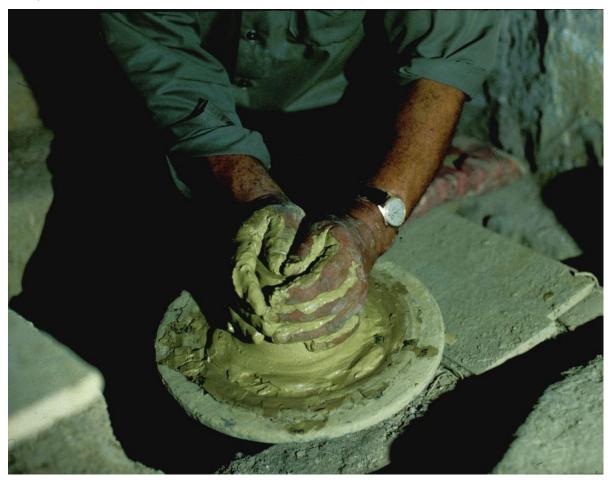


Abb. 9: "Ton in der Hand des Töpfers." Er arbeitet auf der Töpferscheibe, aufgenommen in Hebron am 11. Dezember 1985.

Kehren wir zu den Texten des Sonntags zurück, die ich zu Beginn unter das Thema "Fluch und Segen" gestellt hatte. Der Besuch beim Töpfer hat gezeigt: Wir Menschen haben wenig Grund über andere zu urteilen. Gott allein ist Richter, auch darüber, ob für uns heutige Christen in Deutschland – die wir im allgemeinen reich und satt sind, die gern und über alles mögliche lachen und die aufleben beim Lob von Menschen – ein "Selig" oder ein "Wehe" zutrifft. In jedem Fall sind wir wie "Ton in der Hand des Töpfers": Er handelte nicht ungerecht, wie wir ihm ja schnell vorwerfen, als er uns ins Leben rief, mit genau unserem Erbgut und in genau unserer Umwelt.

Ich denke, es gibt sogar mehr als einen guten Grund ihm dankbar zu sein.

Zum 7. Sonntag im Jahreskreis

(1 Sam 26, 2.7-9.12-13.22-23 / 1 Kor 15,45-49 / Lk 6,27-38)

Im heutigen Abschnitt aus dem Lukasevangelium kommt die Weisung vor, auf die eine Wange geschlagen auch die andere hinzuhalten (Lk 6,29). Auch im Mattäusevangelium findet sich diese Wiesung (Mt 5,39), sie ist fast sprichwörtlich – und wird wohl von niemandem befolgt. Jedenfalls, Jesus selbst hielt, auf die Wange geschlagen, nicht die andere hin (vgl. Joh 18,22f). Der Sinn der Weisung ist: Vergeltet nicht Böses mit Bösem, vielmehr seid gut, selbst zu Feinden.

Ein Erlebnis hat mir die Augen dafür geöffnet, wie wichtig dieses Thema ist. In Istanbul war ein Kurs von Studierenden zu Pfarrer Hammer eingeladen, der damals Seelsorger für die Deutschen in der Türkei und im syrischen Raum war. Er erzählte uns von seinen guten Begegnungen, ja fast Freundschaften mit hochgebildeten und charakterlich wertvollen Muslimen. Anschließend fragte ein Student ganz direkt: "Herr Pfarrer, Sie haben uns so viel über die guten Menschen hier berichtet. Warum treten Sie dann nicht zum Islam über?" Pfarrer Hammer antwortete darauf ernsthaft und keineswegs gekränkt: "Das habe ich mir tatsächlich schon überlegt. Aber wissen Sie, im Islam gibt es zwar viel Gutes, doch anderes fehlt ihm. So ist beispielsweise die Feindesliebe im Islam unbekannt."

Damals folgerte ich daraus: Die christliche Lehre, sogar die Feinde zu lieben, ist etwas Einzigartiges. Nun finden wir aber in der heutigen ersten Lesung eine Schilderung aus dem Alten Testament, die dem Ideal, das Jesus gelehrt und vorgelebt hat, sehr nahe kommt. David hat Gelegenheit, seinen Todfeind Saul umzubringen. Doch er will "die Hand nicht gegen den Gesalbten des Herrn erheben" (1 Sam 26,4). Auch im Buch der Sprichwörter wird gemahnt: "Sagt nicht: Ich will das Böse vergelten" (Spr 20,22). Wir tun also gut daran, nicht zu behaupten, nur das Christentum kenne das Ideal der Feindesliebe.

Wichtiger wird sein: Wo wird das Ideal der Feindesliebe gelebt? Während meines jahrelangen Aufenthalts in Israel kann ich mich nicht daran erinnern, dass zur Liebe ehemaliger Verfolger aufgerufen worden wäre. Im Gegenteil, selbst am *Yom Kippur*, dem Versöhnungstag, las man jährlich Artikel, die dazu ermahnten, das Unrecht nicht zu vergessen, das den Vorfahren angetan wurde.

Ganz anders klingen die Texte, die entstanden sind in einer Zeit, in der die Christen verfolgt wurden. So lesen wir im ersten Petrusbrief: "Vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Kränkung mit Kränkung! Statt dessen segnet; denn ihr seid dazu berufen, Segen zu erlangen" (1 Petr 3,9; vgl. Röm 12,21; 1 Thess 5,15). Auch heute wird, etwa in christlichen Krankenhäusern, praktiziert, Feinden Gutes zu tun.

Im Alltag wird es nicht immer leicht sein, einerseits nicht am Buchstaben zu haften, also geschlagen sich nicht nochmals schlagen zu lassen. Andererseits sollten wir nicht vergessen, was uns Jesus in seinen Worten gelehrt und noch mehr durch sein Beispiel vorgelebt hat. Eine Gesinnung, die meint: "Der Sowieso hat mir viel Unrecht getan, da ist es in Ordnung, ihm das gelegentlich heimzuzahlen" – eine solche Gesinnung entspricht sicher nicht dem Geist Jesu. Die Begründung widerspricht geradezu dem, was wir im heutigen Evangelium hören über die Feindesliebe, die wohl das Kostbarste an der christlichen *Caritas* ist.

Zum 8. Sonntag im Jahreskreis

(Sir 27, 4-7 (5-8) / 1 Kor 15, 54-58 / Lk 6, 39-45)

"An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen" (Mt 7,16) – diese Bibelstelle ist inzwischen geradezu sprichwörtlich geworden. Dabei merken wir gar nicht mehr, dass wir Bäume – denn eigentlich geht es in diesem Bild um Bäume – in unserem Alltag ganz anders beurteilen. In dem Abschnitt aus dem Lukasevangelium, den wir am heutigen 8. Sonntag im Jahreskreis hören, heißt es: "Jeden Baum erkennt man an seinen Früchten" (Lk 6,44). Doch niemand von uns muss auf die Früchte warten, um einen Apfelbaum von einem Birnbaum oder eine Eiche von einer Linde zu unterscheiden.

Tatsächlich ist das Verhältnis zu einem Baum im Orient ganz anders als bei uns. Bei uns besteht die Gefahr, dass wir "vor lauter Wald die Bäume nicht sehen". Im Orient sieht man nur die Bäume, einen Wald in unserem Sinn gibt es gar nicht, auch wenn es ein hebräisches Wort für "Wald" gibt. Vor allem in der Wüste Juda, also im etwa 100 Kilometer langen Gebiet zwischen dem Höhenrücken mit Städten wie Hebron und Jerusalem und dem Toten Meer gibt es und gab es nie Wald. Der einzelne Baum wird wichtig. Bei einer Exkursion mit Studierenden erlebte ich das so: Beim Tagesmarsch von Jerusalem nach Qumran am Toten Meer mussten wir in der Mittagshitze ohne jeden Schatten etwa zwei Stunden durch eine staubige Ebene stapfen. Endlich erschien dann der auf der Karte 1:100.000 mit einem grünen Kreis eingezeichnete einzige Baum – im Umkreis von zwanzig Kilometern. Wir lebten auf, als wir ihn erreicht hatten, und er uns "überschattete". Er kann an dieser Stelle nur überleben,

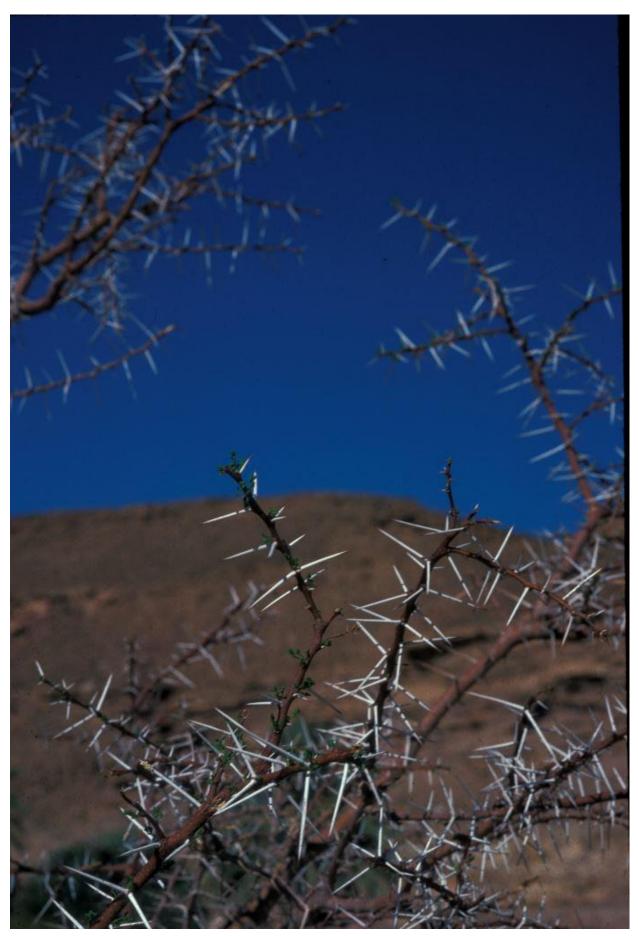


Abb. 10: Dornen an einem Baum in der Wüste Sinai.

weil sich nur hier mehrere Gesteinsschichten so gegeneinander neigen, dass in der Tiefe etwas Feuchtigkeit zusammenkommt. Die Rast unter diesem Akazienbaum hat uns auch eine ägyptische Wandmalerei besser verstehen lassen. Da wird ein Baum so personifiziert, dass er im Schatten seiner Zweige dem jungen Pharao die Brust reicht, um ihn zu stillen. Auch in den alttestamentlichen heiligen Schriften stoßen wir oft auf solche Personifizierungen. Da werden die Bäume aufgefordert, vor dem Herrn zu jubeln (vgl. Ps 96,22). Die Bäume wählen sich sogar einen König in der Fabel, die König Jotam vom Berg Garizim herunter vorträgt, als er zu Unrecht aus seinem Amt verdrängt wird (vgl. Ri 9,7-15). In dieser Fabel werden, wie im Evangelium, die Bäume zusammen mit ihren Früchten wichtig. Zuerst wollen die Bäume den Ölbaum zu ihrem König salben, doch er lehnt ab: "Soll ich mein Fett aufgeben, mit dem man Götter und Menschen ehrt?" Dann lehnt der Feigenbaum so ab: "Soll ich meine Süßigkeit aufgeben und meine guten Früchte?" Auch der Weinstock will nicht König werden, er fragt: "Soll ich meinen Most aufgeben, der Götter und Menschen erfreut?" Am Ende wird der Dornenstrauch zum König der Bäume und lädt gleich sarkastisch ein: "Kommt, findet Schutz in meinem Schatten!"

Bemerkenswert ist zunächst, dass der Dornenstrauch zu den Bäumen gerechnet wird. Doch die beigefügten Fotos auf der vorigen und auf dieser Seite zeigen, wie groß in Palästina Dornen und Disteln werden können.



Abb. 11: Disteln am See Gennesaret bei Sonnenuntergang. Der Blick geht von den Golanhöhen nach Südwesten Richtung Nazaret.

Bei unseren deutschen Dornen und Disteln würde keiner lehren: "Von den Disteln pflückt man keine Feigen, und vom Dornstrauch erntet man keine Trauben" (Lk 6,44). Für das Verständnis des heutigen Evangelienabschnitts ist noch wichtiger: Baum und Früchte gehören eng zusammen. Für uns ist es nicht mehr so selbstverständlich, an den Apfelbaum zu denken, wenn der Apfel schmeckt. Im Evangelium geht es dagegen gerade um diese Einheit. Jesus schätzt sie. Doch er weiß auch, dass wir Menschen uns oft besser darstellen wollen, als wir tatsächlich sind. Im Mattäusevangelium werden hier "falsche Propheten" als Beispiel genommen, die öffentlich "Herr, Herr" rufen – aber "an ihren Früchten" erkannt werden können. Solchen Menschen ruft Jesus zu: "Du Heuchler!" (Lk 6,42). Gerade die Art, wie Jesus immer wieder die Heuchelei verurteilt, ist etwas vom Anziehendsten in seiner Lehre. Jeder Versuch, anders scheinen zu wollen, als man in Wahrheit ist, widerspricht seinem Wesen.

Manchmal denke ich bei tadelnden Predigern: "Das solltest du dir zunächst einmal selbst sagen!" Im Evangelium ist das so formuliert: "Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge" (Lk 6,42).

Werfen wir noch einen Blick auf die Art der "Früchte", die erkennen lassen, was "eigentlich dahinter steckt". Bei Mattäus geht es vor allem um "als Wölfe im Schafspelz" getarnte "Propheten", die schön reden, aber den Willen Gottes nicht tun (vgl. Mt 7,21). Solche geheuchelte Frömmigkeit, vor allem die in den Evangelien oft kritisierte Scheinheiligkeit der Pharisäer, ist in unserer Zeit wohl weniger ein Problem; heutzutage wollen die wenigsten Menschen "frömmer" erscheinen als sie sind – abgesehen vielleicht von klerikalen Kreisen. Doch auch wenn die Bereiche, in denen wir besser erscheinen wollen, als wir sind, heute andere sind – das Phänomen ist jedenfalls nicht verschwunden. Bei Lukas geht es dann auch allgemeiner um das Gute oder Böse, das ein "Baum" hervorbringt; denn "wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund" (Lk 6,45). Beiden Evangelisten ist dabei gemeinsam, dass sie vor Irrlehrern warnen wollen; schon in der frühen Kirche waren sie ein ernsthaftes Problem. In Milet warnt Paulus vor ihnen (vgl. Apg 20,29f), und im Johannesbrief ist ihr Auftreten schon bedauerliche Tatsache (vgl. 1 Joh 2,18). Dem heutigen Evangelientext wird also nicht gerecht, wer aus ihm eine Mahnung an uns "Bäume" herausliest, gute Früchte zu tragen. Die Distel kann nicht Weinstock werden.

Anderes lehrt die Bildrede im Johannesevangelium. Da geht es nicht mehr um uns, um die verschiedenen Bäume, sondern um den einen Baum Jesus Christus. Er sagt zunächst: "Ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht" (Joh 15,5). Und kurz danach: "Das ist mein Gebot: Liebt einander, wie ich euch geliebt habe" (Joh 15,12). Um diese "Frucht" geht es also, sie ist die Folge unseres Bleibens im HERRN.

Wohl alle Menschen wollen "gute Früchte" hervorbringen. Für den Psalmisten ist die Voraussetzung dafür die Nähe zu einem Wasserlauf (vgl. Ps 1,3). Mir scheint die Nähe zu Jesus, dem lebendigen Wasser, im wahrsten Sinn des Wortes noch "fruchtbarer" zu sein. Er ist "der wahre Weinstock" (Joh 15,1). Belebt vom Saft, der aus der Wurzel dieses ganz guten Baums aufsteigt, werden auch die mit ihm vereinten, in ihm "bleibenden" Rebzweige reiche Frucht tragen und nur gute Trauben hervorbringen.

Zum 9. Sonntag im Lesejahr

(1 Kön 8,41-43 / Gal 1,1-2.6-10 / Lk 7,1-10)

An den Sonntagen im Jahreskreis ist die alttestamentliche Lesung immer im Hinblick auf das jeweilige Evangelium ausgewählt. Dabei lässt der alttestamentliche Text schon etwas ahnen von dem, was dann in der Person Jesu volle Wirklichkeit wird. Welche Verbindungspunkte gibt es nun zwischen der alttestamentlichen Lesung und dem Evangelium des heutigen Sonntags?

In der Lesung aus dem 1. Buch der Könige hören wir: König Salomo betet bei der Einweihung des von ihm erbauten Tempels schon für andere Völker, die auch mit ihren Bitten in den Tempel kommen werden. Und im Evangelium ist die Rede von einem heidnischen Hauptmann, der mit einer Bitte zu Jesus kommt. Von ihm wird uns berichtet, er liebe das jüdische Volk und habe sogar den Bau der Synagoge ermöglicht.

Ein anderer Anknüpfungspunkt könnte die Gottesfurcht sein. So heißt es in der Lesung, die Heiden werden Gott fürchten, "wie dein Volk Israel dich fürchtet" (1 Kön 8,43). Der Hauptmann im Evangelium ist von solcher Ehrfurcht erfüllt. Er lässt sogar nur Vermittler bei Jesus vorsprechen; denn er denkt von sich: "Herr [...], ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach" (Lk 7,6). Und er fügt hinzu, Jesus brauche nur ein Wort zu sprechen, "dann muss mein Diener gesund werden". Paulus wird das "Glaubensgehorsam" nennen, was Salomo "fürchten" nannte.

Eine dritte Verbindung ist der "Name" Gottes, von dem die heutige Lesung spricht, denn darin liegt eine Vorahnung auf die volle Wirklichkeit in Jesus. Salomo meint mit diesem Namen die geheimnisvollen vier Buchstaben YHWH, das Tetragramm, der "Name" Gottes, der dem Mose am Brennenden

Dornbusch mitgeteilt wurde. Die Juden geben ihn wieder mit *Adonai*, die griechische Bibel mit *Kyrios*, die deutschen Übersetzungen gewöhnlich mit "Herr" – ich selbst schreibe lieber in Großbuchstaben HERR, um an die heiligen vier Buchstaben zu erinnern. Für uns ist dabei wesentlich, dass nun in der Person Jesu offen erkennbar wird, was am Brennenden Dornbusch erst anfanghaft über das Wesen Gottes mitgeteilt wurde. Denn ihm, Jesus, hat Gott "den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle […] ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: Jesus Christus ist der HERR" (Phil 2,8-11).

So könnten die heutigen Lesungen anregen, die uns vererbten heiligen Schriften im Geist der frühen Kirche zu lesen. Denn die Väter, also die frühchristlichen Ausleger der Heiligen Schrift, waren überzeugt: Die ganze Heilige Schrift redet von Christus – so wie ich hier den Text der 1. Lesung des heutigen Sonntags auf das Evangelium bezogen habe. Für mich ist es immer wieder überraschend, welche neuen Entdeckungen ich bei dieser Art der Bibellektüre mache."

Zum 10. Sonntag im Jahreskreis

(1 Kön 17,17-24 / Gal 1,11-19 / Lk 7,11-17)

Im Evangelium des 10. Sonntag im Jahreskreis befiehlt Jesus einem Toten: "Steh auf!" Es ist der einzige Sohn einer Witwe, der in Nain zu Grabe getragen wird. Dieser Totenerweckung entsprechend wurde als 1. Lesung ein Text gewählt, in dem der Prophet Elija ebenfalls den Sohn einer Witwe vom Tod erweckt.

Das machen wir uns oft gar nicht klar – Elija konnte also auch Tote auferwecken?

Ja, in der Heiligen Schrift werden Totenerweckungen nicht nur von Jesus berichtet. Außer bei Elija (vgl. 1 Kön 17,22) ereignete sich ein solches Wunder auch noch bei Elischa (vgl. 2 Kön 4,35f.); von Elischa wird sogar berichtet, dass noch an seinem Grab ein Toter lebendig wurde (vgl. 2 Kön 13,21). Und Jesus erweckt nicht nur selbst Tote, sondern fordert auch seine Jünger auf: "Weckt Tote auf" (Mt 10,8). In der Apostelgeschichte werden solche Fälle geschildert: Petrus erweckt in Lydda die Tabita (Apg 9,40) und Paulus in Troas einen Knaben, der aus einem Fenster gestürzt war (Apg 20,9f). Auch von späteren Heiligen werden uns Totenerweckungen berichtet, so vom hl. Benedikt oder in neuerer Zeit von Don Bosco. Und sogar in anderen Religionen stoßen wir auf Berichte von Totenerweckungen.

Schon dieser kurze Überblick warnt uns davor, die Gottheit Jesu, wie früher üblich, mit seinen Wundern "beweisen" zu wollen, etwa in der Weise: Gott ist der alleinige Herr über die Naturgesetze, Jesus durchbricht sie, also hat er göttliche Macht. So einfach geht das heute nicht mehr.

Die folgenden Punkte sollen klarer machen, was ein "Wunder" im theologischen Sinn ist.

- 1. Die Feststellung, dass sich etwas tatsächlich in einer unglaublichen Weise ereignet hat, erweist den Vorgang noch nicht als Wunder im theologischen Sinn etwa ein Bergabsturz ohne Knochenbruch.
- 2. Der ewige Wille und Plan Gottes ist unwandelbar. Vermenschlichende Wendungen wie "da reute es Gott" oder anderes dürfen uns nicht täuschen. Gott kann nicht irren.
- 3. Folglich greift kein Wundertäter gleichsam in das Räderwerk der Naturordnung ein und setzt es für eine Weile außer Kraft. Was immer geschieht, geschieht nach dem Plan Gottes.
- 4. Dass ein Ereignis naturwissenschaftlich (noch) nicht erklärbar ist, macht den Vorgang nicht zu einem Wunder im theologischen Sinn.
- 5. Ein außerordentliches Ereignis wird zum Wunder im theologischen und biblischen Sinn, wenn es von Menschen als Zeichen göttlichen Wirkens wahrgenommen und angenommen wird.

Zu diesem letzten Punkt eine persönliche Erinnerung: Vor Jahrzehnten lernte ich auf einer Reise eine Ärztin kennen, die aus einer Familie von lauter protestantischen Theologen stammte. Die Mutter

dieser Ärztin besuchte während einer Italienreise "aus Neugier" die Peterskirche zu Rom – gerade als nach einem Gottesdienst Papst Johannes XXIII auf der *Sedia gestatoria*, der Papst-Sänfte, herausgetragen wurde. Während er nach rechts und links segnete, spürte die Besucherin, dass sie wieder auf beiden Ohren hören konnte. Nach der Rückkehr von ihrer Reise bestätigten die Ärzte, dass die ehemals auf einem Ohr völlig taube Patientin jetzt wieder beidseitig volle Hörschärfe besaß. Das alles berichtete mir die Tochter dieser Frau, die Ärztin, die ich auf einer Reise kennengelernt hatte, in einem langen Brief, der mit der Bitte schloss: "Könnten Sie als katholischer Priester mir sagen, ob meine Mutter ein Wunder erlebt hat?" Ich antwortete sinngemäß: "Nur Ihre Mutter selbst kann im Grunde entscheiden, ob sie die Heilung auf einen 'Zufall', auf die freudige Aufregung oder aber auf den Segen Gottes zurückführen will, den der Papst erteilt hat." Nur wenn die Geheilte selbst bereit ist zu bejahen, dass das, was sie erlebt hatte, auf Gottes Wirken zurückging, wenn sie staunend "glaubt" – erst dann wird aus irgendeiner Heilung ein "Wunder" im theologischen Sinn. (Wohlgemerkt: Wenn sie das Wirken Gottes anerkennt, nicht, wenn sie abergläubisch etwas Wunderbares erfindet.)

Weil dieser Gesichtspunkt des Zusammenwirkens wenig beachtet wird, hier noch zwei Beispiele in biblischen Texten: Bei den Bewohnern von Nazaret kann Jesus keine Wunder wirken wegen ihres Unglaubens (vgl. Mk 1,5f). Und umgekehrt wird die Heilung des Blinden am Teich Schiloach erst durch das Mitwirken des Glaubenden so erstaunlich (vgl. Joh 9,7). Um dieses Zusammen-wirken geht es auch bei der häufigen, aber nicht leicht verständlichen Äußerung Jesu: "Dein Glaube hat dich geheilt" (z.B. Mt 9,22).

Zusammengefasst: Wunder oder Ereignisse, die naturwissenschaftlich nicht erklärbar sind, beweisen, isoliert betrachtet, noch gar nichts – auch recht unheilige Personen können Unerklärbares bewirken. Wahre Wunder im biblischen Sinn sind immer etwas Gutes, ja die ganze Schöpfung kann als Ausdruck der Macht und Güte Gottes von einem ehrlichen Menschen staunend bewundert werden. Überhaupt sind Wunder im theologischen Sinn nur bei solchen Menschen möglich.

Im Folgenden möchte ich noch auf eine ganz andere Frage eingehen: Inwiefern können Wunder uns die Heiligkeit eines Menschen erkennen lassen? Können sie uns zeigen, dass Gott durch einen bestimmten Menschen zu uns spricht? Oder anders gefragt: Erkennen wir an einem Wunder, dass Jesus nicht nur "wahrhaft Mensch", sondern auch "wahrhaft Gott" ist? Weniger am "Wunder", als vielmehr an den Begleitumständen. Im heutigen Evangelium heißt es: "Als der HERR die Frau sah, hatte er Mitleid mit ihr" (Lk 7,13). Und nicht nur dieser Evangelienabschnitt, sondern das ganze Leben Jesu spricht von seiner Güte und Selbstlosigkeit. Er hilft, weil er gut ist, ohne ein Honorar zu erwarten und ohne sensationell aufzutreten. In dieser Richtung müssen wir also suchen, wenn wir in ihm "wahrhaft Gott" erkennen wollen. Zwar sind vielen von uns die biblischen Erzählungen von Kindheit an vertraut. Doch wir brauchen oft lange, bis wir des eigentlich Göttlichen in Jesus gewahr werden, bis wir merken, was es ist, woran wir in der Person und im Handeln Jesu erkennen können: "So ist Gott", in diesem unauffälligen Mann ist Gott Mensch geworden. Jesus lässt sich demütig taufen, preist sich nicht selbst an, er widersteht Versuchungen, verkündet Armen ihren Wert in den Augen Gottes, kümmert sich um Sünder und vergibt sogar selbst Sünden (vgl. Mt 9,2). Er lebt den Seinen vor, was er von ihnen fordert: Das Kreuz tragen. Und er verschenkt sich selbst nicht nur beim letzten Mahl, sondern vor allem bei seinem freiwilligen Blutzeugnis für die Wahrheit (vgl. Joh, 18,37).

Vielleicht entdecken Sie noch andere, restlos gute Züge in diesem Jesus, von dem Petrus, ohne Wunder auch nur zu erwähnen, schreibt: "Ihn liebt ihr, ohne ihn gesehen zu haben" (1 Petr 1,8) – es lohnt sich den ganzen Vers nachzulesen.

Zum 11. Sonntag im Jahreskreis

(2 Sam 12,7-10.13 / Gal 2,16.19-21 / Lk 7,36-8,3)

Am 11. Sonntag im Jahreskreis handelt die alttestamentliche Lesung von David und Batseba, das Evangelium von Jesus und der Sünderin, die Jesus die Füße salbt. Unter dem Einfluss unserer heutigen Umgebung liegt die Annahme nahe, in den beiden Texten gehe es um Sex und dementsprechend

um Warnungen vor Sünden gegen das "Sechste Gebot". Doch bei genauerem Hinsehen ist das gar nicht das Thema dieser Texte. So berichtet der heutige Evangelienabschnitt auch noch von ganz verschiedenen anderen Frauen, die Jesus folgten (Lk 8,1-3).

In der alttestamentlichen Lesung kommt der Prophet des HERRN tadelnd zu David. Dabei spielt Batseba, die unsere Maler so gerne im Bad dargestellt haben, überhaupt keine Rolle. Natan sagt zu David im Namen des Gottes Israels ohne jeden Vorwurf: "Ich habe dir [...] die Frauen deines Herrn [Saul] in den Schoß gegeben" (2 Sam 12,8). Schlimm ist nicht, dass David offensichtlich viele Frauen hat, sondern vielmehr, dass er auch noch seinem Soldaten Urija dessen einzige Frau weggenommen und dann den Urija umgebracht hat. Darin spiegelt sich wohl nicht die Achtung vor einer Frau wider, wie wir sie uns heute wünschen würden – aber auch keinerlei Körperfeindlichkeit.

Im heutigen Evangelium nun begegnet uns eine sehr selbstbewusste Frau – ganz anders als in der patriarchalischen Zeit Davids, in der die Frau höchstens als Mutter des Thronfolgers (vgl. 1 Kön 1,17), sonst aber nur als Besitz des Mannes eine Rolle gespielt hat. Doch Lukas berichtet von einer "Sünderin", die – ohne sich um die Anderen zu kümmern – weinend Jesu Füße liebkost. Der Pharisäer, in dessen Haus Jesus zu Tische liegt, geht davon aus, dass diese aufdringliche Frau eine unreine Dirne ist. Daher meint er: Wenn Jesus ein Prophet wäre, wüsste er, was für eine Art von Sünderin die ist, "von der er sich berühren lässt" (Lk 7,38). Der Sinn ist eindeutig: Für diesen Pharisäer ist Prostitution die Sünde schlechthin, die verunreinigt. Für Jesus aber ist diese Frau ein wertvoller Mensch. Von ihr lässt er sich nicht nur berühren, sondern auch salben, mit Tränen benetzen und schließlich mit ihren Haaren abtrocknen.

Bei Jesus beobachten wir – im Gegensatz zu dem Pharisäer, der meint, dass die Berührung dieser Frau unrein macht – keinerlei Berührungsängste.

Worum aber geht es in den heutigen Lesungstexten dann eigentlich, wenn nicht um die – der Bibel so häufig unterstellte – Körperfeindlichkeit oder Prüderie?

Beide Male begegnen uns Menschen, die wertvoll sind, weil sie vor Gott ehrlich zugeben, dass sie gefehlt haben. David tut es auf seine Weise, wenn er sagt: "Ich habe gegen den Herrn gesündigt" (2 Sam 12,13; vgl. Ps 51,3). Das ist ein ungeheures Wort im Mund eines altorientalischen Königs. In keiner vergleichbaren Geschichtsschreibung finden wir ein ähnliches Bekenntnis. Andere Historiker berichten von einem König immer nur, was er Gutes und Großes getan hat; denn er wird fast wie Gott betrachtet.

Wie David bekennt auch die Sünderin, die Jesus salbt, auf ihre liebende Weise dem HERRN, dass sie nur bei ihm auf Vergebung ihrer vielen Sünden (vgl. Lk 7,47) hofft. Und zu ihr sagt Jesus am Schluss, solche Liebe zu ihm, (die er doch selbst ursprünglich geheimnisvoll ausgelöst haben muss,) führe dazu, dass ihre vielen Sünden vergeben sind: "Dein Glaube hat dich gerettet" – nicht nur: "... hat dir geholfen", wie es in der Einheitsübersetzung heißt (Lk 7,50). David und die "Sünderin" aus dem Evangelium haben also beide ihre Sünden bekannt. Doch David wurde gemahnt, die Sünderin aber zog es zu Jesus hin (vgl. Joh 6,40.44). Und Jesus löste offensichtlich ein Vertrauen in ihr aus, das ihr große Sicherheit schenkte. Sie versteckt sich nicht mehr; denn Jesus wird sie nicht abweisen. Sie wird Vergebung finden bei ihm, der sie trotz ihrer Sünden so liebevoll an-gesehen hat, dass ihr Mut wuchs, auch ihn aus ganzem Herzen zu lieben. Genau darum geht es bei jenem wahren Glauben an Jesus, der allein heilbringend ist – und den Hans Urs von Balthasar treffend gekennzeichnet hat: "Der Glaube ist entweder Gottesliebe, oder er ist gar nichts."

Zum 12. Sonntag im Jahreskreis

(Sach 12,10-11; 13,1 / Gal 3,26-29 / Lk 9,18-24)

Mariologie und Christologie scheinen manchmal auseinander zu driften. Doch sowie es um entscheidende Fragen geht, wie etwa, was hinter den Begriffen "erniedrigen" und "erhöhen" steckt, stellen wir fest, dass das nicht stimmt. Im folgenden Text finden Sie Gedanken über Umkehren und Umden-

ken in der Umgebung Jesu. Ist das so unähnlich dem, wie Maria im Magnificat den HERRN besingt: "denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut, [...] der Mächtige hat Großes an mir getan" (Lk 1,48f)? Wenn Maria davon singt, in ihrer "Niedrigkeit" angeschaut worden zu sein, erinnert das auch an den wohlwollenden Blick des Vaters auf Jesus, der sich erniedrigte, als er sich taufen ließ (vgl. Mt 3,17). Denn seine Wendung von Nazaret zum Jordan war zugleich der Verzicht auf ein geruhsames Leben als Zimmermann und ein Bejahen von Leid, stellvertretend für andere (vgl. Joh 1,29).

"Kehrt um!" rufen am Anfang der Evangelien nicht nur der Täufer und Jesus selbst (vgl. Mt 3,2; 4,17; Mk 1,15), sondern auch Petrus am Anfang der nachösterlichen Verkündigung (vgl. Apg 2,38; 3,19). Offenbar geht es da um etwas ganz Wichtiges. Auch im heutigen Evangelienabschnitt begegnet uns am Höhe- und Wendepunkt in der Gegend von Caesarea Philippi dieses Thema: Jesus kehrt um vom Weg nach Norden zu dem nach Süden, vom Weg zum Erfolg zu dem Weg, der in Jerusalem zu seiner Passion führen wird. Doch der Imperativ "Kehrt um!" steht nicht da, er verbirgt sich gleichsam hinter anderen Wörtern.

Der Begriff bzw. das Bild des "Umkehrens" (hebräisch *schub*) entstand in der Zeit, als Israel aus dem babylonischen Exil mit neuem Eifer nach Jerusalem zurückkehrte, also wirklich "räumlich" umkehrte. Von wo nach wo soll aber ich als getaufter, erwachsener Mensch umkehren? Was kann also dieser Begriff des "Umkehrens" für mich heute innerlich bedeuten?

Im griechischen Text – und auch das Alte Testament wurde zur Zeit Jesu auf griechisch gelesen – steht eigentlich nicht "umkehren", wie in unseren Übersetzungen, sondern "umdenken" (griechisch *meta-noein*). Und umdenken ist eine schwere Aufgabe gerade für uns heute. Denn ein Umdenken, wie es Johannes, Jesus und Petrus fordern, stellt die Weltanschauung der meisten Menschen, und vielleicht auch unsere eigene, geradezu auf den Kopf.

Im Evangelium des 12. Sonntags im Jahreskreis stoßen wir dreimal auf dieses Thema des Umdenkens. Nach dem Christus-Bekenntnis des Petrus kündigt Jesus erstmals an, er müsse leiden – obwohl er der Gesalbte, der Christus ist. Und dann fährt er fort: Wer mir nachfolgen will, (1.) der verleugne sich selbst, (2.) der nehme täglich – nur Lukas hat dieses "täglich" –sein Kreuz auf sich, und (3.) der verliere um meinetwillen sich selbst – in unsere heutige Terminologie übersetzt könnte man sagen, der verliere seine nur auf das eigene Ich bezogenen Pläne. So also sieht christliches Umdenken aus. Es ist das Gegenteil des Strebens nach "Selbstverwirklichung", das uns heute so naheliegend und selbstverständlich erscheint. Unchristliches Denken nimmt nur sich selbst wichtig und den eigenen Willen, dem Willen Gottes, der jetzt etwas anderes von mir erwartet, weicht es aus. Doch warum ist das denn eigentlich so unchristlich?

Wir dürfen das kleine Wörtchen "um meinetwillen"(Lk 9,24) nicht übersehen. Liebende wissen, wie gerne sie dem Geliebten Freude machen wollen und dafür auch Mühen und Unannehmlichkeiten auf sich nehmen. Mitunter zeigen sie ihre Zusammengehörigkeit auch dadurch, dass sie sich ähnlich kleiden. Und am letzten Sonntag wurde ja deutlich, dass es beim Glauben an Jesus wesentlich um Gottesliebe geht.

Umdenken bedeutet also, nicht eigenwillig auf der "Erfolgsspur" zu bleiben, sondern Ja zu sagen zum Willen des Vaters, so wie unser HERR es uns vorgelebt hat. Ihm ähnlich werden zu wollen, bedeutet dann auch, wie er Ja zu sagen zum Leiden, wo es nötig ist. Und das betrifft oft tägliche Kleinigkeiten, die uns aber doch schwer fallen. Paulus mahnt die Philipper, gerade im Alltag an Jesus zu denken, der zuerst erniedrigt, aber dann erhöht wurde (vgl. Phil 2,4-11). Ganz ähnlich klingt in den folgenden Worten von St. Benedikt mit, dass solches Annehmen des Leids keine selbstquälerische Lebensfeindlichkeit ist, sondern der Weg zum Leben: "Passionibus Christi per patientiam participemur, ut et regno eius mereamur esse consortes – Lasst uns an den Leiden Christi teilnehmen in Geduld, damit wir auch an seiner Königsherrschaft teilhaben dürfen" (Benediktsregel, Prolog).

Zum 13. Sonntag im Jahreskreis

(1 Kön 19,16b.19-21 / Gal 5,1.13-18 / Lk 9,51-62)

In Damaskus erhebt sich an der großen Ummayaden-Moschee eine Kuppel zu Ehren Johannes des Täufers, ein Minarett zu Ehren Muhammeds und ihm gegenüber das Jesus-Minarett. Auch unter Nicht-Muslimen sind manche geneigt in Jesus nur einen besonders großen Propheten zu sehen. Warum ist Jesus mehr oder etwas anderes als ein Prophet?

Am 13. Sonntag im Jahreskreis stellt die Liturgie den Propheten Elija neben Jesus; denn beide haben Menschen in ihre Nachfolge gerufen – vom Pflügen weg. Elija wirft seinen Mantel über Elischa, der gerade mit Rindern pflügt; er nimmt noch zu Hause Abschied, schlachtet dann zwei seiner Rinder und folgt nun dem Elija (1 Kön 19,19-21). Jesus dagegen belehrt einen Mann, der ihm erst nach dem Abschiednehmen folgen will, dass es dazu dann zu spät ist. Und er verdeutlicht das so: "Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes" (Lk 9,62). Meist wird das als allgemeine Warnung verstanden, eine neu begonnene Aufgabe nicht mehr zu unterbrechen. Doch Jesus mahnt nicht allgemein, sondern hat ein ganz spezielles Bild vor Augen, das heute kaum noch erkannt werden kann.



Abb. 12: Pflügender Bauer bei Betlehem, am Fuß des Burgbergs Herodion, 1986. Seine rechte Hand braucht er für den Stock, mit dem er das Zugtier "anstachelt", für den Pflug hat er nur seine linke frei. Auf ägyptischen Bildern wird der Pflug mit zwei Händen geführt.

Wörtlich ist im griechischen Text nicht allgemein vom Handanlegen die Rede, vielmehr spricht Jesus von einem "die Hand Auflegenden auf den Pflug". Nur eine Hand zu benützen ist beim Pflügen etwas ganz Ungewöhnliches, aber für Palästina Typisches. Im Bergland von Judäa ist der Boden so steinig, dass das Zugtier immer wieder stehen bleibt. Ständig muss es neu "angestachelt" werden den hemmenden Stein wegzuziehen. Dazu hat der Bauer in seiner rechten Hand einen Stock mit Metallspitze, für den leichten Pflug bleibt dann nur noch die linke Hand frei, wie das Foto auf dieser Seite zeigt. Diese Linke ist es dann auch, die er, wie es im heutigen Evangelium heißt, "auf den Pflug legt" (Lk 9,62). Nur soviel zum Pflug.

Heute möchte ich vor allem Jesus mit Elija vergleichen. Was ist anders bei Jesus – einfach, wenn wir die biblischen Texte betrachten?

Elija wirkte Wunder, die eher noch aufsehenerregender waren als die von Jesus: Auf seinen Befehl hin hört es auf zu regnen; in Sarepta vermehrt er Mehl und Öl und erweckt den Sohn einer Witwe von den Toten; auf dem Berg Karmel geht sein Opfer in Feuer auf, doch das der Baals-Priester nicht. Und Elija lässt diese Baals-Priester niedermachen; danach kündet er dem König an, dass es jetzt wieder regnen wird (1 Kön 17,1–18,46). Doch im nachfolgenden 19. Kapitel, dem die heutige Lesung entnommen ist, befindet sich Elija voller Angst (1 Kön 19,3) auf der Flucht vor der Rache der Königin Isebel; auf wunderbare Weise gestärkt kommt er zum Gottesberg Horeb. Dort offenbart sich ihm Gott im Säuseln eines Windhauchs, doch er befiehlt ihm auch, Elischa zu seinem Nachfolger zu salben – hier setzt unsere Lesung ein. Sie legt Wert auf die Art und Weise, wie der Schüler seinem Meister nachfolgt, schildert aber nicht mehr das besondere Lebensende des Elija, das Elischa, der Jünger, am Jordan erlebt: Er sieht, wie sein Meister in einem feurigen Wagen zum Himmel empor fährt (2 Kön 2,11f).

Betrachten wir jetzt Jesus. Seine Wunder sind, wie auch schon vor drei Wochen (am 10. Sonntag im Jahreskreis) deutlich wurde, ungeeignet, um aufzuzeigen, dass er mehr ist als ein Prophet. Eher würde sich dafür noch der Bericht eignen, der dem heutigen Evangelienabschnitt vorausgeht (Lk 9,28-36): Denn bei der Verklärung Jesu erscheinen Elija und Mose, um für Jesus Zeugnis zu geben: In ihm sehen sie jetzt unverhüllt den, der ihnen vorher am Sinai nur verhüllt begegnet war, dem Mose in den Flammen des Dornbuschs und dem Elija im Windhauch. Und sie reden mit ihm über das Wesentliche, über sein Ende in Jerusalem (vgl. Lk 9,31). Überdies bezeugt bei der Verklärung eine Stimme aus dem Himmel, dieser Jesus sei der geliebte Sohn. – Auch der Prophet Johannes der Täufer hatte schon zu Beginn des Wirkens Jesu auf dieses Schlachtlamm hingewiesen, das die Sünde der Welt auf sich nimmt. Und damit trifft er ins Schwarze; denn kein Prophet ging je freiwillig in den Tod, um für die Sünden der Menschheit zu sterben – auch vor der Auffahrt des Elija hören wir nichts, was einer Passionsgeschichte nahe kommt.

Dagegen beginnt der Evangelienabschnitt des heutigen Sonntags direkt mit der Hinwendung zur Passion. Zielstrebig "entschloss sich" Jesus zum Weg nach Jerusalem, um dort zu leiden. Im griechischen Text steht ein ganz außergewöhnlicher Satz, den man etwa so wiedergeben könnte: "Und festen Blicks (oder sogar: "mit verhärtetem Angesicht") begann er seinen Marsch nach Jerusalem" (Lk 9,51).

Ich kenne in der Geschichte der Menschen keinen, der so selbstlos in einen aussichtslosen Tod gegangen ist für alle Menschen, nicht um eine momentane Notlage zu lindern, sondern um ihrer Sünden willen, man könnte auch sagen: um ihr ewiges Schicksal zu ändern –, und er hat letztlich diesen Sieg errungen. Auf diesem Gebiet also, auf dem Gebiet der Liebe zum Guten oder zur Wahrheit (vgl. Joh 18,37) mit dem Ziel der endgültigen Erlösung – nicht auf dem der Wunder – müssen wir suchen, wenn wir fragen: Warum ist Jesus mehr als jeder Prophet, auch als der große Elija? Nur in Jesus begegnen wir jenem unsichtbaren Gott ganz konkret und handgreiflich, der die Liebe ist (vgl. 1 Joh 1,1; 4,16), die uns nicht nur kurzfristig sondern auf ewig heil machen will. Deshalb bekennen wir Christen dankbar Jesus Christus als unseren HERRN und Gott.

Doch solche liebende Dankbarkeit, die sich glaubend vereint weiß mit Jesus, ist ein Geschenk; ich wünsche es Ihnen von Herzen.

Zum 14. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 66,10-14c / Gal 6,14-18 / Lk 10,1-12.17-20)

Zur Freude mit oder über Jerusalem lädt uns am 14. Sonntag im Jahreskreis der Prophet Jesaja ein. Der Evangelist Lukas hat sein Erbe, die Freude an Jerusalem, übernommen. In seinem Evangelium zielt alles hin auf Jerusalem, und in der Apostelgeschichte geht das Wort Gottes von Jerusalem aus, bis es schließlich die Weltstadt Rom erreicht (vgl. Apg 28,14f.31). An den kommenden Sonntagen werden wir Jesus auf seinem Weg nach Jerusalem begleiten. Denn nach seiner Leidensankündigung,

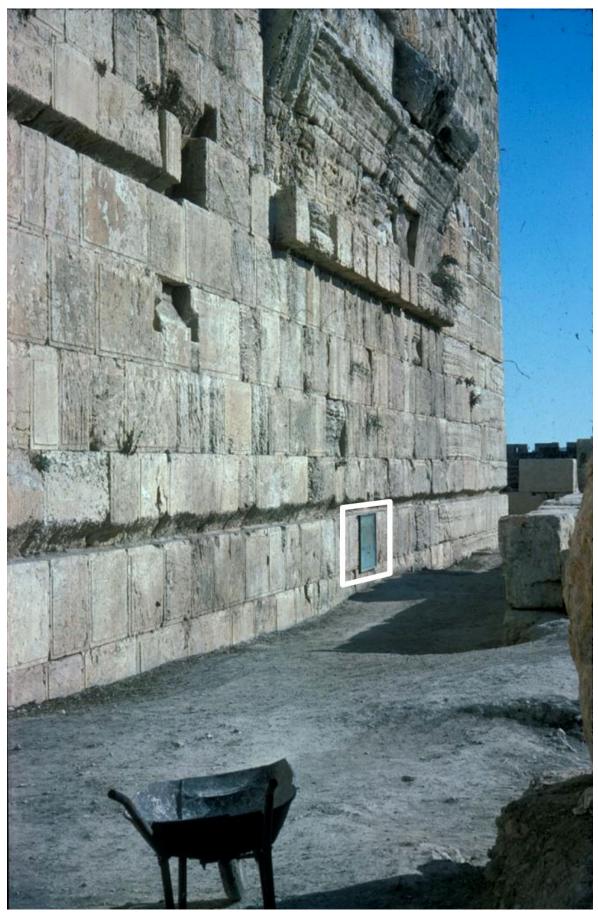


Abb. 13: Blick zum Südwest-Ende der Klagemauer. Am oberen Bildrand ist der Ansatz des Robinson-Bogens erkennbar, in der Mitte darunter, kurz über dem Boden und von einer Glasplatte geschützt (hier weiß markiert), die Inschrift aus dem 4. Jh. nC.

die wir am 12. Sonntag hörten (Lk 9,22), sind wir seit dem letzten, dem 13. Sonntag im Jahreskreis, mit ihm – und heute auch mit 72 Jüngern, die er vorausschickt (vgl. Lk 10,1; 13,22) – auf dem Weg dorthin.

Mit dieser Sicht des Evangelisten Lukas auf das neutestamentliche Jerusalem möchte ich heute zwei ganz andere Betrachtungsweisen vergleichen: die von Juden des 4. Jahrhunderts auf ihr Jerusalem und die von Christen des 20. Jahrhunderts auf ihr Rom. Seit den Grabungen an der südlichen und westlichen Tempelmauer, die nach dem Sechstagekrieg 1967 möglich wurden, kennen wir Jerusalem noch besser als bisher. Die Ausgräber konnten bis auf die Straßenpflasterung des Königs Herodes, also zur Zeit Jesu vorstoßen. Dabei fanden sie an der Südwestecke der Tempelmauer, näherhin unter dem (nach einem amerikanischen Theologen des 19. Jhs. benannten) Robinson-Bogen eine Inschrift aus dem 4. Jh. n.Chr. (vgl. die beigefügten Fotos, die beide am 27. Oktober 1975 während der Ausgrabungsarbeiten entstanden). Sie stammt von Juden, die nach dem Tod des Kaisers Julian Apostata (363 n.Chr.) wieder an die westliche Tempelmauer, die "Klagemauer" kommen konnten, was ihnen dreihundert Jahre lang verboten war. Als Ausdruck ihrer Freude über die Rückkehr nach Jerusalem meißelten sie den letzten Vers unserer heutigen alttestamentlichen Lesung in einen Quaderstein: "Wenn ihr das seht, wird euer Herz sich freuen, und ihr werdet aufblühen wie frisches Gras" (Jes 66,14).



Abb. 14: Nahaufnahme der Inschrift aus dem 4. Jh. nC.: Von zurückkehrenden Juden wurden die Zeilen Jes 66,14 in die Tempelmauer eingehauen.

Das Bild vom aufblühenden Gras ist jedoch nur das letzte von drei Bildern des Jesajatextes der ersten Lesung. Mir persönlich scheint, die beiden vorausgehenden Bilder, die wir ebenfalls heute hören, wären noch erfreulicher gewesen (vgl. Jes 66,11-13).

Da ist zuerst das Bild von der stillenden und ihr Kind tröstenden Mutter. Auch der Psalmist sieht sich als ein solches getröstetes Kind und betet: "Herr, mein Herz ist nicht stolz … Ich ließ meine Seele ruhig werden und still; wie ein kleines Kind bei der Mutter ist meine Seele still in mir" (Ps 131,1-2). Dieser Psalm ist mir ganz besonders lieb, und der "lächelnde Papst" Johannes-Paul I. soll gesagt haben: "Gott ist unser Vater, doch fast noch mehr unsere Mutter."

Das weitere freudige Bild zeichnet der Prophet so: In ferner Zukunft strömen Völker nach Jerusalem, und sie jubeln in der mütterlichen Stadt. Als Student habe ich in Rom solchen Jubel miterlebt, als auf dem Petersplatz am 6. Juli 1950 erstmals eine Heiligsprechung unter freiem Himmel stattfand. Vermutlich haben die meisten von uns inzwischen bei Papstwahlen oder an Festtagen wie Ostern, wenn der Papst den Segen *urbi et orbi* erteilt, wenigstens am Fernseher die jubelnden Menschen erlebt, die aus allen Völkern zusammenströmten auf dem Platz mit seinen gleichsam "weit ausgebreiteten Armen" der Kolonnaden Berninis. Und die Freude der Pilger an ihrer Mutter Kirche, die da anklingt, passt doch zum Jesajatext: "Jubelt in der Stadt, alle, die ihr sie liebt" (Jes 66,10b).

Aber die Rückkehrer, von denen die Inschrift an der Klagemauer stammt, konnten offensichtlich mit diesen beiden Bildern, mit der tröstenden Mutter und den Menschenströmen aus allen Völkern, nicht viel anfangen.

Uns dagegen sagt Petrus, die Propheten hätten nachgedacht, wann sich das erfüllen würde. Im 1. Petrusbrief heißt es: "Ihnen wurde enthüllt, dass sie nicht sich selbst, sondern euch damit bedienten: Mit dem, was jetzt bei euch verkündet wurde durch jene, die euch die Frohbotschaft brachten in heiligem, vom Himmel gesandtem Geist." Und dann schließt er mit dem kühnen Bild von Engeln, die sich gleichsam neugierig aus Himmelsfenstern herauslehnen, um die Heilsereignisse bei uns zu verfolgen: "Darauf herabzuspähen ist sogar das Verlangen der Engel" (1 Petr 1,10.12).

Hoffentlich habe ich Sie auch neugierig gemacht, diese Heilsereignisse – die keineswegs "Vergangenheit" sind – immer wieder neu zu entdecken, etwa auch in der heutigen Sonntagsmesse.

Zum 15. Sonntag im Jahreskreis

(Dtn 30,10-14 / Kol 1,15-20 / Lk 10,25-37)

Im Evangelium dieses Sonntags geht es um die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Heute ist umstritten, ob es sich um ein Gleichnis handelt, das eine große geistige Wirklichkeit erklärt, oder nur um ein Beispiel, das die Zuhörenden ermahnt auch selbst hilfsbereit zu sein. Dass dieser Text so unterschiedlich verstanden werden kann, liegt wohl daran, dass man sich heute mit christologischen Interpretationen schwer tut. Die Übersetzer der Einheitsübersetzung haben das durch das Einfügen von zwei kleinen Satzzeichen zum Ausdruck gebracht und lenken dadurch Leserinnen und Leser, die das Original nicht kennen, in eine bestimmte Richtung. Fast zweitausend Jahre lang haben Christen eine zentrale Frage anders – und ich denke: richtiger – beantwortet als heute, die Frage des Schriftgelehrten: "Aber wer ist mein Nächster?"

Bei der genaueren Betrachtung der Sonntagslesungen hat sich schon mehrfach gezeigt: Fast nie haben sich bei den Abschreibern des griechischen Textes sinnentstellende Fehler eingeschlichen (nur ein Tausendstel des griechischen Textes ist unsicher!), sondern erst bei den Übersetzern in die modernen Sprachen veränderte sich nicht selten der Sinn. Denn für jede Bibelübersetzung (genauso wie für jede andere Übersetzung von literarischen Werken) gilt: Wer übersetzt, legt bereits aus. Das erkennt man gerade am heutigen 15. Sonntag im Jahreskreis gut, denn hier hängt sogar der Sinn der Erzählung davon ab, ob und welche Satzzeichen gesetzt werden – obwohl es in den alten griechischen Handschriften noch gar keine Satzzeichen gab.

Die entscheidende Weiche – zu zwei Hauptgeboten oder nur einem einzigen – haben die Übersetzer des heutigen Sonntagsevangeliums allein dadurch gestellt, dass sie ein Komma und einen Doppelpunkt vor und dann nach einem "und" gesetzt haben. Darauf will ich jetzt eingehen.

Nach der Einheitsübersetzung heißt es (mit Satzzeichen!): "Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit […] all deinen Gedanken, und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst." Andere Übersetzungen lassen diese Satzzeichen weg. So etwa die sehr wörtliche Elberfelder Übersetzung: "… mit deinem ganzen Verstand und deinen Nächsten wie dich selbst."

Ohne die Satzzeichen handelt es sich im Lukastext um ein einziges Hauptgebot, in dem Gottesliebe und Nächstenliebe verschmelzen. Das ist bemerkenswert, weil Markus und Mattäus deutlich die beiden alttestamentlichen Zitate trennen, die hier miteinander verbunden werden, indem sie schreiben: "Das zweite ist dies: Du sollst …" (Mk 12,31) bzw. "Dies ist das größte und erste Gebot. Das zweite ist ihm gleich: Du sollst …" (Mt 22,38f).

Doch Lukas zieht nicht zufällig zusammen. An vielen Stellen seines Evangeliums – den Höhepunkt bildet die Nähe des Gekreuzigten zu zwei Verbrechern (vgl. Lk 24,39-43) – betont er: Als Gott Mensch wurde, ist er uns ganz nahe gekommen. In Jesus fallen seither Gottes- und Nächstenliebe in ein Hauptgebot zusammen: Gott können wir im Mitmenschen treffen (vgl. Apg 9,4).

Wenn wir diese Absicht des Evangelisten Lukas erkannt haben, verstehen wir ihn auch an anderen Stellen besser. Dann wird auch klar, warum nur Lukas so ausführlich dem Schriftgelehrten antwortet, der gefragt hatte: "Aber wer ist mein Nächster?" (Lk 10,29). Die darauf folgende Erzählung vom barmherzigen Samariter war für alle Kirchenväter vor allem ein Gleichnis, das von Christus spricht, der uns hilft. Heute wird das Gleichnis oft gar nicht mehr christologisch verstanden, sondern nur noch als Beispiel ausgelegt, das zur Hilfsbereitschaft mahnt. Man spricht vom "Samariterdienst". Doch eine solche Auslegung wird der Absicht des Lukas nicht gerecht und ist im Grund sogar eine Verfälschung, denn der Evangelist – den Wortlaut im Munde Jesu kann niemand rekonstruieren – will kein soziologisches Beispiel erzählen, sondern ein theologisches Gleichnis. Ausschlaggebend sind die Schlussverse. Jesus fragt den Schriftgelehrten, der ihn auf die Probe stellen wollte: "Was meinst du: Wer von diesen dreien ist zum Nächsten geworden für den, der unter die Räuber gefallen war? Und der antwortete: Der, der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat. Da antwortete ihm Jesus: Geh, und handle du gleichermaßen!" (Lk 10,36f).

Hätte Jesus nur ein ermahnendes Beispiel erzählen wollen, hätte er gefragt: "Verstehst du jetzt, wer dein Nächster ist?" Doch seine Frage ist so formuliert, dass nicht der Ausgeraubte, sondern der geheimnisvolle "Samariter" (vgl. Joh 8,48, wo Jesus dem Vorwurf, er sei ein "Samariter", nicht widerspricht) der Nächste ist: ein ganz ungewöhnlicher Nächster, der in überschwänglicher, eben göttlicher Güte hilft. So bezahlt er die Rechnung für Unterkunft und Pflege des Verwundeten schon für zwei Wochen im Voraus (so könnte man die genannten zwei Silber-Denare umrechnen) und verpflichtet sich sogar zu eventuell nötigen Nachzahlungen. Der Lukastext will uns also sagen: In Jesus hat uns Verwundeten, uns Sündern, Gott selbst geholfen. Deshalb sollten wir ihm nacheifern und auch helfen.

Die vom Evangelisten bewusst herbeigeführte Vereinigung von Gottes- und Nächstenliebe geht durch die Interpunktion, die in der Einheitsübersetzung eingefügt wurde, verloren. Das trennende Komma und der Doppelpunkt geben auch dem Lukastext den Sinn von: "Dies ist das größte und erste Gebot. Das zweite ist ihm gleich: Du sollst …!" (Mt 22,38f). Doch Lukas ist geistig auf dem Weg zu jenem Gedanken, den Johannes dann prägnant formuliert: "Ein (!) neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander, wie (oder: weil) ich euch geliebt habe" (Joh 13,34).

Frühere Pilger im Heiligen Land bezogen das christologische Gleichnis ganz persönlich auf sich. In der "Herberge des barmherzigen Samariters" auf halbem Weg zwischen Jericho und Jerusalem – der Ort mit seiner späteren Kapelle wurde in den letzten Jahren ausgegraben – kritzelten die ermatteten Wallfahrer Gebete an die Wände mit Anrufungen wie diese: "Jesus, mein barmherziger Samariter, hab Erbarmen mit mir Sünder!" In dieser Grundgesinnung hat etwa auch der heilige Franziskus den Aussätzigen umarmt.

Anderen beruflich oder sogar freiwillig gut Hilfe zu leisten ist etwas menschlich Großes, es ist keineswegs selbstverständlich. Im heutigen Evangelium geht es aber um viel mehr: Es will uns erinnern und noch tiefer verstehen lassen, was es heißt, dass "zuerst Gott uns so geliebt hat" (1 Joh 4,11). Die Menschwerdung ist gemeint, und sie verändert unsere Lage. Weil und insofern ich mir bewusst bin, dass ich selbst "halbtot" (Lk 10,30) dalag, will ich mehr als nur gelegentlich hilfsbereit sein, sondern Christus nachahmen und zugleich ihm dienen – vielleicht in einem besonders armseligen Menschen.

Denn in ihm kann ich Jesus, der mein Nächster geworden ist, innig lieben und durch solche neuartige "Mitmenschlichkeit" dem HERRN danken für das neugeschenkte Leben.

Daher lese ich das heutige Evangelium gern als großes christologisches Gleichnis.

Zum 16. Sonntag im Jahreskreis

(Gen 18,1-10a / Kol 1,24-28 / Lk 10,38-42)

Der HERR kommt als Gast: in der alttestamentlichen Lesung zu Abraham und im Evangelium zu Marta und Maria. Davon handelt die folgende Einführung zum 16. Sonntag. Zuvor noch ein kleiner Hinweis auf ein sprachliches Problem: Das griechische Wort für "zelten" (skänoun) muss im Deutschen leider mit "wohnen" übersetzt werden, da uns die wörtliche Übersetzung zu sehr an Camping erinnern würde. Doch die Patriarchen waren Nomaden, deren Wohnung das Zelt war (vgl. Hebr 11,9), allerdings mit dem Unterschied, dass man diese Wohnung abbrechen konnte, um weiterzuwandern. Gott hat genau diese Art von "wohnen" gewählt, weil er mitten in seinem Volk da sein wollte. Wenn Sie bei den folgenden Bibelstellen an eine Zeltwohnung denken, werden Sie sofort merken, wieviel reicher das Bild wird: "Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt" (Joh 1,14) und die fast wörtliche Wiederholung dieses Ideals aus dem Johannesprolog in Offb 7,15 und 21,3: Nicht in einem Tempel, sondern im schwachen Zelt unseres Fleisches wohnt Gott mitten unter uns.

Im Evangelium des vergangenen 15. Sonntags im Jahreskreis ging es um den barmherzigen Samariter. Dabei hatte ich betont: Lukas will mehr als nur eine "Beispielgeschichte" erzählen, die zu Hilfsbereitschaft ermahnt. Eher will er uns nahe bringen, dass Gott unser Nächster wurde. Im Bild des Samariters, der sich um uns, um den verwundeten Menschen, kümmert, sollten wir tiefer verstehen, worum es ging, als "das Wort Fleisch geworden ist" (Joh 1,14). Die Erzählung vom barmherzigen Samariter war allerdings kein reales Ereignis, sondern ein Gleichnis, das eine geistige Wirklichkeit erklärte.

Am heutigen 16. Sonntag im Jahreskreis schließt Lukas an den Text vom Samariter unmittelbar den über die Schwestern Marta und Maria an. Doch jetzt handelt es sich nicht mehr um ein fiktives Gleichnis. Denn diese beiden Schwestern sind historisch gut fassbar. Was im heutigen Abschnitt des Lukasevangeliums über ihren Charakter beschrieben ist, entspricht dem, was wir im Johannesevangelium hören: Die Hausbesitzerin Marta ist die aktive, Maria dagegen eher die besinnliche, zurückhaltende Natur (vgl. Joh 11,18-28). Alle Evangelien lassen erkennen, dass es sich um ein wohlhabendes Haus, um eine *Villa rustica* der herodianischen Epoche gehandelt haben muss, wie wir sie von Ausgrabungen kennen: Kostbares Parfüm ist im Haus, und offenbar ist auch Platz genug, um das Gefolge Jesu aufzunehmen und zu verköstigen.

Die Unterschiede zwischen dem Johannes- und dem Lukasevangelium sind leicht zu erklären: Betanien nennt Lukas nicht, da damit das Reiseziel Jesu, Jerusalem, praktisch schon erreicht wäre, und vielleicht auch, weil er vorher eine namenlose "Sünderin" ebenso ohne Ortsangabe dargestellt hatte (vgl. Lk 7,37f); bei Lukas ist sie es, die Jesus salbte, und nicht Maria – die bei den anderen Evangelisten gerade dafür ein besonderes Lob Jesu erhält (vgl. Mk 14,9 mit Joh 11,2). Lukas setzt einen anderen Akzent, bei dem Christus im Mittelpunkt steht: Nach der Mahnung, wie der Samariter zu helfen (vgl. Lk 10,37), folgt ein Ereignis, in dem das liebende Hören auf Gottes Wort hervorgehoben wird (vgl. Lk 10,42). Demnach darf das heutige Evangelium – wie es ja auch geschieht – als eine Ermahnung ausgelegt werden, mehr wie Maria "das Wort" (im Griechischen steht *lógos* im Singular) zu hören, als so beschäftig zu sein wie Marta, die dadurch das Wesentliche versäumt. Doch was ist das Wesentliche? Ist es wirklich besser, wenn der Mensch hört, als wenn er handelt? Im Jakobusbrief wird sogar gewarnt vor einem solchen Menschen, der "das Wort nur hört, aber nicht danach handelt" (Jak 1,23). Will Lukas das Gegenteil herausarbeiten und betonen, dem Menschen stehe das Hören besser an als das Organisieren der Haushaltsarbeit?

Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich die Einkehr Jesu bei Marta und Maria nun noch einmal aus einer anderen Perspektive betrachten. Dazu ermutigt mich auch die alttestamentliche Lesung, die ja von der liturgischen Kommission jeweils in Hinblick auf die Kernaussage des Evangeliums aus-

gewählt wurde: Gott kommt als Gast zu Menschen. Die scheinbar so einfache Geschichte der Einkehr des Jesus von Nazaret bei den beiden Schwestern bekommt durch den Vergleich mit dem alttestamentlichen Text einen ganz neuen Schwerpunkt. Die Lesung aus dem Buch Genesis beginnt: "Der HERR erschien Abraham bei den Eichen von Mamre" (Gen 18,1). Der HERR wird begleitet von zwei "Engeln" (Gen 19,1), und Abraham lädt die drei Männer zum Mahl in sein Zelt ein. Vor dem Abschied wird dem Abraham die Geburt eines Sohnes angekündigt, der später den Namen "Isaak" erhält (Gen 21,3). Vorher können wir noch – in der Lesung am nächsten Sonntag – miterleben, wie Abraham beim HERRN hartnäckig Fürsprache einlegt für die Gerechten, die sich vielleicht in Sodom befinden.

Beide Texte, der alttestamentliche und der neutestamentliche, sprechen also in erster Linie von einem Besuch des HERRN, der als Gast kommt, nicht von den Gastgebern. Von diesem Besuch heißt es im Alten Testament noch, der HERR sei dem Abraham "erschienen" (Gen 18,1), die Schwestern dagegen nehmen den HERRN in der Gestalt Jesu wirklich als Gast in ihr Haus auf (vgl. Lk 10,38). In Jesus kommt Gott als Gast, als ein Besuch, der sich in Raum und Zeit ereignet.

Nebenbei stoßen wir damit bei den heutigen Texten auf etwas, das wir schon oft beobachtet haben: In den heiligen Schriften leuchtet immer wieder neu das Geheimnis des dreieinen Gottes durch, der schließlich in Jesus Mensch werden will.

Oben hatte ich nach dem wesentlichen Gedanken im Sinne des Evangelisten gefragt. Will er betonen, Hören sei besser als Handeln, oder mit anderen Worten ein kontemplatives Leben sei besser als ein aktives? Diese viel umstrittene Frage erübrigt sich, sowie wir erkannt haben: Der Evangelist will vor allem beschreiben, wie in Jesus Christus Gott als Gast zu Menschen kommt. Maria hat den besseren Teil nicht einfach deshalb erwählt, weil sie zuhört, sondern weil sie einen Besucher verstehen will, der in seiner Person das ewige Wort, der *Lógos* Gottes ist.

Wem es allerdings schwer fällt, in Jesus nicht nur den wahren Menschen zu sehen, sondern auch den, der "wahrhaft Gott" ist, dem wird anderes in unserer Perikope, eben die verschiedenen "menschlichen Aktivitäten" der beiden Schwestern zum wesentlichen Inhalt werden. Und dieses Verständnis hat Einfluss auf die Übersetzung. Am letzten Sonntag war das an kleinen Satzzeichen erkennbar. Am heutigen 16. Sonntag ist es ein Plural. Rein philologisch ist es möglich so zu übersetzen, wie wir es in der Einheitsübersetzung finden: "Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu" (Lk 10,29). Doch im griechischen Original steht in diesem Satz "Wort" nicht zufällig im Singular. Auch andere Wortformen sind im Griechischen außergewöhnlich, so das Zeitwort "sich nahe daneben setzen"; die seltenen Formulierungen lassen erkennen, dass hier Außerordentliches gesagt werden soll. Das aber ist in der Einheitsübersetzung nicht zu erkennen. Dagegen heißt es in der wörtlicheren Elberfelder Übersetzung: "Maria, die sich auch zu den Füßen Jesu niedersetzte und seinem Wort zuhörte." Bei dieser Übersetzung fällt es auch im Deutschen leichter zu erkennen, dass sich Maria mit liebendem Eifer möglichst nahe beim HERRN niedersetzt, um dem zuzuhören, der selbst das Wort – der ewige *Lógos* – ist, das zu ihr spricht.

Wenn wir diesen Gedanken – der HERR besucht uns Menschen – als das Wesentliche im heutigen Sonntagsevangelium erkannt haben, können wir den Gedanken an die Wohnung Gottes unter uns Menschen etwa so vertiefen: Jener, der vor zweitausend Jahren herabstieg, um eine bestimmte Zeitlang und an einem ganz konkreten Ort bei uns Menschen zu wohnen, ist inzwischen wieder aufgestiegen, und er hat alle göttliche Vollmacht übernommen (vgl. Mt 28,18; Joh 5,22). Aus dem, der einst Gast unter uns Menschen war und bei Maria und Marta einkehrte, ist der Gastgeber geworden. Für den Glaubenden ist es ein und derselbe Jesus Christus, der ihn heute schon einlädt zum sonntäglichen "Herrenmahl" (1 Kor 11,20), und der ihn einst rufen wird zum himmlischen Hochzeitsmahl (vgl. Offb 19,9). Dann werden wir wohl all die irdischen Vorstufen überblicken und vermutlich staunen über den "roten Faden", der sich durch die Heilsgeschichte zieht: Das Wort, "durch das alles erschaffen wurde", wollte schon von Anfang an Fleisch annehmen, um unter uns Menschen zu wohnen (vgl. Joh 1,14), und um uns einst in die himmlischen Wohnungen (vgl. Joh 14,2) heimzuholen – nicht mehr als Gäste; denn "unsere Heimat ist der Himmel" (Phil 3,20). Und diese Heimat ist die Ewigkeit.

Zum 17. Sonntag im Jahreskreis

(Gen 18,20-32 / Kol 2,12-14 / Lk 11,1-13)

Dem folgenden Text ist ein durchaus beängstigendes Foto beigefügt, das, wie ich meine, dem Ernst entspricht, mit dem Jesus uns mahnt zu bitten. – Doch zu bitten kann schwer fallen, gerade weil "euer[n] Vater [...] weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet" (Mt 6,8). Das gilt in etwa schon für den mitmenschlichen Bereich. Wo zwei zerstritten sind oder schon tagelang nicht mehr miteinander geredet haben, da nützt die Aufforderung sich wieder zu vertragen wohl wenig. Wirkungsvoller kann eine kleine Bitte sein, etwa: "Darf ich mich hierher setzen?" Denn wer bittet, erkennt den anderen an. Erst recht kann bittendes Gebet zu einer erfreulichen Grundhaltung des Geschöpfs werden.

In der heutigen alttestamentlichen Lesung und im Abschnitt aus dem Lukasevangelium geht es um das "Gebet". Nur der Mensch kann "bewusst" beten; es gehört zu seiner Würde beten zu können. Ein Vogel, etwa ein Buchfink, den ich so gerne schlagen höre, "muss" einfach singen – ich würde sagen zum Lob Gottes. Wir Menschen müssen das nicht, doch wir tun es trotzdem. Und manchmal fühlen sich Menschen geradezu gedrängt zu beten – immer nur aus Not? Kaum, denn wir beten auch staunend beim Anblick des Sternenhimmels oder dankend für die Heilung von einer Krankheit.

Noch einen ganz anderen Grund hat Karl Rahner einmal genannt: "Ich glaube, weil ich bete." Er betet also nicht, weil er glaubt, sondern umgekehrt: Er glaubt, weil es ihn drängt zu beten. Und diese Sehnsucht in ihm, so ist seine Schlussfolgerung, muss eine Ursache haben. Rahner – und nicht nur er – empfindet, dass in uns eine Art Heimweh nach dem Unendlichen lebt, nach dem nicht mehr begrenzt Irdischen, nach der Ewigkeit. Und diese große Unbekannte nennen wir "Gott".

In der heutigen alttestamentliche Lesung legt Abraham beim HERRN Fürbitte ein; für andere zu beten ist demnach gut biblisch. Abraham verhandelt sogar regelrecht mit dem HERRN, es seien vielleicht einige Gerechte in der gottlosen Stadt Sodom, die Gott der Vernichtung preisgegeben will – um deretwillen solle der HERR doch die Stadt verschonen.

Doch fürbittendes Gebet ist nicht die einzige Form. Jesus lehrt im heutigen Evangelium seine Jünger, die ihn bitten sie beten zu lehren, zunächst das Vaterunser. Lukas bringt es in einer Fassung, die knapper ist als die uns vertraute des Mattäus (Mt 6,9-13). Doch auch nach Lukas beginnt der Beter nicht mit Bitten für sich oder für Mitmenschen, sondern eher mit seinem Wunsch, die bestehende göttliche Ordnung solle weiterhin gelten: "Vater, dein Name werde geheiligt!" und: "Dein Reich komme!" (Lk 11,2). Dann folgen bei Lukas allerdings unmittelbar Bitten im üblichen Sinn, zuerst die um das tägliche Brot. Und in dem Text, der nach dem Vaterunser folgt und den wir heute hören, betont nur Lukas mit Gleichnissen die Bedeutung des Bittgebets. Das erste Gleichnis spricht von einem unerwarteten Besuch, durch den ein Mann gezwungen wird, um Mitternacht bei einem Freund um Brot zu betteln (Lk 11,5-8). Nur Lukas schildert – auch an anderen Stellen – die Bedeutung des Bittgebets oft in drastischen Bildern (vgl. Lk 18,1-8: Dort ist die Rede von einer Witwe, die einem Richter ins Gesicht schlägt), die trotzdem so leicht überlesen werden. In unserem heutigen Text muss der Mann, der um das Brot gebeten wird, schließlich über seine schlafenden Kinder klettern um die Bitte seines Freundes zu erfüllen (vgl. Lk 11,7f); oder dort, wo Mattäus davon spricht, dass kein Vater seinem Sohn einen "Stein" statt "Brot" geben würde (Mt 7,9), nennt Lukas im heutigen Evangelium nur wenige Verse nach dem Vaterunser das Lebenssymbol Ei und das fast grausame Todessymbol Skorpion (Lk 11,12) – das Foto auf der folgenden Seite darf durchaus aufschrecken.

Das beängstigende Bild entspricht dem Ernst, mit dem Jesus diese Gleichnisse deutet: "Bittet, dann wird euch gegeben; sucht, dann werdet ihr finden; klopft an, dann wird euch geöffnet" (Lk 11,9).

Doch wie können wir einen Gott, dessen Pläne ewig festliegen, in Einklang bringen mit solch menschlichem Bitten? – Zum Sinn unseres Dank- und Lobgebets gibt eine Präfation eine so treffende Antwort, dass ich sie zitieren will: "Du bedarfst nicht unseres Lobes, es ist ein Geschenk deiner Gnade, dass wir dir danken. Unser Lobpreis kann deine Größe nicht mehren, doch uns bringt er Segen und Heil …" (vgl. Eph 1,6.12.14).



Abb. 15: Auf dem Bild, das am 21. März 1981 aufgenommen wurde, hält ein Schlangenbeschwörer in Esna in Oberägypten den Skorpion an seinem giftigen Schwanz; davon ist auch die Rede Offb 9,3.5.

Schwieriger wird es bei unseren Bittgebeten, die Gottes ewige Ratschlüsse scheinbar umstimmen sollen. Ewige Wahrheiten können wir Sterblichen nie wirklich verstehen. In Bildern und Gleichnissen nähern wir uns ihnen am ehesten. So erinnere ich mich daran, dass wir als Kinder vor Weihnachten einen "Wunschzettel" ans Christkind schrieben. Diese kindlichen Bittbriefe lassen mich ahnen, warum wir – besonders im Lukasevangelium – zum inständigen Bittgebet ermahnt werden. Denn obwohl die Eltern schon wussten, was wir uns wünschten und was sie uns bescheren würden, tat uns Kindern dieses Bitten sehr gut: Es zeigte uns, dass diese Gaben nicht selbstverständlich sind und wir sie auch nicht erzwingen können – alles ist Geschenk. Einige dieser Bittbriefe hat meine Mutter aufgehoben, da sie so innig vertrauend waren.

Doch wie ist es mit unseren "nicht erhörten Bitten"? – Vielleicht kann ich das auch an dem Kinderbeispiel verdeutlichen, obwohl jeder Vergleich hinkt: Hätten wir etwa 20 Tafeln Schokolade – damals etwas "Unerhörtes"; wir Kinder freuten uns, wenn Besuch eine Tafel Schokolade für uns alle fünf mitbrachte – auf unseren Wunschzettel geschrieben, so wäre diese Bitte sicher nicht "erhört" worden. (Denn die Eltern hätten gewusst, dass wir uns in der Schule damit wichtig machen würden.) Ausgesprochen oder unausgesprochen spürten wir Kinder, was die Eltern für einen guten Weihnachtswunsch hielten – und mit dem wir daher Aussicht auf Erfolg hatten. Auch wenn wir den himmlischen Vater bitten, können wir – auch wenn es noch so schwer fällt – letztlich nur eingehen auf seine Pläne für uns. Für sie müssen wir allerdings ein Gespür entwickeln, das wir uns am ehesten betend aneignen. Die Heiligen haben ihre großen Taten oder Wunder nach inständigem Beten gewirkt, erst nachdem ihnen klar geworden war, dass Gott ihr Handeln will.

Die Zusicherung, unsere Bitten würden erhört, gilt niemals für eigenwilliges Bitten. Letztlich geht es darum, dass wir lernen auf den Willen Gottes einzugehen, damit auch wir, vertrauend auf die Fürsorge des Vaters, bitten können: "Dein Wille geschehe" (Mt 6,10). Denn denen, die so bitten, wird – so lautet der überraschende Schlusssatz des heutigen Evangeliums (Lk 11,13) –, der himmlische Vater die größte Gabe geben, nämlich "heiligen Geist".

Zum 18. Sonntag im Jahreskreis

(Koh 1,2; 2,21-23 / Kol 3,1-5.9-11 / Lk 12,13-21)

Alle drei Lesungen des 18. Sonntags im Jahreskreis C warnen vor Habgier und empfehlen, auf Irdisches zu verzichten und stattdessen "vor Gott reich" zu werden (Lk 12,21).

Die heutige zweite Lesung stammt aus dem Kolosserbrief, aus dem ich während meiner Studienjahre mit viel Idealismus einen Vers ausgewählt und ihn mir am 20. Oktober 1951 auf die Rückseite eines Fotos geschrieben hatte. Das Bild zeigte die Fenster des Beuroner Vetus-Latina-Instituts, hinter denen damals mein täglicher Arbeitsplatz war. Es handelte sich um eine recht eintönige Tätigkeit, doch ich wollte mit meinem Mönchsein ernst machen und notierte daher: "Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott" (Kol 3,3). Heute ist mir klar, dass ich diese Arbeit auch anders hätte betrachten können; im Leben bekam ich später viele Gelegenheit geschenkt, Gottes weite Welt und Schöpfung zu sehen.

Aber auch in der ersten, der alttestamentlichen Lesung spricht der Gemeinde-Prediger, der Kohélet, nicht von Lebensfreude, er nennt die Mühen geistiger Arbeit eines Menschen nur "Windhauch" oder "Gespinst seines Geistes" (Koh 1,22).

Und im heutigen Abschnitt aus dem Lukasevangelium warnt Jesus ebenfalls davor an irdischem Besitz zu hängen. Dabei wird ein erfolgreicher Landwirt mit seiner großen neuen Scheune getadelt, ja es wird ihm sogar zugerufen: "Du Narr!" (Lk 12,20). Denn, so heißt es in der Beispielgeschichte, er wird sterben, noch bevor er seinen irdischen Besitz genießen konnte.

Doch die "katholische" Tradition – das Wort will ja keine "abgegrenzte" Konfession beschreiben, sondern bedeutet "allumfassend", und dies nicht nur im geografischen Sinn – diese katholische Tradition ist nie sektiererisch eng oder elitär einseitig gewesen, vielmehr wollte sie für alle Formen der Verwirklichung des Evangeliums offen sein. Vermutlich hat die heilige Familie das Gold der Magier nicht zurückgewiesen, sondern für die Flucht sehr gut brauchen können (vgl. Mt 2,11). Es kommt also darauf an, den rechten Mittelweg zu finden zwischen Weltbejahung und Weltverneinung.

Zum Glück gibt es Texte für beides. Da preisen etwa die Psalmen Gottes Wunderwerke und die Schönheit seiner Schöpfung (vgl. Ps 104; Ps 148). Ich will zwei andere Texte näher betrachten, von denen ich weiß, dass sie schon helfen könnten Extreme zu vermeiden.

Da ist zunächst das Tagesgebet des vergangenen 17. Sonntags im Jahreskreis mit der Bitte: "Hilf uns die vergänglichen Güter so zu gebrauchen, dass wir die ewigen nicht verlieren." Das scheint mir eine praktikable und ausgewogene Sicht zu sein.

Älter als der liturgische Text ist ein Jesus-Wort, das allerdings in der Bibel nicht überliefert ist, sondern später "verstreut" und in verschiedene alte Sprachen übersetzt auftaucht. Es lautet: "Die Welt ist eine Brücke. Geht über sie hinüber – aber lasst euch nicht auf ihr nieder." Der Grundgedanke, das Vergehen oder Vorübergehen der Welt ist gut biblisch (vgl. 1 Joh 2,17). Das schöne Bild einer Brücke stammt allerdings sicher nicht von Jesus; denn es gab zu seiner Zeit in Palästina gar keine Brücken; man überquerte die Flüsse an Furten. Daher kennt weder die aramäische Weltsprache noch die nur durch die Bibel bekannte hebräische Sprache ein Wort für "Brücke". Doch die frühe Kirche überschritt die Grenzen Palästinas und schon im syrischen Antiochia konnten die Jünger eine Steinbrücke über den Orontes bestaunen.

Im Hinblick auf die heutigen Sonntagstexte, die vor Vermögen, Besitz und Habgier warnen, ist mir das Brückenbild kostbar. Beim Überschreiten einer Brücke erfreut den Wandernden der Blick auf den Strom oder auf die Umgebung ja durchaus. Gerne bleibt man auf einer Brücke stehen und genießt diesen Ausblick. Manchmal werden auch heute noch Verkaufsstände auf Brücken errichtet, so etwa

⁴ Ganz grob könnte man die indogermanische mit der semitischen Sprachenfamilie vergleichen, in dieser die englische mit der aramäischen Weltsprache, das Flämische o.a. mit der kleinen hebräischen Bibelsprache.

auf der Karlsbrücke in Prag mit Blick auf die Moldau oder auf der Galata-Brücke in Istanbul mit Blick aufs Goldene Horn.

Jesus selbst hatte ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur; er sieht, dass die Lilien des Feldes schöner gekleidet sind als König "Salomo in all seiner Pracht" (Mt 6,29). Er teilt mit anderen Freude und nimmt als Gast an einer Hochzeit teil (vgl. Joh 2,1-11). Und beim Blick auf Jerusalem lässt er sich von einem seiner Jünger hinweisen auf die Pracht der (bis zu fünf Meter langen) sorgfältig behauenen Quadersteine der herodianischen Tempelmauer – zugleich aber weist er die Jünger darauf hin, dass "diese großen Bauten" bald niedergerissen werden (vgl. Mk 13,1f; vgl. dazu auch die Überlegungen zum 33. Sonntag im Jahreskreis dieses Lesejahrs C).

In einer Zeit, in der trotz allem Wohlstand viel gejammert wird – vielleicht gerade weil der Wohlstand zu wichtig geworden ist –, in einer solchen Zeit ist es heilsam, sich auch dankbar zu freuen an dem vielen Schönen und Guten, dabei aber nicht zu vergessen, dass die Brücke letztlich nur der Weg zum anderen Ufer ist.

Sommerlichen Sonntag!

Zum 19. Sonntag im Jahreskreis

(Weish 18,6-9 / Hebr 11,1-2.8-19 / Lk 12,32-48)

In dem folgenden Text zum 19. Sonntag im Jahreskreis erzähle ich von nächtlichem, anstrengendem Wachestehen in Russland und habe dabei Erinnerungen wach gerufen, die über 70 Jahre alt sind. Doch noch viel frischer sind für mich die Erlebnisse während der langen Nachtstunden im Krankenhaus, von denen ich in diesem Jahr am 4. Sonntag in der Osterzeit berichtet habe. Solche Nachtstunden wären wohl "eigentlich" die ideale Zeit "wachsam" zu sein und zu beten. Doch leider ist die Wirklichkeit anders. Mit zunehmendem Alter und stärkerer Erkrankung lässt die Fähigkeit zu geistiger Anstrengung nach. Da bleiben nur noch die kleinen Stoßgebetchen – immer dieselben – und eine große Armut vor dem HERRN.

Der Originaltext der alttestamentlichen Lesung am 19. Sonntag im Jahreskreis beginnt mit den Worten: "Jene Nacht" – ohne den erklärenden Zusatz, der im liturgischen Text hinzugefügt ist: "Die Nacht der Befreiung …". Um diese besondere Nacht und um unsere Nachtwachen geht es in den folgenden Überlegungen.

Ohne elektrisches Licht gab es früher nachts oft Unvorhergesehenes, und eine Nacht war sehr lang; wenn man nächtliche Angriffe befürchtete und deshalb wachen wollte, musste sie aufgeteilt werden. Im Evangelium ist daher von einer "zweiten oder dritten Nachtwache" die Rede (Lk 12,38). Da heute nur wenige je "auf Wache gestanden" sind, will ich ein wenig von eigenen Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg erzählen. In Russland sicherte sich nachts jede Einheit, damit sie nicht überfallen, wir sagten "überrumpelt" wurde, indem sie Wachposten aufstellte. Das war etwas ganz anderes als etwa das Bewachen eines Gefangenenlagers. Unsere Aufmerksamkeit war in der Dunkelheit nicht nach innen, sondern nach außen gerichtet: Kommt jemand? Versucht ein feindlicher Spähtrupp sich heimlich zu nähern? Um die Einheit zu sichern, nützte es wenig, wenn ein Posten stur auf und ab ging, wie man es manchmal in Filmen sieht; sinnvoller war es selbst wenig aufzufallen, umso mehr aber aufmerksam in die Dunkelheit zu hören. Und dazu musste man – trotz stundenlanger Märsche am Tag – wach bleiben, was mir mit damals 18 Jahren oft schwer fiel. Die Zeit als Wachposten war also wirklich anstrengend. Zu allen Zeiten sehnten sich ermüdete Wächter auf die Wachablösung oder aber auf die Morgendämmerung.

Im deutschen Heer dauerte eine Wache zwei Stunden. Im römischen Heer waren es jeweils drei Stunden; die Nacht und der Tag waren damals in je in vier Wachen aufgeteilt. Dieser Rhythmus hat sich in den Klöstern erhalten, und so beten wir bis heute in Beuron im Dreistunden-Abstand die Terz, Sext und Non.

Im Evangelium wird gepriesen, wer "wach" oder "bereit" (Lk 12,40) ist; er ist am Tag damit beschäftigt "dem Gesinde zur rechten Zeit die Nahrung zuzuteilen" (Lk 12,42f). Ihn wird der HERR, wenn er unerwartet – wie ein Dieb (vgl. Lk 12,39; 1 Thess 5,2) – kommt, reich belohnen.

Noch heute wacht die Kirche in den Nächten vor hohen Festen. Dafür hält die Liturgie in den Vigilien, auf deutsch Nachtwachen, besondere Gebete bereit, etwa für die Weihnacht oder für die Osternacht, die schon am Abend mit dem ursprünglich lateinischen Lobgesang des *Exsultet* beginnt. In diesem gesungenen Osterlob wird die wichtigste Nacht angekündigt mit dem wiederholten Ruf: "Dies ist die Nacht", gemeint ist die Pascha-Nacht oder "Jene Nacht", um die es auch in der heutigen alttestamentlichen Lesung aus dem Buch der Weisheit geht, die ich zu Anfang erwähnt hatte. Sie berichtet von einer geheimnisvollen Feier in der Nacht, in der die Gerechten aus Ägypten befreit wurden (vgl. Weish 18,7). Diese Nacht der Rettung aus der Sklaverei Ägyptens, in der um Mitternacht das göttliche Wort wie ein Krieger eingegriffen hat (vgl. Weish 18,14f), wurde zum Urbild unserer Wartezeit auf den kommenden und uns rettenden HERRN.

Es ist gut, wenn wir uns bewusst machen, dass wir trotz allem guten Willen oft nicht fähig sind die Mahnung "Wacht und betet" (Mt 26,41; vgl. 1 Petr 5,8) voll zu erfüllen. Allerdings wäre es ein Irrtum zu meinen, nur in der Nacht könne man wachen und beten – ebenso mühsam kann es sein, gewissenhaft unseren Alltagspflichten nachzugehen und dabei nicht zu vergessen: Der Feind ist nahe, aber es könnte auch plötzlich der HERR kommen.

Der Psalmist fasst diese nüchterne Grundhaltung menschlichen "Harrens" in die Worte:

"Ich hoffe auf den Herrn, es hofft meine Seele, ich warte voll Vertrauen auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn mehr als die Wächter auf den Morgen. Mehr als die Wächter auf den Morgen soll Israel harren auf den Herrn" (Ps 130,5-6).

Wachsam sein ist etwas anderes als schlaflos; denn selbst bei einem guten, gesunden Schlaf können wir wachsam harren auf den Morgen.

Zum 20. Sonntag im Jahreskreis

(Spr 9,1-6 / Eph 5,15-20 / Joh 6,51-58)

Das Johannesevangelium ist an Gedanken so reich, dass es leicht missverstanden wird. Um diese Gefahr zu verringern, möchte ich heute auf eine johanneische Eigenart eingehen: Johannes verknüpft häufig zwei Elemente miteinander, die wir eher als Gegensätze getrennt behandeln würden. Doch er vereint sein *Erleben* und sein *Überdenken*; französische Exegeten sprechen von *tradition et réflexion*. Ein deutliches Beispiel sind die Wasser des "Schiloach", der bei Johannes zum Bild des von Gott "Gesandten" wird (Joh 9,7; vgl. dazu die Überlegungen zum 4. Fastensonntag im Lesejahr A). Diese christologische Sicht ist überraschend verbunden mit geographischen Gegebenheiten, die in letzter Zeit durch archäologische Ausgrabungen bestätigt wurden. Auch im 6. Kapitel mit der Brotvermehrung und der "Eucharistischen Rede" können wir die Verbindung von *Erleben* und *Überdenken* mehrfach beobachten. Aus diesem Kapitel werden zurzeit, seit dem 17. Sonntag im Jahreskreis, an fünf Sonntagen Abschnitte als Evangelientexte vorgelesen.

Ganz anders als die Synoptiker setzt Johannes feierlich ein: "Es war aber nahe das Pascha, das Fest der Juden" (Joh 6,4). Und das ist bereits das Ergebnis seines Überdenkens, denn es geht ihm an dieser Stelle nicht historisch um das Pascha des Jahres 29 nC., in dem wir uns noch befinden; unausgesprochen klingt hier schon das Pascha der Passion im folgenden Jahr an. Doch das verknüpft Johannes mit der historisch erlebten Tatsache, dass Jesus entgegen dem allgemeinen Brauch zum Pascha im Frühjahr 29 nC. in Galiläa blieb und nicht die vorgeschriebene Pilgerreise nach Jerusalem unternahm. Indirekt wird diese Darstellung bestätigt durch den Bericht, den Lukas überliefert: Pilatus habe bei diesem Fest ein Blutbad angerichtet, das Jesus offensichtlich nicht selbst in Jerusalem miterlebt hat (vgl. Lk 13,1).

Mit dem Stichwort "Pascha" schlägt Johannes einen Ton an, durch den alles folgende Geschehen einen anderen Beiklang bekommt. Im Hinblick auf jenes kommende Pascha, bei dem er selbst als "das Lamm Gottes" sterben wird, "nimmt Jesus die Brote, dankt und gibt hin" – nämlich sich selbst im Brot ("hingeben", "darbringen" lateinisch "ob-ferre", davon das deutsche "Opfer"). Bei Johannes teilen nicht die Jünger die Brote aus, sondern Jesus: Er gibt sich selbst. Und so wird bei Johannes das Geschehen zum vorweg genommenen Opfermahl (vgl. Joh 6,11).

Ein anderes Beispiel: Zunächst erfahren wir von der *Tatsache*, dass das Ansehen Jesu stieg, als die Menge satt geworden war, doch wieder bleibt Johannes nicht bei der Schilderung des erlebten wunderbaren Zeichens stehen, sondern entdeckt, während er die Ereignisse *überdenkt*, das alttestamentliche Thema "Manna" (Ps 78,24), das ihn an das wahre Brot denken lässt, an den "aus dem Himmel Herabgestiegenen", an den *Lógos*, der für uns "Fleisch" geworden ist (Joh 1,14).

In der vergangenen Woche, am 19. Sonntag schloss die Rede Jesu mit einem wichtigen Satz, der daher heute nochmals als erster Vers wiederholt wird: "Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh 6,51). Beim wöchentlichen Gespräch in Beuron stellte ein Teilnehmer die fruchtbare Frage: "Könnte man die Worte 'mein Fleisch für das Leben der Welt' statt mit dem Bild des Brotes nicht auch mit dem Bild des geschlachteten Lammes verdeutlichen?" Die Frage löste eine Reihe neuer Gedanken aus. Dabei wussten schon alle: Mit der "Eucharistischen Rede" will Johannes praktizierende Christen damals wie heute tiefer das verstehen lassen, was wir heute das "Altarsakrament" nennen.

Dann aber staunten wir alle über die geniale Weise, in der es Johannes gelingt, fest überlieferte Tradition - darunter verstehe ich bei Johannes miterlebte Ereignisse im Leben Jesu, die in die apostolische Verkündigung eingegangen sind, etwa Jesu Tätigkeit in Kafarnaum (vgl. Joh 2,12) - mit johanneischer, vom Geist Christi erfüllter Reflexion zu verbinden (vgl. Joh 6,59). Konkret beobachteten wir erstens: Das Bild des "geschlachteten Lammes" (Offb 5,12) durchzieht die ganze johanneische Theologie; dies beginnt schon bei Taufe im Jordan, wo der Täufer auf Jesus hinweist mit den Worten: "Seht, das Lamm Gottes" (Joh 1,29), und im Gekreuzigten sieht er das wahre Paschalamm (Joh 19,36). Warum vermeidet der Evangelist dann gerade hier, in der Eucharistischen Rede, das Bild des Lammes? Zweitens schien uns beachtenswert zu sein: Im ganzen Neuen Testament wird die Symbolik des Brotes aus dem Himmel, des Manna, nur hier entfaltet (Joh 6,31.49. - In ganz anderem Zusammenhang fällt das Wort "Manna" im NT noch zweimal, Hebr 9,4; Offb 2,17). Damit aber Jesus über dieses Manna-Thema sprechen kann, muss der Evangelist Johannes die Juden fragen lassen: "Unsere Väter haben das Manna in der Wüste gegessen, wie es in der Schrift heißt: Brot aus dem Himmel gab er ihnen zu essen" (Joh 6,31; Ex 16,4). Im Anschluss an dieses konstruierte Zitat – das sich im griechischen Wortlaut genau so nirgends im AT findet - wird es möglich, die Eucharistie geistig nicht nur mit der Passion, sondern auch mit der Inkarnation Jesu zu verknüpfen, den der Vater "gesandt" hat (Joh 6,57).

Aus diesen beiden Beobachtungen – der Vermeidung des Lamm-Bildes und das Heranziehen des Manna-Bildes in der Eucharistischen Rede – ergab sich ganz überraschend eine Antwort auf die oft erörterte Frage: "Hat Jesus mit seinen Jüngern beim Letzten Abendmahl ein geschlachtetes Paschalamm verzehrt?"

Unsere beiden Beobachtungen führten zu der Antwort: Sicher nicht! Hätte Jesus Christus am Abend vor seinem Leiden über ein geschlachtetes Lamm gesprochen: "Das ist mein Fleisch, das ist mein Blut; tut dies zu meinem Gedächtnis", dann hätte die Urkirche das Schlachten eines Lammes beibehalten. (Dabei spielt es keine Rolle, ob man mit Paulus "mein Leib" oder mit Johannes "mein Fleisch" liest; immer geht es darum, dass Jesus sich selbst gibt.) Wie oben erwähnt, fühlte sich auch der vierte Evangelist der urkirchlichen Verkündigung verpflichtet. Die Brotvermehrung und das Brechen des Brotes beim letzten Mahl vor der Passion Jesu waren Johannes "vorgegeben". Nirgends hören wir, Jesus habe mit seinen Jüngern nach jüdischem Brauch das geschlachtete Pascha-Lamm verzehrt.

Weil Johannes Erlebtes und Tradition bewahrt, also das, was Jesus tat, und das, was nach Ostern praktiziert und verkündet wurde (vgl. 1 Kor 11,23), verwendet er im Zusammenhang mit der Eucha-

ristie nicht das ihm so liebe Bild des Lammes. Er bleibt bei dem Brot, das Jesus bei der Brotvermehrung austeilte und bei seinem letzten Mahl den Jüngern reichte, überdenkt aber das Geschehen neu und entdeckt in den Heiligen Schriften das Geheimnis der Sorge Gottes für sein Volk in der Wüste durch ein Himmelsbrot, das er ihnen herabregnen ließ. Und damit bereichert er unser Verständnis der Eucharistie. Im Leib des HERRN, der uns gereicht wird, empfangen wir das "wahre Manna", das Himmelsbrot, in dem Jesus selbst "der aus dem Himmel Herabgestiegene" ist (Joh 6,33.41.51). Wäre er nicht für uns Mensch geworden, hätte er uns diese "wirkliche Speise" (Joh 6,55) nicht geben können.

Ich meine, wir können an diesem Sonntag neu staunen über die Weise, wie "der andere Beistand", der Geist, den der HERR nach seiner Rückkehr zum Vater gleichsam als seinen "Vertreter" gegeben hat, den Evangelisten Johannes in das einführt, was auch er vor Ostern "noch nicht tragen konnte" (Joh 16,12). Dieser "Paraklet" wirkte und wirkt noch heute in der nachösterlichen Kirche. Doch den vierten Evangelisten führte er, wie mir scheint, in besonderer Weise in "die volle Wahrheit ein" (Joh 16,13).

Zum 21. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 66,18-21 / Hebr 12,5-7.11-13 / Lk 13,22-30)

Gerne umgehen wir schwierige Fragen in der heiligen Schrift. Am 21. Sonntag im Jahreskreis wäre es einfacher, die Verwerfung der Juden und die Berufung der Heiden zu behandeln. Stattdessen finden Sie im folgenden Text den Versuch auf zwei problematische Stellen einzugehen. Im ersten Fall geht es um einige Verse im Hebräerbrief, von denen ich meine, dass ich noch vor drei Jahren mit einem falschen Ansatz an sie herangegangen bin. Die zweite Stelle im Lukasevangelium bleibt mir nach wie vor unverständlich. Oft wurde mir gesagt: "Ich habe mich nie getraut in dieser oder jener Sache nachzufragen." Gerade deshalb will ich heute solche kritischen Stellen aufgreifen und zeigen, dass manches in der Bibel nicht sicher zu beantworten ist.

An diesem 21. Sonntag im Jahreskreis sind wir weiterhin mit Jesus auf dem mühsamen Weg "nach Jerusalem" (Lk 13,22; das betont der Evangelist Lukas mit derselben gliedernden Angabe Lk 17,11). Unterwegs flicht der Evangelist Belehrungen ein, die Jesus gibt. Ein wesentliches Thema dieses Sonntags ist der Gedanke, der schon die alttestamentliche Jesaja-Lesung durchzieht und im Evangelienabschnitt verstärkt wiederkehrt: Die Heidenvölker – und das sind wir – werden die Juden, die ihre Rettung ablehnten, ablösen (vgl. Jes 66,18; Lk 13,28f). Doch auf diesen vertrauten und oft erwähnten Heilsplan Gottes, der vor allem am Schluss der Apostelgeschichte betont wird (vgl. Apg 28,28), werde ich diesmal nicht eingehen

Stattdessen will ich zwei Fragen aufgreifen, die uns in unserer heutigen Zeit Schwierigkeiten bereiten – die erste Frage habe ich (am Palmsonntag des Lesejahrs A) schon einmal angeschnitten. Es handelt sich um die Spannung zwischen der biblischen Vorstellung von einem Vater, der aus Liebe seinen Sohn züchtigt (Hebr 12,6), und unserem heutigen Empfinden, das sich auch im deutschen Gesetzbuch widerspiegelt. Die zweite Frage betrifft die Mahnung sich "mit allen Kräften" durch die "enge Tür" hinein zu drängen (Lk 13,24), bei der wir nicht richtig wissen, was wir uns darunter vorstellen sollen.

Was wollte der uns unbekannte Verfasser des Hebräerbriefs im 1. Jahrhundert seinen Empfängern mit seinen Worten über die Züchtigung als Zeichen väterlicher Liebe sagen? Ist es das Gegenteil von dem, was seit November 2000 in Deutschland gilt: "Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig" (§ 1631 Abs. 2 BGB). Was meinte der Verfasser im 1. Jahrhundert mit den Worten: "Denn wen der Herr liebt, den züchtigt er" (Hebr 12,6)? Wichtig ist folgende Beobachtung: Der Text des Hebräerbriefs richtet sich gar nicht an (menschliche) Erzieher, sondern an die zu erziehenden Gotteskinder, die "im Kampf gegen die Sünde" stehen (Hebr 12,4). Sie müssen leiden, nehmen das

Abb. 16: Eine "enge Tür" bildete den Haupteingang zu den Klostergebäuden von Qumran am Toten Meer. Die Original-Türpfosten und die abgetretene Türschwelle stammen aus der Zeit vor 68 nC., der Blick geht nach Osten, d.h. von außen ins Innere des Klosters. Die Aufnahme entstand am 9. Okt. 1966, als die Klosterruinen noch auf jordanischem Gebiet lagen.

aber auf sich im Hinblick auf den HERRN, der das Kreuz bejahte (vgl. Hebr 12,2). Aus eigenem Erleben weiß ich, dass etwa Krankheitstage eine Gnade, ja ein Geschenk sein können – auch wenn man das oft erst später erkennt. Solche oder ähnliche "Erziehung" von Gott anzunehmen, ist im ist im 21. Jahrhundert noch genauso richtig, aber wohl auch genauso schwer, wie im 1. Jahrhundert. Es widerspricht auch nicht dem heute geltenden Recht; denn für ein einsichtiges Kind ist die gute, wenn auch harte Erziehung keine "entwürdigende Maßnahme" mehr. Ein kluges Kind kann auch heute den berechtigten Wunsch haben sorgfältig erzogen zu werden – und das ist es, wozu der Hebräerbrief ermutigt.

Die zweite Stelle aus den Lesungstexten dieses Sonntags, auf die ich heute eingehe, lautet: "Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen; denn viele, sage ich euch, werden versuchen hineinzukommen, aber es wird ihnen nicht gelingen" (Lk 13,24). Dieses Jesus-Wort darf nicht vermischt werden mit jenem vom Nadelöhr, durch das eher ein Kamel durchkommt als ein Reicher in das Himmelreich gelangt (vgl. Mt 19,24). Denn da handelt es sich nur um eine der vielen Übertreibungen, die sich in der Bibel finden.

Das Foto auf der vorigen Seite belegt, dass es in neutestamentlicher Zeit selbst an großen Gebäuden enge Türen gab, und es erlaubt, sich eine Vorstellung zu machen von einer solchen "engen Tür" – nur Lukas gebraucht diese Worte. Um zu verstehen, wie überraschend dieser enge Haupteingang in das Kloster von Qumran ist, muss man wissen, dass sich auf dem nahen Friedhof die Gräber von ca. 1200 vorchristlichen Mönchen finden; sie alle sind einst durch diese schmale Tür eingetreten. Doch gewaltsam sind sie dabei vermutlich nicht vorgegangen - es ist diese Mahnung möglichst "mit allen Kräften" hineinzukommen, die den Text des heutigen Evangeliums so schwer verständlich macht. Er wird noch schwieriger, wenn das griechische Verb agonízomai, das Lukas hier wählt, wörtlich übersetzt wird: "Kämpft darum!" oder "ringt darum!" Unser Fremdwort Agonie für den "Todeskampf" ist von diesem selben Zeitwort gebildet. Geht es hier etwa um die letzten, harten Stunden im Leben eines Menschen? Der Evangelist Mattäus bietet an der Parallelstelle das viel einfachere Bild von zwei Wegen, ein leichter, der durch eine breite und ein schwieriger, der durch eine enge Pforte führt (vgl. Mt 7,13f). Was also will Lukas sagen mit seinem eigenartigen Bild von harten Wettkämpfen an einer engen Eingangstür? Wegen dieser Probleme (und der Parallelstelle bei Mattäus) ist wahrscheinlich, dass sein Satz im übertragenen Sinn verstanden werden soll. Aber wie genau? Ist es ein Bild für die Gemeinschaft um Jesus, in die man hineinkommt, indem man sein Kreuz auf sich nimmt? Oder für das Eingehen in das Himmelreich? Was folgt, macht für mein Empfinden eine Antwort noch schwerer. Denn Lukas lässt jene, die nicht vermochten durch die enge Tür einzutreten, sagen: "... du hast auf unseren Straßen gelehrt" (Lk 13,26). Dieses Argument macht nur im Mund von Juden Sinn, die in Ortschaften der damaligen Provinz Judäa lebten, in der Jesus lehrte – und dann würde der Text nur von einer "Bevorzugung" der Heidenvölker sprechen. Doch ganz unmöglich wäre die Ansicht das Bild von der engen Tür wolle illustrieren, dass automatisch die Heiden hinein kommen und die Juden ausgeschlossen sind - nicht die Zugehörigkeit zu einem Volk ist entscheidend. In unserem Fall scheint mir allerdings ein Aspekt sehr wichtig zu sein, den ich bisher nicht berücksichtigt habe: Jesus geht hier auf eine Frage ein, die eher eine beruhigende Antwort erwarten ließ, nämlich: "Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden?" (Lk 13,23). Jesus antwortet nicht vertröstend, er sagt nicht: "Nein, viele werden gerettet werden. Vertrau auf die Barmherzigkeit Gottes!" Sondern – und so deute ich die Stelle dann doch: "Strenge dich an, so gut du kannst!"

Zweifellos klingt unser Text hart; das sollten wir nicht beschönigen. Auch der Hebräerbrief spricht vom "Laufen mit Ausdauer im Wettkampf" (Hebr 12,1). Und an die Korinther schreibt Paulus ähnlich und mahnt sich wie ein Wettkämpfer im Stadion anzustrengen, da nur "einer den Siegespreis" bekommen wird (1 Kor 9,24). In der Antike rechnete man bei sittlichen Forderungen noch mehr als heute mit gesunden, jungen Menschen, die genug Willenskraft haben, das auszuführen, was sie als richtig erkannt haben. Heute sind wir vorsichtiger, wenn es um den sogenannten freien Willen des Menschen geht – auch bei "gutem Willen" fehlt uns Menschen oft die Kraft das Gewollte zu tun.

Mir scheint, die Texte dieses Sonntags fordern nahezu asketische Höchstleistungen, die nicht für alle verpflichtend sein können: Sich dankbar erziehen zu lassen, auch wenn es schmerzt, oder sich wie im

Wettkampf anzustrengen, um allein das schwere Ziel zu erreichen – das geht über die Kräfte der meisten von uns. Wir, jeder und jede von uns, können nur versuchen, zu handeln statt bloß zu reden und dabei das zu tun, was Gott jetzt von mir will – und darauf zu vertrauen: "Gott ist treu" (1 Kor 10,13).

Zum 22. Sonntag im Jahreskreis

(Sir 3,17-18.20.28-29 / Hebr 12,18-19.22-24a / Lk 14,1.7-14)

Im folgenden Text finden Sie Überlegungen dazu, wie die Ereignisse des Jahres 70 nC. die Geschichte des Buches Jesus Sirach beeinflusst haben. In diesem wichtigen Jahr wurde der Tempel in Jerusalem zerstört, was kein Historiker leugnet. Zu zahlreich und zu offensichtlich ist dieser Wendepunkt bezeugt: Der zeitgenössische Geschichtsschreiber Josephus Flavius hat ein ganzes Buch über den Jüdischen Krieg geschrieben, der mit dieser Zerstörung des Tempels endete; in Rom wurden Münzen geschlagen mit der Siegesnachricht Judaea capta – "Judäa ist erobert". Und am Triumphbogen für Titus in Rom kann man bis heute im Relief die Geräte sehen, die als Beute aus dem Tempel geplündert wurden

Wenn die Evangelien nach 70 nC. abgefasst sein sollten, müssten sich darin auch Spuren dieser Ereignisse finden – was nicht der Fall ist, obwohl die Entstehungszeit des Markus-, Mattäus- und Lukasevangeliums oft damit begründet wird, dass dort auf die Zerstörung Jerusalems angespielt würde. Tatsächlich ist zwar mehrmals die Rede davon, dass Jerusalem zerstört werden wird, doch nie davon, dass es schon zerstört worden ist. Der englische Exeget John A. T. Robinson hat bereits 1976 auf diesen Sachverhalt hingewiesen und er hat vorgeschlagen, konsequent die Entstehung der neutestamentlichen Bücher (vor allem Markus, Mattäus, Lukas und die Apostelgeschichte) vor 70 nC. anzusetzen. Sein Vorschlag verdient es neu überdacht zu werden, wie auch die folgenden, teilweise schwierigen Überlegungen zur Geschichte des Buches Jesus Sirach zeigen.

Das Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung galt bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts vor allem als ein Schlusspunkt: Mit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem in diesem Jahr endete die "Zeit des Zweiten Tempels" (515 vC. bis 70 nC.), und die Kirche betrachtete das Judentum als von Gott verworfen. Durch die reichen Textfunde am Toten Meer hat sich das geändert, denn sie zeigen: Das Jahr 70 nC. ist für das Judentum auch zu einem Neuanfang geworden. Während der Kämpfe in den Jahren vor dem Fall Jerusalems beginnt die Reaktion auf die liberale Zeit der herodianischen Herrscher und der sadduzäischen Hohenpriester, die ihr Leben möglichst römisch-hellenistisch gestalten wollten. Hier können nicht die anderthalb Jahrhunderte jüdischer Geschichte unter den Römern bis zum Jahr 70 nC. nachgezeichnet werden; wichtig an dieser Stelle ist der geistige Neuanfang, der nun beginnt. Er lässt sich besonders gut ablesen an Änderungen, die ehemaligen römischen Verboten zuwider handelten: Eigene Münzen aus Silber wurden geschlagen, und ihnen wurden alt-hebräische, nicht mehr griechische Buchstaben aufgeprägt. Außerdem wurden schon wenige Jahrzehnte nach der Zerstörung des Tempels die ersten Teile des Riesenwerks des Talmuds niedergeschrieben, vor allem aber wurden jetzt die heiligen Schriften, die nicht hebräisch vorlagen, verworfen.

Wie sich das konkret auswirkte, können wir gut an einem Buch mitverfolgen, aus dem an diesem 22. Sonntag ein Abschnitt vorgelesen wird und das in der die katholischen Kirche bis heute zum Kanon gehört – nicht aber im Judentum: dem Buch Jesus Sirach.

Da hören wir von einem gewissen Sirach, der (um das Jahr 100 vC.?) ins Griechische übersetzte, was sein Großvater Jesus (vgl. Sir 50,27) um das Jahr 180 vC. niedergeschrieben hatte (vgl. Sir Prolog). Denn in den letzten drei Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung (oder in den letzten drei Jahrhunderten des "Frühjudentums") wollte man möglichst alle Schriften auf Griechisch lesen können. Nebenbei: Auch das Alte Testament wurde zur Zeit Jesu griechisch gelesen und in den neutestamentlichen Schriften auf Griechisch zitiert. – Manchmal vergaß man ganz, dass es ein semitisches Original gab, so auch beim Buch Jesus Sirach. Als um 100 nC. in Jamnia, nahe dem heutigen Tel Aviv eine jüdische Synode abgehalten wurde, um den jüdischen Kanon der heiligen Schriften festzulegen,

wurde beschlossen aus diesem Kanon alle griechischen Bücher zu streichen. Und weil das Buch Jesus Sirach in dieser Zeit bereits als griechisches Buch galt, wurde es entfernt, zusammen mit dem Buch der Weisheit, den Makkabäer-Büchern, dem Buch Tobit, Judit und anderen.

In diesen Jahren veränderte sich das Judentum also grundlegend: So wie man vor 70 nC. weltmännisch sein wollte und daher als Hellenist griechisch sprach und griechische Schriften las, so war nach 70 nC. alles Griechische verpönt; griechische Bücher wurden nicht mehr im Gottesdienst vorgelesen. Dadurch entstand ein kürzeres Verzeichnis der heiligen Schriften. Dass auch das Buch Jesus Sirach dieser Streichung zum Opfer fiel war falsch, wie man heute weiß; denn auf der jüdischen Festung Masada am Toten Meer wurden Fragmente des hebräischen Originaltextes gefunden. Übrigens hat Martin Luther den verkürzten jüdischen Kanon übernommen. In der frühen Kirche dagegen war das Buch Jesus Sirach besonders geschätzt und galt als der *Ecclesiásticus (liber)*, also "das kirchliche Buch" schlechthin.⁵

Aus diesem großen Werk, das 51 Kapitel umfasst, wurde für den 22. Sonntag im Jahreskreis ein Abschnitt ausgewählt, in dem es heißt: "Denn groß ist die Macht Gottes, und von den **Demütigen** wird er verherrlicht" (Sir 3,20). Dass die Demütigen so hervorgehoben werden, überrascht; denn in vorchristlicher Zeit wurde das Wort für Sklaven gebraucht, sie waren "niedrig", auf Griechisch *tapeinós*. Doch in unserem Satz ist der Sinn ganz positiv, die Bedeutung der Demütigen könnte man so umschreiben: Wer ehrlich zugibt, dass er mit leeren Händen vor einem Gott steht, der trotzdem "Ja" zu dem Armen sagt, der nimmt nicht sich, sondern Gott wichtig – schon oft habe ich ja betont: "Verherrlichen" gibt den semitischen Begriff *kabod* wieder, der etwas mit Wichtigkeit zu tun hat.

Niemand von uns kann "aus seiner Haut". Das anzunehmen und sich so zu sehen, wie man wirklich ist, befreit, weil es ehrlich ist. Manches wird so für uns leichter – und der Schöpfer wird wichtiger. Für Menschen, die in diesem Sinne ehrlich und deshalb bescheiden sind, wurde früher gerne das heute eher altmodisch klingende Wort "demütig" verwendet, das in unserem Satz vorkommt.

Dieser Vers Sir 3,20 ist auch der beste Schlüssel zum Verständnis des Sonntagsabschnitts aus dem Lukasevangelium. Denn auch da (vgl. Lk 14,11) geht es um Demütige, und um deren "Umdenken", griechisch *meta-noia*. Auch hier habe ich schon mehrmals dargelegt, dass dieses griechische Wort, in Anlehnung an alttestamentliche Texte, meist mit "Umkehr" oder "Buße tun" übersetzt wird. Doch das wörtliche griechische "Umdenken" bedeutet zunächst kein Umkehren auf dem Weg, sondern eher eine neue Sicht auf unsere Existenz, die sehr fruchtbar werden kann: Wir werden ehrlich oder eben – demütig. Oft meinen wir ja, es komme im Leben nur auf unser Mühen mit entsprechendem Erfolg an. Wenn wir umdenken und uns mit den Augen Gottes betrachten, sieht alles anders aus. Da ist es wichtiger, wenn wir Menschen sind, die sich von ihrem Schöpfer dankbar beschenkt wissen – mit den uns gegebenen Talenten, die wir nicht vergraben, sondern nutzen sollen, oder auch mit den zu ertragenden Schwierigkeiten.

Wenn wir "umdenken" im Sinne von Sirach, werden wir das Evangelium besser verstehen: Denn bei dem geschilderten Gastmahl, bei dem Jesus sagt: "... wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden" (Lk 14,11), geht es nicht darum äußerlich den Tischplatz zu wechseln, sondern um dieses innere Umdenken, das sich selbst in der richtigen Rangordnung sieht und gerade dadurch den Schöpfer verherrlicht, ihn allein wichtig nimmt. Durch solches "Lob seiner Herrlichkeit", das im Epheserbrief dreimal eindrucksvoll wiederholt wird, erhält dann auch unser eigenes Dasein eine echte und bleibende Würde (vgl. Eph 1,6.12.14).

Viel Freude beim Umdenken und Loben seiner gewaltigen Herrlichkeit!

⁵ Nicht zu verwechseln mit dem Buch *Ecclesiástäs*, dem Gemeinde-Prediger oder hebräisch *Kohélet*.

Zum 23. Sonntag im Jahreskreis

(Weish 9,13-19 / Phlm 9b-10.2-17 / Lk 14,25-33)

Bevor ich anfing, diese Einführung zum 23. Sonntag im Jahreskreis zu schreiben, fragte ich mehrere Bekannte: "Was verstehen Sie unter 'Friede'?" Die Antworten lagen so weit entfernt von dem, was die heiligen Schriften unter "Friede", hebräisch schalom, wirklich verstehen, dass ich mich entschlossen habe darüber nochmals zu schreiben – entgegen allen Warnungen, das seien zu kriegerische Töne.

Letztlich wird für jede und jeden von uns die Frage sein: Was für einen "Frieden" suche ich für mein Inneres, nur ungestörte Ruhe am Feierabend – oder aber Teilhabe am siegreichen (vgl. 1 Joh 5,5) Frieden Christi?

Bei den vielen Meldungen aus den Kriegsgebieten besonders des Vorderen Orients sehnen wir uns alle nach Frieden. Meist ist mit "Friede" dann zunächst einfach gemeint, dass die Waffen schweigen. Die Frage, wie das vereinbart wurde, ist zweitrangig geworden, da oft schwer zu beurteilen ist, wer Recht hat. Vereinfacht könnte man sagen: Uns geht es meist nur darum, dass **zwei** (oder mehr) streitende Parteien sich so einigen, dass sie "zufrieden" sind und aufhören, sich zu bekämpfen. Bei dem biblischen Begriff "Friede" dagegen geht es um den **einen**, der allein die gerechte Sache vertritt. Mit anderen Worten: Uns geht es um die Ruhe nach beendetem Streit, in der heiligen Schrift geht es um Sieg – wobei ich allerdings im Folgenden voraussetze, dass wir die Dinge aus einem zeitlichen Blickwinkel betrachten, die Schrift dagegen aus einem ewigen Blickwinkel.

Nun hören wir im Evangelium des 23. Sonntags im Jahreskreis von einem König, der merkt: Der anrückende Feind ist stärker als ich. Deshalb "schickt er eine Gesandtschaft, solange der andere noch weit weg ist, und bittet um Frieden" (Lk 14,32) – wörtlich: "... und fragt nach den [Dingen] zum Frieden". Der Sinn ist nicht: "... und beginnt zu verhandeln", sondern: "... und fragt nach den Friedensbedingungen, um sich zu unterwerfen", anders ausgedrückt: Er kapituliert rechtzeitig.

Nicht nur hier, sondern überall in der Bibel meint "Friede", hebräisch schalom, nicht Kompromiss, sondern letztlich jenen Wohlstand, der aufblüht, wo es nur einen siegreichen Herrscher gibt, der alles ordnet, der seinen Sieg nützt, um allen Heil zu bringen. Das ist eine Sicht, die in unserer komplizierten Welt unvorstellbar geworden ist. Doch früher war die "Welt", nämlich der Mittelmeerraum, überschaubarer. Die alten Bibeltexte können sich eine einzige, gute Ordnungsmacht vorstellen. So singt der Psalmist vom Friedensfürsten:

"Die Gerechtigkeit blühe auf in seinen Tagen und großer Friede, bis der Mond nicht mehr da ist. Er herrsche von Meer zu Meer, vom Strom bis an die Enden der Erde.

Vor ihm sollen seine Gegner sich beugen, Staub sollen lecken all seine Feinde" (Ps 72,7-8).

Die orientalische Bildsprache über die Friedenszeit ist eindeutig, aber politisch ist sie unrealistisch. Doch wenn wir diesen Psalm singen, geht es um mehr als um den politischen Frieden. In der Liturgie wird der 72. Psalm nämlich an Weihnachten gesungen, am Tag der Geburt des wahren Friedensfürsten, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht (vgl. Jes 9.5) – wobei wir auch schon an das Zeichen seiner Herrschaft, an das Kreuz auf seinen Schultern, denken.

Im heutigen Evangelium folgt nach dem Beispiel des vernünftigerweise kapitulierenden Königs eine konkrete Anwendung, die nichts mehr mit Politik zu tun hat: "Darum kann keiner von euch mein Jünger sein, wenn er nicht auf seinen ganzen Besitz verzichtet" (Lk 14,33). Was hat das mit dem wahren, dem biblischen Frieden zu tun? Müssen wir allen Besitz aufgeben, um ihn zu erlangen? Für diesen Bibelvers gilt wie für alle anderen: Da ein und derselbe Gottesgeist aus allen Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments spricht, ist es methodisch berechtigt andere Stellen heranzuziehen, um richtiger zu verstehen, was hier gemeint ist. Und da lesen wir etwa von Hausbesitzerinnen, die keineswegs allen Besitz abgestoßen haben; in Jerusalem ist es Maria, die Mutter des Johannes Markus, in Philippi die Purpurhändlerin Lydia (vgl. Apg 12,12; 16,15). In Korinth wirbt Paulus um Spenden "je nach eurem Besitz", keiner soll deshalb in Not geraten (vgl. 2 Kor 8,11-13). Im Jüngerkreis Jesu

gibt es eine Kasse, die von Judas verwaltet wurde, und der wohlhabenden Maria von Betanien legt Jesus keineswegs nahe ihren ganzen Besitz zu verkaufen (vgl. Joh 12,3-7).

Mit diesen Hinweisen soll die Forderung Jesu nicht abgeschwächt werden, sie kann durchaus hart sein. Vielmehr geht es darum Jesus richtig zu verstehen. Das Beispiel des kapitulierenden Königs hat uns einen Menschen gezeigt, der durch sehr vernünftiges Handeln zum Frieden kommt. Er war freiwillig bereit, auf den Willen des überwältigend Stärkeren einzugehen. Das wird auch unsere Sache dem HERRN gegenüber sein – wohl für jeden Tag neu. Und in jedem menschlichen Leben geht es um andere Anforderungen. Das kann bedeuten, wie beispielsweise im heutigen Evangelium, mit unserem Besitz anders umzugehen, aber auch, eine Aufgabe zu übernehmen, die man ungern erledigt, eine Krankheit zu akzeptieren – oder etwas ganz anderes. Diesen Willen des **einen HERRN** zu erkennen ist unsere Aufgabe. Das Kreuztragen in der Nachfolge Jesu (vgl. Lk 14,27) sieht dann je anders aus. Was ist hier und jetzt Gottes Wille, was ist jetzt für mich das "Richtige"? Genau das sollten wir dann aber auch tun. Viele von uns beten wohl täglich: "Dein Reich (und das heißt: deine Königsherrschaft) komme! Dein Wille geschehe!"

In unserem Inneren muss also jener ganz andere Friede beginnen, der nicht ausgehandelt werden kann, bei dem nur noch **einer** herrscht – der wahrhaftig kein egoistischer Tyrann ist. Dann erst wird es in der Seele auf eine neue, ungeahnte Art "friedlich" werden.

Um diesen ganz anderen Frieden, um jenen Frieden, "den die Welt nicht geben kann" (Joh 14,27), geht es auch in der Sonntagsmesse. Wenn wir den Friedensgruß austauschen, wechseln wir mehr als einen freundlichen Morgenwunsch. Die Liturgie erklärt es so: "Am Ostertag trat Jesus in die Mitte seiner Jünger und sprach den Friedensgruß. Deshalb bitten wir: Herr Jesus Christus, **du Sieger** über Sünde und Tod, schau nicht auf unsere Sünden …" Diese Worte erinnern uns ausdrücklich daran, dass dieser Friede das Ostergeschenk eines universalen Siegers ist. In der wörtlichen Übersetzung: "Friede euch!" (vgl. Joh 20,19.21) geht im Deutschen der Gedanke des Siegens verloren; treffender wäre eine Verbindung – ähnlich wie bei dem alten Namen "Siegfried". Sinngemäß könnte der Gruß auch mit den Worten wiedergegeben werden: "Freut euch mit mir, ich habe für euch am Kreuz den Sieg errungen!" Das Christentum ist seinem Wesen nach nicht gemütlicher Kompromiss, sondern das *Eu-angélion*: die "Gute Nachricht" vom Frieden, weil das Gute über das Böse gesiegt hat.

Viel von dieser siegreichen Osterfreude, in der aller christliche Friede begründet ist, möchte ich Ihnen an diesem Sonntag weitergeben.

Zum 24. Sonntag im Jahreskreis

(Ex 32,7-11.13-14 / 1 Tim 1,12-17 / Lk 15,1-32)

Die folgenden Gedanken zum 24. Sonntag im Jahreskreis habe ich überschrieben mit einer Frage: "Dürfen wir als Christen menschlich über Gott und mit Gott reden?" Die zwei Wörter "als Christen" lassen schon erkennen, dass ich mit Unterschieden in den Religionen rechne. Zumindest auf Fotos haben Sie wohl alle schon betende Juden an der Klagemauer oder betende Muslim auf dem Tempelplatz zu Jerusalem gesehen; die Art, wie sie sich verneigen, ist deutlich verschieden von der Art, wie etwa Papst Johannes Paul II. in einer Kapelle kniend mit Gott sprach. Der Grund für diese Unterschiede, so scheint mir, ist eine verschiedene Vorstellung von Gott – oder ist er so erhaben, dass man sich unter "Gott" nur eine unveränderliche Erstursache vorstellen kann? Darauf gebe ich eine Antwort, die ich hier genauer erkläre: Er ist so, wie ER sich zeigt. Dies führt zu einer ungewöhnlichen Auslegung der heutigen drei Gleichnisse von dem verlorenen Schaf, der Drachme und dem Sohn. Denn da zeigt sich Gott, wie er ist, und das anzunehmen war und bleibt so schwer: Er ist ein Gott, der sich "mit Sündern abgibt und sogar mit ihnen isst" (Lk 15,1). Das ist der Grund, warum wir als Christen so menschlich mit Gott reden dürfen.

Schon einige Male habe ich darauf hingewiesen, dass die Lesung aus dem Alten Testament an den Sonntagen jeweils so ausgewählt ist, dass sie den Evangelientext erklärt, vertieft oder ihm einen Gedanken betonend hinzufügt. Am heutigen 24. Sonntag im Jahreskreis ist das der Gedanke des Redens

über Gemütsbewegungen bei Gott; denn in beiden Texten verzeiht Gott: In der Lesung aus dem Buch Exodus setzt sich Mose für sein Volk ein, das den Zorn Gottes herausgefordert hatte, und er hat damit Erfolg; denn, so heißt es dort: "Da ließ sich der HERR das Böse reuen" (Ex 32,24). Im 15. Kapitel des Lukasevangeliums erleben wir dann, wie Gott freudig jene wieder aufnimmt, die verloren waren. Um das zu veranschaulichen, gebraucht Jesus drei Bilder: das Bild eines verlorenen Schafs, das gefunden und zurückgetragen wird, das Bild einer wiedergefundenen Drachme und schließlich das Bild des zurückkehrenden Sohnes, dem sein Vater verzeiht.

Auf den ersten Blick ist da alles klar. Doch kann sich Gott so einfach umstimmen lassen? Kann er – wie in der Lesung aus dem Buch Exodus – in Zorn geraten und später bereuen? Auf eine solche Frage könnte man vielleicht antworten, es handle sich hier nur um eine primitive Vermenschlichung Gottes, um einen sogenannten Anthropomorphismus; denn selbstverständlich könne man vom ewigen Gott keine Sinnesänderungen aussagen. Dabei könnte man sich sogar auf den Jakobusbrief berufen, nach dem Gott "der Vater der Gestirne [ist], bei dem es keine Veränderung und keine Verfinsterung gibt" (Jak 1,17). Doch eine so starre Auffassung macht es schwierig richtig über Gott zu reden, zu ihm zu sprechen oder gar Gott zu bitten, ja überhaupt ganz persönlich zu beten – während wir doch von Jesus so oft gemahnt werden inständig zu beten, nicht zuletzt in dem Gebet, das er selbst uns gelehrt hat, dem Vaterunser, das wir deshalb auch "das Gebet des HERRN" nennen.

Die biblische Ermutigung zum "unbekümmerten" Gebet scheint also unvereinbar zu sein mit dem Geheimnis Gottes, dessen Wesen unveränderliche Ewigkeit ist.

Denn eigentlich ist doch richtig, dass Gott seinem Wesen nach ein unendlicher Geist ist, ganz anders als unsere kleinen Alltagssorgen. Eigentlich ist er doch eher jene Erstursache – die Philosophen nennen sie auf lateinisch *causa prima* –, die irgendwann einmal auf dem Planeten Erde jene Bedingungen schuf, die unser Leben ermöglichen. Ja, genau genommen ist er sogar jener große, unfassbare Geist, der die Ordnung im Universum schafft und aufrechterhält. Wenn man das bedenkt, kommt es mir fast lächerlich vor, wenn wir Menschen diesen unendlichen Gott etwa um die Genesung aus einer Krankheit bitten. Ist es nicht einfach ein Zugeständnis an unsere Begrenztheit, wenn wir meinen Gott im Gebet um etwas bitten zu dürfen – "damit er es nicht vergisst"?

Als Gegensätze stehen sich demnach gegenüber einerseits unsere Gewohnheit über Gott und mit Gott menschlich zu reden und andererseits die philosophische Einsicht, dass Gott viel größer ist als unser begrenztes Denken, wir also unfähig sind, über oder gar mit diesem Unfassbaren zu reden. Anscheinend bleibt uns bei einem solchen Gottesbegriff nur das staunende Verstummen.

Doch wer sagt uns, wer Gott wirklich ist? Die Philosophen? Mein verehrter Lehrer am Bibelinstitut in Rom, der Dogmatiker Dom Cipriano Vagaggini (1909 – 1999) legte großen Wert darauf, uns klar zu machen: "Gott ist so, wie **er** sich zeigt" – die Betonung liegt auf dem "er".

Ich will im Hinblick auf das heutige Evangelium daher eine Erklärung wagen, die Gottes Menschwerdung ernst nimmt. Dann ist im Evangelientext nicht nur in den vagen Bildern der drei Gleichnisse von Schaf, Drachme und Sohn von der Güte eines jenseitigen Gottes die Rede, der eigentlich der Unbewegliche, Ewige ist. Vielmehr zeigt sich uns dann Gott selbst so, wie er ist, nämlich als der, der in der Person seines Sohnes unser Nächster geworden ist. Das ist das Gottesbild, das die Propheten des Alten Bundes voraussagten. Bei Jesaja rufen uns die "Freudenbotinnen" auf dem Berg Zion zu: "Siehe da, euer Gott!" (Jes 40,9) – er wird dann wie ein sorgender Hirt gezeigt. So also sieht unser Gott aus: wie der Hirte bei Jesaja und im heutigen Evangelium. Mit anderen Worten: Das Gottesbild des Alten und Neuen Testaments ist ein ganz anderes als das der Philosophen. Wenn Altes und Neues Testament in solcher Weise übereinstimmen, dann ist im heutigen Evangelium mit dem "einer von euch" (Lk 15,3), der das Schaf sucht, der göttliche Hirt selbst gemeint, der sich um seine Schafe kümmert (vgl. Ez 34,24). – Im zweiten Gleichnis findet eine Frau ihre verlorene Silber-Drachme wieder – umgerechnet hatte diese Münze allein schon eine Kaufkraft von ca. 200 Euro. Auch bei dieser suchenden Frau (vgl. Lk 15,8) dürfen wir an die Sünder (vgl. Lk 15,1) denken, die zu Jesus kommen, also zu "Gottes Weisheit" (vgl. 1 Kor 1,24), denn Jesus wird ja an anderen Stelle "die Weisheit" genannt (vgl.

Mt 11,19; Lk 7,25), und im Alten Testament begegnet uns Frau Weisheit, die Unwissende in ihr Haus holt (vgl. Spr 9,1-8).

Unschwer sehen wir schließlich in der Gestalt jenes Vaters, der seinen zurückkehrenden Sohn umarmt (vgl. Lk 15,20), den Mensch gewordenen Gott selbst: unseren HERRN Jesus Christus. Denn auch hier gilt, was Jesus zu Philippus sagt: "Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin, und dass der Vater in mir ist?" (Joh 14,10).

Blicken wir zurück auf unsere Frage: Müssen wir vor Gott verstummen, weil er eigentlich der ganz Andere ist? Handelt es sich also bei unserer menschlichen Redeweise nur um ein Zugeständnis? Entgegen dieser eher philosophischen Sicht, habe ich es bei der Auslegung des heutigen Evangeliums gewagt, die drei Gleichnisse zu sehen als Bild Gottes, wie er sich uns zeigt. Denn Gott ist so, wie er sich uns zeigt – in Jesus Christus. Er, der Sohn Gottes, sagt uns wie Gott wirklich ist: "Seht, so ist euer Gott!" Er redet nicht nur mit den Sündern, die zu ihm kommen, er isst sogar mit ihnen – worüber die Pharisäer und Schriftgelehrten zu Beginn des heutigen Evangeliums "murren" (Lk 15,2).

Gerade diese einleitenden Verse machen deutlich: Wir alle sind eingeladen – denn wer von uns wäre makellos und ohne Sünde? – Die heutige Schwierigkeit liegt allerdings darin, dass viele gar nicht mehr eingeladen werden wollen.

Zum 25. Sonntag im Jahreskreis

(Am 8,4-7 / 1 Tim 2,1-8 / Lk 16,1-13)

Das Auslegen der Heiligen Schrift ist für mich ein Leben lang spannend geblieben. In diesem Jahr 2016 meine ich, das Gleichnis vom ungerechten Verwalter (Lk 16,1-13) erstmals richtig zu verstehen. Zwar war mir immer klar, dass es sich um einen Text handelt, den nur der Evangelist Lukas mitteilt, der vor Ostern noch nicht zum Jüngerkreis Jesu zählte, doch dann wunderte ich mich – wie auch einige andere Exegeten –, wieso Jesus seinen Zuhörern ein so "ungerechtes" Gleichnis vorgetragen haben soll. Das änderte sich jedoch, als ich mir jetzt noch einmal klar machte, wer die Adressaten oder Zuhörer des Lukas waren. So hatten etwa die griechischen Empfänger des lukanischen Textes in Thessalonich einen ganz anderen Verständnishorizont als die Bauern in Galiläa, die einst Jesus einst zuhörten. Dabei machen es kleine Hinweise im Evangelium und auch in der Apostelgeschichte recht leicht sich vorzustellen, für wen Lukas schrieb. Gleich zu Beginn widmet er sein Doppelwerk einem "hochverehrten Theophilus" (Lk 1,3; vgl. Apg 1,1); in Philippi, wohin er mit Paulus kommt (vgl. Apg 16,12), ist "eine Purpurhändlerin" – bei uns würde dem etwa die Inhaberin eines Juweliergeschäfts entsprechen – die Gastgeberin für die Missionare (Apg 16.14), und in Ephesus gehören Minister, wörtlich "Asiarchen", zum Freundeskreis der ersten Christen (Apg 19,31).

Im folgenden Text frage ich deshalb, wie diese wohlhabenden Griechen um 60 nC. – nicht die Bauern in der Umgebung Jesu – das Gleichnis des Lukasevangeliums verstanden haben, das wir am heutigen Sonntag lesen. Übrigens meine ich nicht, dass sie besser als wir heute Bescheid wussten über hebräische Hohlmaße oder über die Organisation der Landwirtschaft im herodianischen Palästina.

Im Messbuch wird für diesen Sonntag eine "Kurzfassung" des Evangeliums erlaubt, und das mit einem gewissen Recht; denn der volle Text mit dem Gleichnis vom ungerechten Verwalter ist tatsächlich schwer verständlich – offenbar verstanden ihn aber die Empfänger des Lukasevangeliums. Unsere Schwierigkeiten werden deutlich, wenn wir an den Text Wort für Wort herangehen. Dabei halten wir uns an die erprobte Methode: Wenn etwas völlig unrealistisch ist, dann geht es um etwas ganz anderes, meist um etwas theologisch sehr Wichtiges. – Der Text erzählt von einem Hausbesitzer, der seinen Verwalter lobt, der ihn betrogen hat (Lk 16,8) Das klingt recht unwahrscheinlich, zumal diese Betrügereien keine Kleinigkeiten betreffen, wir können sie nachrechnen. Im einen Fall handelt es sich um die Schuld von "hundert Fass Öl"; das sind umgerechnet ca. 4000 Liter Olivenöl. Der andere Fall betrifft "hundert Sack Weizen", was etwa 40 Tonnen (!) Weizen entspricht (vgl. Lk 16,6.7). Es kommt noch unrealistischer. Die zwei Schuldner, von denen im Text die Rede ist, sollen einfach ihre Schuldscheine ändern, sozusagen schnell eine Urkundenfälschung vornehmen. Das wäre

schon rein technisch nicht so einfach, denn die damals verwendete Eisengallustinte ist so haltbar, dass sie auf Dokumenten aus dieser Zeit noch bis heute lesbar ist. Abgesehen davon ereignet sich das Gleichnis im Orient, und dort spielt bis heute das Gedächtnis eine so große Rolle, dass alle Beteiligten auch ohne Papiere genau wussten, wie viel noch ausstand. Mit anderen Worten: Wer dieses Gleichnis hörte, der erkannte es wohl schnell als eine Art Karikatur, die mit wenigen Strichen etwas ganz anderes betonen will. Was mit diesen unrealistischen Angaben eigentlich gesagt werden sollte, war den Empfängern des Lukasevangeliums offensichtlich klar; denn es ging in dieselbe Richtung wie das, wozu die Gemeinden des Apostels Paulus mündlich ermahnt worden waren, etwa aus Anlass der Spenden für Jerusalem (vgl. 1 Kor 16,1-4 u.a.). Noch vor drei Jahren habe ich über diesen Text geschrieben, die Griechen hätten einen uns verlorenen Schlüssel gehabt, der nur sie den Text verstehen ließ. Heute scheint es mir nicht mehr notwendig, das anzunehmen, im Gegenteil ist es durchaus möglich, dass wir heute besser als sie damals wissen, wie groß die hebräischen Hohlmaße des bat und des kor waren (Lk 16,6.7 – die Einheitsübersetzung schreibt "Fass" und "Sack"). Eher ist es so, dass die Griechen damals diese Fragen gar nicht gestellt haben, weil sie das Wesentlichere erkannten: Wir werden im Gleichnis belehrt, nicht an unserem irdischen Besitz zu hängen. Dabei nahmen sie natürlich das Lob an den durchtriebenen Verwalter als ironisch. Denn in den Versen 10-12 lasen sie: Seid auch "in den kleinsten Dingen zuverlässig" (Lk 16,10); mit diesen Versen setzt die gekürzte Fassung des Sonntagsevangeliums ein.

Auch wir können heute durchaus die Zielrichtung des Textes erkennen: Das Stichwort steht am Ende, es lautet "Mammon" und wird im griechischen Text dreimal wiederholt in den Versen 9, 11 und 13. Wie einst für die wohlhabenden Empfänger des Lukasevangeliums, so geht es auch für uns um den Stellenwert, den Geld in unserem Leben einnimmt. Der Schlusssatz enthält den wichtigsten Gedanken. Er warnt davor, Besitz zum Götzen werden zu lassen. Das aramäische Wort für "Besitz, Geld", mammon, wird jetzt personifiziert gebraucht und als Name eines mächtigen Herrschers eingeführt: "Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon" (Lk 16,13).

Zwei Großmächte stehen sich gegenüber. – Wir kennen das Wort: "Geld regiert die Welt." Diese Regentschaft besteht heute mehr denn je, wobei unter "Geld" natürlich auch alle Aktien, Wertpapiere, Wirtschaftsverträge u.a. und der Missbrauch der Macht des Geldes mitzuverstehen sind. Das alles ist der mächtige Fürst Mammon unseres heutigen Lukas-Textes. Im Johannesevangelium hat dieser Fürst einen anderen Namen. Jesus spricht einfach vom "Fürsten dieser Welt" – und dieser Fürst wird durch Jesu Ja zum Kreuz besiegt; er wird "gerichtet" und "hinausgeworfen", und er hat über Jesus selbst "keine Macht" (vgl. Joh 12,31; 16,11; 14,30).

Im heutigen Text aus dem Lukasevangelium geht es um weit mehr als um irgendwelchen ärgerlichen Kleinkram. Wir werden darin auch nicht zu einem bestimmten Handeln ermahnt, es heißt allerdings, wir sollten bereits in den kleinsten Dingen zuverlässig sein. Dabei geht es um eine innere Weichenstellung, um das schon oft erwähnte "Umdenken". Dem Text wird gerecht, wer sich neu die grundlegende Frage stellt: Was ist für mich das letzte Ziel? Was bedeutet es für mein Leben und auch für mein Handeln, wenn das Wichtigste mir die ewige Wirklichkeit jenes Reiches ist, das "nicht von dieser Welt" ist (vgl. Joh 18,36), jenes Königreichs Christi, in dem nicht der Fürst Mammon herrscht, sondern Gott allein mit der ganzen Fülle seines Lebens und seiner Liebe?

Zum 26. Sonntag im Jahreskreis

(Am 6,1.4-7 / 1 Tim 6,11-16 / Lk 16,19-31)

Wenn bei uns in Beuron ein Mönch gestorben ist und der letzte Weg zum Friedhof beginnt, stimmen die Kantoren eine einprägsame Antiphon an, sie ist schon in Handschriften des 7./8. Jahrhunderts bezeugt:

In paradisum deducant te angeli – "Ins Paradies mögen Engel dich geleiten, bei deiner Ankunft die Märtyrer dich empfangen

und dich führen in die heilige Stadt Jerusalem. Der Chor der Engel möge dich empfangen, und mit Lazarus, dem einst armen, mögest du ewige Ruhe haben."

Im Hinblick auf das Evangelium am heutigen 26. Sonntag im Jahreskreis ist mir das Bild in den beiden letzten Zeilen wichtig; der lateinische Text lautet:

et cum Lazaro, quondam paupere, æternam habeas requiem.

Diese Worte beziehen sich auf das heutige Gleichnis vom reichen Prasser und armen Lazarus, der von Engeln "in Abrahams Schoß getragen" wird (Lk 16,22). Im folgenden Text frage ich deshalb, ob die neuere Erklärung haltbar ist, nach der "Abrahams Schoß" den "Ehrenplatz" an einer festlichen Tafel bezeichnet.

Im Evangelium vom reichen Prasser und dem armen Lazarus heißt es: "Als nun der Arme starb, wurde er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen" (Lk 16,22). In neuerer Zeit ist umstritten ist, wie das Bild vom "Schoß Abrahams" zu verstehen ist. Vom Zusammenhang her ist klar, dass gemeint sein muss: Er kam in den Himmel. Doch warum wurde dieses Bild gebraucht, um das auszusagen?

Im griechischen Text steht für "Schoß" das Wort *kólpos*, das ein sehr weites Bedeutungsspektrum hat. Geographisch steht es für den "Meerbusen" oder einfach die "Bucht", so in Apg 27,39, wo die Matrosen nach dem nächtlichen Seesturm morgens "eine Bucht" anlaufen. Dann steht es für den durch den Gürtel gebildeten "Gewandbausch", aus dem etwa Mose seine Hand zieht (Ex 4,6-7). Auch für "Buchten" am menschlichen Körper wird das Wort gebraucht. So drückt Noomi freudig das neugeborene Kind ihrer Schwiegertochter Rut "an ihre Brust" (Rut 4,16). Auch steht *kólpos* für "das Sein im Schoß", also das engste Zusammensein von Mann und Frau, so z.B. in Dtn 13,7. Und noch in einem anderen Zusammenhang, der uns, die immer sitzend essen, nicht geläufig ist, wird *kólpos* gebraucht: Beim antiken Gelage – daher der Name – lag man so nebeneinander, dass man sich auf den linken Ellenbogen stützte. Dabei kam Ehrengast, der rechts vom Gastgeber lag, sozusagen in dessen "Schoß" zu liegen, so der Lieblingsjünger Jesu (Joh 13,23). Diese Stelle wird allerdings oft übersetzt mit "an der Seite Jesu" oder "an der Brust Jesu".

Interessanterweise ziehen gleich mehrere moderne Kommentare nicht nur Mt 8,11, sondern auch diesen Vers zur Deutung unserer Abraham-Stelle heran. Der Sinn von "im Schoß Abrahams" wäre dann: Lazarus wurde von den Engeln auf "den Ehrenplatz" an der himmlischen Festtafel getragen. Dabei kommt *kólpos* im Johannesevangelium nur an zwei Stellen vor, und an der ersten hat es sicher eine andere Bedeutung, die m.E. zur Deutung der Abraham-Stelle viel naheliegender wäre: Am Schluss des Johannesprologs wird von Jesus gesagt: "Der einziggeborene Gott, der im Schoß des Vaters ist" (Joh 1,18). Schon Origenes hat im 2./3. Jh. den Lazarus-Text von dieser Stelle her gedeutet (Heither/Reemts. Abraham. Münster 2005, hier S. 224).

Auch am Fest des heiligen Martinus scheint eine Antiphon das Wort "Schoß" in dem uns geläufigen Sinn, nicht aber im Sinn von "Ehrenplatz" zu verstehen, der lateinische Text lautet: *Martinus Abrahae sinu laetus excipitur* – "Freudig wird Martinus im Schoß Abrahams aufgenommen …".

Diese beliebte Sicht auf den Schoß Abrahams findet sich auch in der dritten Strophe des Kirchenlieds "Herzlich lieb ich dich, o Herr", Johann Sebastian Bach hat sie an den Schuss seiner Johannespassion gestellt:

"Ach Herr, lass dein lieb' Engelein Am letzten End die Seele mein In Abrahams Schoß tragen."

Doch all diese Deutungen scheinen mir letztlich nicht das Wesentliche zu treffen – wie das Bild des armen Lazarus "im Schoß Abrahams" richtig zu verstehen wäre, wurde mir klar beim Besuch im oberägyptischen Abu Simpel. Die weit über lebensgroßen Statuen des Pharao Ramses zeigen auf dessen

Dreiecksschurz eine Unzahl von kleinen Menschenköpfen. Das sind die Nachkommen, die alle schon "in seinem Schoß" da sind. Auch der Evangelist Lukas sieht Abraham in solcher altorientalischen Weise als den großen himmlischen Vater, in dessen Schoß schon der "Same" aller Glaubenden, aller wahren "Kinder Abrahams" wartet (vgl. Joh 8,37.39; Gal 3,7 und Lk 1,55).

Ganz in diesem Sinn wird Lazarus "in Abrahams Schoß" auch dargestellt auf einer alten Ikone im Katharinenkloster am Sinai (Ikone 439). Sie zeigt das Jüngste Gericht; oben thront Christus von Engelchören umgeben, in der unteren rechten Bildhälfte sind die Verdammten und unten links das Paradies dargestellt. Dort sieht man unter der Gottesmutter auf einem Polstersitz Abraham und auf dessen Knien, wie ein Kind, den kleinen Lazarus.

Das Evangelium des 26. Sonntags im Jahreskreis sagt also: Lazarus darf dorthin zurückkehren, von wo er ausgegangen ist, zu Gottvater. Lukas gebraucht für den unsichtbaren Schöpfer das Bild von Abrahams Schoß. Seit wir wissen, dass nicht nur der Same des Mannes für die Entstehung eines Kindes wichtig ist, sondern die Eizelle der Frau eine noch größere Bedeutung hat, fällt es uns schwer zu erkennen, warum dieses biologisch überholte biblische Bild ein Schlüssel zum Verständnis der Abraham-Stelle ist. Doch wenn wir uns klar machen, was es eigentlich meint, ist es noch schwerer das Gemeinte mit anderen Worten auszudrücken, zumal wir von Ewigem kaum anders als in Bildern reden können, etwa wenn wir sagen, dort würden unsere Tränen abgewischt (vgl. Offb 7,17; 21,4). Am ehesten treffen wir vielleicht das Wesentliche am Bild des Lazarus in Abrahams Schoß mit diesem zeitgemäßeren Bild: Auch wir hoffen nach allem irdischen Leid zurückkehren zu dürfen in den mütterlichen Schoß, von dem wir ausgegangen sind, nämlich in "die Liebe Gottes" (vgl. 2 Kor 13,13).

Zum 27. Sonntag im Jahreskreis

(Hab 1,2-3;2,2-4 / 2 Tim 1,6-8.13-14 / Lk 17,5-10)

Die folgende Einführung zum 27. Sonntag enthält nicht ganz einfache Gedanken über das Frühjudentum, also die fünf letzten, so wichtigen Jahrhunderte vor den neutestamentlichen Ereignissen. Damit die Ausführungen nicht "in der Luft hängen", liefere ich Ihnen gleichsam vier Kleiderhaken, an denen Sie die damalige Weltgeschichte "aufhängen" können:

- 555 vC.: Meder und Perser beginnen ihren Siegeszug von Osten nach Westen, bis sie von den Griechen in den "Perserkriegen" gestoppt werden.
- 444 vC.: Der Staatsmann Perikles regiert in Athen. Die klassische griechische Baukunst und die Dichtung der Dramen erleben ihre Blütezeit.
- 333 vC.: "Drei, drei bei Issos Keilerei": Alexander d.Gr. besiegt die Perser, der Osten wird hellenistisch und spricht von jetzt an griechisch.
- 202 vC. (nicht 222!): Das Datum ist wenigen bekannt, aber für die biblische Entwicklung besonders wichtig; der Merkspruch "Zama o Zama" verweist auf die Schlacht von Zama bei Karthago, die letzte Schlacht der punischen Krieg bei der die Römer die Herrschaft über das östliche Mittelmeer gewannen. Der Osten wird römisch-hellenistisch.

Der Beginn des Christentums fällt also in den letzten Abschnitt des Frühjudentums und ist geistig nur vor diesem Hintergrund zu begreifen. –

Am 27. Sonntag im Jahreskreis ist die 1. Lesung aus dem kleinen, nur drei Kapitel umfassenden Buch des Propheten Habakuk gewählt, das im 6. Jh. vC. entstand. Es bietet die Gelegenheit an einem Beispiel zu zeigen, wie wichtig die frühjüdische Literatur für die Entwicklung des Neuen Testaments wird. – Mit der Rückkehr des Stammes Juda (nicht mehr aller zwölf Stämme) aus dem babylonischen Exil nach Palästina begann das "Judentum"; unter "frühjüdischer Literatur" oder den "frühjüdischen Schriften" versteht man heute alle Texte, die nach dem Exil, d.h. in der "Zeit des Zweiten Tempels" (515 vC. bis 70 nC.) entstanden sind – ganz unabhängig von der Frage, ob sie in einen Kanon aufgenommen wurden.

Dem Buch Habakuk wurde in der neutestamentlichen Exegese früher nur deshalb Aufmerksamkeit gewidmet, weil es im Römerbrief so zitiert wird: "Der aus Glauben Gerechte wird leben" (ho de dikaios ek pisteos zäsetai, – Röm 1,17; Gal 3,11; vgl. Hebr 10,38). In der ersten Lesung des heutigen Sonntags lesen wir allerdings nach dem hebräischen Text: "Sieh her: Wer nicht rechtschaffen ist, schwindet dahin, der Gerechte aber bleibt wegen seiner Treue am Leben" (Hab 2,4). Wie kam es zu diesem Wandel nicht nur des Wortlauts, sondern auch des Inhalts?

Das Buch Habakuk war auf Hebräisch verfasst worden; es entstand, wie oben erwähnt, im 6. Jahrhundert vC. Doch dann kam im 3./2. Jahrhundert vC. ein wichtiger Schritt hin zu einem gewandelten Verständnis; damals wurde der hebräische Text von den "Siebzig" (jüdischen Gelehrten) ins Griechische übersetzt und nach ihnen wurde die Übersetzung Septuaginta (in römischen Zahlen LXX) genannt. Die Septuaginta gehört also auch zur frühjüdischen Literatur. In dieser griechischen Übersetzung wurde das hebräische Wort "Treue" zum "Glauben" – ein Wort, das im hebräischen Alten Testament unbekannt war.

Das Wort "Glaube", auf griechisch pistis, trat also an die Stelle des Wortes "Treue", auf hebräisch ämunah. In der griechischen Übersetzung der LXX lautet Hab 2,4 nun so: "Der Gerechte aber wird aus meinem Glauben (ek pisteos mou) leben." Gemeint ist damit: "... aufgrund meiner Treue [also der Treue Gottes] am Leben bleiben." Neu ist an dieser Übersetzung also nicht nur das Wort "Glaube", sondern auch die Interpretation der Übersetzer, dass es um die Treue Gottes geht, nicht um die Treue des Gerechten.

Ein weiterer, vor 1950 unbekannter Faktor ist die Auslegung des Buches Habakuk gegen Ende des 2. Jahrhunderts vC. durch die Mönche, die sich in die Wüste am Nordwest-Eck des Toten Meers (siehe Foto), nach Qumran, zurückgezogen hatten und dort die Endzeit erwarteten. Die Entdeckung der frühjüdischen Schriftrollen von Qumran um 1950 hat der Exegese viele neue Einblicke in die geistige Welt des Frühjudentums geschenkt, so auch einen Habakuk-Kommentar.



Abb. 17: Qumran, "Höhle 1": Hier wurde 1947 der Habakuk-Kommentar (1QpHab) gefunden. Die runde Originalöffnung der Höhle ist durch einen weißen Pfeil gekennzeichnet. Unterhalb des Originaleingangs ist die große Öffnung zu sehen, die später zur Erforschung der Höhle aufgehauen wurde. – Im Hintergrund rechts das Nordende des Toten Meers. Foto 1974.

In dieser Lederrolle ist Vers für Vers der in der Gemeinschaft von Qumran beliebte Habakuk-Text mit seinen Erwartungen für die Endzeit erklärt. Die Rolle wird mit der Abkürzung 1QpHab bezeichnet,

was bedeutet: Die Rolle wurde in der <u>1</u>. Höhle von <u>Q</u>umran gefunden und enthält den <u>P</u>éscher (das ist, ähnlich wie ein *Midrásch*, eine jüdische Art von Schriftmeditation) zum Buch <u>Hab</u>akuk. Der Führer der Gemeinschaft von Qumran wurde "Lehrer der Gerechtigkeit" genannt (sinngemäß: "der heilige Lehrer") genannt. Und im Hinblick auf ihn persönlich wird nun unser Vers Hab 2,4 so erklärt: "Seine Deutung bezieht sich auf alle Täter des Gesetzes im Hause Juda, die Gott erretten wird aus dem Hause des Gerichtes um ihrer Mühsal und ihrer Treue willen zum Lehrer der Gerechtigkeit." Offensichtlich beruht die Auslegung von 1QpHab auf der hebräischen Fassung des Textes, die wir auch heute in der Lesung hören: "... der Gerechte bleibt aber wegen seiner Treue am Leben". In 1QpHab wird diese Treue interpretiert als "Treue ... zum Lehrer der Gerechtigkeit". Die "Treue" wird hier also einer irdischen Person entgegen gebracht; die Septuaginta dagegen übersetzte, wie oben dargestellt, mit "mein Glaube", verstanden im Sinne von Gottes Zuverlässigkeit.

Wenn wir nun diese zwei Fakten zusammenbringen, nämlich das Wort "Glaube" in der LXX und die persönliche Anwendung in der Deutung von Qumran, ist es kein großer Schritt mehr bis zu der christlichen Form, in der Paulus den Habakuk-Vers zitiert; Paulus spricht von dem "aus Glauben Gerechten" im Hinblick auf Jesus und auf sein Evangelium. An die Römer schreibt er: "Denn im Evangelium wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart aus Glauben zum Glauben, wie es in der Schrift heißt: Der aus Glauben Gerechte wird leben" (Röm 1,17).

Die Entwicklung bis hierher kann man also wie einen Dreisprung sehen: Gott – Lehrer der Gerechtigkeit – Christus. Denn dass Paulus zu seiner christologischen Deutung gefunden hätte ohne die persönliche Zwischenstufe der Deutung auf den Lehrer der Gerechtigkeit in Qumran, lässt sich mit Recht bezweifeln.

An dieser Stelle konnte es natürlich nicht darum gehen, alle Probleme des Habakuk-Zitats in Röm 1,17 zu nennen. Das Beispiel sollte einfach zeigen: Die frühjüdischen Schriften eröffnen uns wesentliche Hinweise, um unser Neues Testament besser zu verstehen. Wir sollten die Kenntnisse über diese Literatur dankbar pflegen.

Was das hebräische Buch Habakuk selbst betrifft, so gehört es übrigens in allen christlichen Konfessionen zum festen Bestand des biblischen Kanons.

Zum 28. Sonntag im Jahreskreis⁶

(2 Kön 5,14-17 / 2 Tim 2,8-13 / Lk 17,11-19)

Im Evangelium wird der dankbare Glaube des geheilten Samariters geschildert – von zehn geheilten Aussätzigen war nur er zurückgekehrt, um Jesus zu danken. Ihm wird in der alttestamentlichen Lesung der Syrer Náaman zur Seite gestellt, der von dem Propheten Elischa vom Aussatz geheilt wird und ihm ein Dankgeschenk überreichen will, bevor er gläubig nach Damaskus zurückkehrt. Leider werden in der heutigen Sonntagslesung die kostbaren letzten beiden Verse (2 Kön 5,18f) weggelassen. Bei Reisen in früheren Jahren habe ich in Damaskus im alten Tempel des Rimmon, der in der heutigen Lesung erwähnt wird, der späteren Johannesbasilika und heutigen großen Moschee, den ganzen Text vorgelesen: Náaman bat den Gottesmann Elischa zwei Maultierlasten Erde aus Israel mitnehmen zu dürfen, damit er auch in Damaskus den HERRN Israels immer auf eigenem Grund und Boden anbeten kann – allerdings mit einer Ausnahme: "Wenn mein Herr zur Anbetung in den Tempel Rimmons geht, stützt er sich dort auf meinen Arm. Ich muss mich dann im Tempel Rimmons niederwerfen, wenn er sich dort niederwirft. Dann möge das YHWH, der Herr, deinem Knecht verzeihen" (2 Kön 5,18).

Der Text zum 28. Sonntag im Jahreskreis wurde am 6. Oktober 2016 von einem Mitbruder über die Maillingliste von P. Benedikt verschickt. Der begleitenden Mail ließ P. Benedikt das folgende PS zufügen: "Alle Texte für das Lesejahr C sind vorbereitet. Nachdem der Band zum Lesejahr A im Juli erschienen ist, liegt nun der Zeitpunkt für die Veröffentlichung der Bände B und C beim Verlag. – Ich bin dankbar für die Hilfe beim Verschicken der Mails bisher und in den nächsten Wochen; und ich bin dankbar [nach einem Krankenhausaufenthalt] in Beuron zu sein und bitte ums Gebet für eine gute Sterbestunde." Eine Woche später, am 14. Oktober 2016, konnte er sein Leben in die Hand des HERRN zurückgeben.

Besonders wichtig ist hier die wunderbar großzügige Antwort des Elischa, die keine Vorschriften macht, nicht eigentlich verbietet oder erlaubt und doch die menschliche Not des Náaman ganz ernst nimmt:

"Geh in Frieden!"

Bei der Vorbereitung auf die Habakuk-Lesung (Hab 2,4) des 27. Sonntags in der vergangenen Woche war mir zum ersten Mal richtig bewusst geworden, dass es für das deutsche Hauptwort "Glaube" im hebräischen Alten Testament kein entsprechendes Wort gibt. Im Griechischen gibt es dafür die *pistis*, im Lateinischen die *fides*. Innerhalb der Bibel gehört das Wort "Glaube" ins Neue Testament und scheint dort eng verbunden zu sein mit der Person Jesu.

Im heutigen Evangelium vom 28. Sonntag im Jahreskreis hören wir, wie Jesus zehn Aussätzige heilt und von diesen zehn nur einer, ein Samariter, zurück kommt, um Gott zu danken. Und Jesus sagt zu ihm: "Dein Glaube hat dir geholfen" oder wörtlicher: "Dein Glaube hat dich geheilt" (Lk 17,19).

Der Glaube dieses geheilten Samariters ist offensichtlich etwas anderes als das Fürwahrhalten eines Glaubenssatzes, wie etwa: "Ich glaube, dass es einen Schöpfer des Himmels und der Erde gibt." Oder: "Ich glaube, dass dieser Jesus wahrer Gott und wahrer Mensch ist." Vielmehr bringt der Samariter nicht nur das Vertrauen auf, Jesus um Heilung zu bitten – als er geheilt wird, geht er nicht einfach seines Weges, sondern kehrt um, dankbar und innerlich überwältigt von der Güte Gottes. Und diese Güte Gottes ist ihm in Jesus begegnet, der sich liebevoll um ihn, den verachteten Aussätzigen gekümmert hat. Es heißt: "Mit lauter Stimme lobte er Gott", und er warf sich gleichzeitig dankbar nieder zu Füßen Jesu (vgl. Lk 17,15-16).

Auch in den anderen drei Evangelien wird uns auf je verschiedene Weise von diesem so schwer fassbaren und doch so entscheidenden Ereignis des "Glaubens" gesprochen, bei dem jemand erkennt: Gott begegnet mir im Menschen Jesus. Bei Mattäus zeigen die Gaben der anbetenden Magier, dass sie in dem Kind in der Krippe Gott erkennen und ihn anbeten (vgl. Mt 2,11). Bei Markus sind es – das Beispiel ist für einige sicher unerwartet – ausgerechnet die Dämonen, die wissen, wer Jesus wirklich ist, nämlich "der Heilige Gottes" (vgl. Mk 1,24.34;): Sie sind überzeugt von der Wirklichkeit, dass Jesus Gott ist, aber nicht bereit, entsprechend zu handeln (vgl. auch Jak 2,19). – Und bei Johannes betet der bis dahin immer wieder als skeptisch geschilderte Thomas den Auferstandenen HERRN an: "Mein Herr und mein Gott!" (Joh 20,28). In allen diesen Fällen geht es nicht nur um ein intellektuelles "Verstehen", sondern um ein "Erkennen", das Auswirkungen auf das augenblickliche Handeln und auf das ganze Leben eines Menschen hat. (In theologischer Terminologie wird hier unterschieden zwischen der *fides quae* – dem Inhalt von "Glaubenssätzen" – und der *fides qua* – dem Akt des Glaubens durch das Wirken des Gottesgeistes in uns.)

Kehren wir zurück zu Lukas. Zwar können wir nicht mehr, wie der Samariter, dem Jesus von Nazaret zu Füßen fallen. Doch auch wir haben die Wahl zwischen dem undankbaren Weiterlaufen und dem anstrengenderen Umkehren, um Gott zu danken für empfangene Güte; denn auch wir können uns ehrlich eingestehen, dass wir eigentlich Egoisten sind – oder auf andere Weise gesündigt haben – in biblischer Sprache: abstoßende, eklige Aussätzige sind. Allerdings merkt das nicht jeder – neun Geheilte haben nicht daran gedacht. Wir brauchen nicht Theologie zu studieren, um wie der Samariter glauben zu können. Auch wir können auf diese "untheologische" einfache Art und Weise vernünftig und christlich zum persönlichen Gott finden. Denn seit Gott Mensch geworden ist, gehören Gott suchen, ihn dankbar lieben, dem Geliebten ähnlich werden wollen (vgl. Phil 2,5) und teilhaben dürfen an seiner Beständigkeit und Festigkeit (vgl. Joh 15,5) ganz nah zusammen. Mit dem Samariter erleben wir so die Freude des spezifisch christlichen Glaubens; des Glaubens, der überzeugt ist: In diesem Jesus begegne ich Gott.

Zum 29. Sonntag im Jahreskreis

(Ex 17,8-13 / 2 Tim 3,14-4,2 / Lk 18,1-8)

Wer heute die Worte "Es war einmal" hört, weiß: Jetzt geht es nicht um historischen Daten und Fakten, sondern um ein Märchen – denn wir kennen die "literarische Gattung" des Märchens und wissen, wie sie zu verstehen ist. Auch in den heiligen Schriften gibt es "literarische Gattungen" – doch sie zu erkennen und zu wissen, wie sie verstanden werden sollen, fällt uns oft schwer. Im folgenden Text wird am Beispiel des heutigen Sonntagsevangeliums gezeigt, worauf wir achten müssen um zu erkennen, worauf es ankommt, wenn wir die literarische Gattung "Gleichnis" richtig verstehen wollen.

Wenn meine Schwester ihren Kindern vom "Schneewittchen" erzählte, war mir klar, dass ich nicht fragen durfte, wo die sieben Berge lagen, hinter denen sich das alles ereignete. Denn: Ein "Märchen" wurde erzählt, und in der "literarischen Gattung" eines Märchens haben geographische Fragen nichts zu suchen. – Das wissen wir alle intuitiv und unterscheiden meist ohne weiter darüber nachzudenken zwischen verschiedenen Kunstgattungen, in der bildenden Kunst beispielsweise zwischen einem Foto und einem Gemälde, zwischen einer Skizze und einer Karikatur. Wenn es sich um Literatur handelt, werden wir in einem Roman nicht dieselbe Treue zum Wortlaut der Ansprache erwarten, wie bei einem mitgeschnittenen Interview. Ein historisches Werk ist kein Gebet, und ein Psalmtext etwas anderes als ein Witz.

So kann ein und derselbe Inhalt in verschiedenen Kunstgattungen dargestellt werden, aber wenn das geschieht, verändert sich damit die Aussage. Ein Beispiel soll das verdeutlichen. Wenn ein Politiker, z.B. Adenauer, bildlich dargestellt wird, zeigt ein Foto die genaue geschichtliche Situation, von einem Gemälde sollte eher die Bedeutung des Mannes ausstrahlen, aber es dürfte nicht wie eine Karikatur wirken. Umgekehrt müssten die wenigen Striche einer Karikatur diese sofort als solche erkennbar machen.

Auch in den heiligen Schriften gibt es "literarische Gattungen"; seit Papst Pius XII. (+ 1958) wird ausdrücklich empfohlen sie bei der Auslegung der Texte zu beachten, wie es etwa in der Germanistik längst üblich ist, etwa bei der Unterscheidung als Drama, Epik oder Lyrik. So ist etwa die Angabe des Alters von Adam bzw. der ebenfalls jahrhundertealten Stammväter (vgl. Gen 5,3-32) eine Eigenart der Literatur des Zweistromlandes und darf nicht mit unseren Kalendervorstellungen verwechselt werden. Ähnliches gilt auch für die neutestamentlichen Schriften. Die Päpstliche Bibelkommission veröffentlichte 1964 in diesem Sinn die Unterweisung "Über die historische Wahrheit der Evangelien".

Auch "Gleichnisse", wie der Evangelientext des heutigen 29. Sonntags, sind eine literarische Gattung. Doch anders als z.B. bei einem Märchen – bei dem wir auf Anhieb wissen, dass die Frage nach der Geographie der sieben Berge fehl am Platz wäre – ist uns bei einem Gleichnis zunächst nicht sofort klar, worauf man zu achten hat, was für das Verständnis wichtig oder unwichtig ist. Hinzu kommt, dass die Evangelisten jeweils ihre spezifischen Eigenheiten in der Schilderung mitbringen.

Das Gleichnis von der aufdringlichen Witwe, die den ungerechten Richter so lange bedrängt, bis er sich ihres Falls annimmt, ist bezeichnend für das Evangelium nach Lukas. Soetwas "kann" bei keinem anderen Evangelisten stehen. Lukas will dabei kein historisches Ereignis berichten, weder hier noch beim barmherzigen Samariter noch beim verlorenen Sohn. Wer das weiß, wird vom Wortlaut kaum befremdet sein, eher wird er schmunzeln über den köstlichen Humor dieses Evangelisten. –

Lukas schreibt alle Teile seines Doppelwerks zwar auf griechisch, doch sein Stil ist in der Apostelgeschichte anders als im Evangelium, und sowohl hier wie dort gibt es Stellen, an denen er historisch sehr ernst genommen werden will, so wenn er zu Beginn des 3. Kapitels seines Evangeliums genaue Daten angibt beginnt: "Es war im fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius …" (Lk 3,1-3). Doch an anderen Stellen kommt es ihm darauf an die Theologie, um die es in einem bestimmten Gleichnis geht, einprägsam und verständlich zu machen.

Im Evangelientext des heutigen 29. Sonntags erfahren wir gleich zu Beginn, dass dieses Gleichnis gelehrt wird, um uns daran zu erinnern, dass wir "allezeit beten und darin nicht nachlassen sollten" (Lk 18,1). Und abschließend ist nochmals von den Auserwählten die Rede, "die Tag und Nacht zu ihm [Gott] schreien" (Lk 18,7).

Bei den Einzelheiten liebt es Lukas, sie anschaulich und für uns unvergesslich auszumalen. So ist der Beweggrund für den Richter, der Witwe zu ihrem Recht zu verhelfen: Er möchte seine Ruhe haben (vgl. Lk 18,5). Die Witwe dagegen schildert Lukas noch so rüstig und geradezu draufgängerisch, dass der Richter befürchtet, von ihr "ins Gesicht" geschlagen zu werden. Im Griechischen steht hier das aus dem römischen Faustkampf bekannte Verb *hyp-opiázoö* – "unter die Augen schlagen". Wenn es hier wörtlich verstanden werden darf, kann die Sorge dieses Mannes also mit den Worten wiedergegeben werden: "... dann kommt diese Witwe und schlägt mich k.o." In dieser Formulierung zeigt sich anschaulich der Humor und zugleich die Kunst des Lukas, "des Malers", die Dinge anschaulich und lebendig darzustellen. Andererseits wird gerade hier auch klar, dass im *Genus litterarium*, in der literarischen Gattung der Gleichnisse, die Einzelheiten nicht überbetont, nicht gepresst werden dürfen. In unserem Fall geht es also nicht um die Art, wie wir im Gebet gleichsam mit Gott Faustkämpfe durchführen sollten, sondern darum, dass wir "allezeit beten und darin nicht nachlassen" (Lk 18,1).

Die wichtige Regel Einzelheiten nicht zu pressen gilt auch für andere Gleichnisse, etwa für das Vorgehen des ungerechten Verwalters (vgl. Lk 16,5), um den es am 25. Sonntag im Jahreskreis ging.

Wie im Märchen die Frage nach der Geographie der sieben Berge fehl am Platz wäre, so wäre es auch in einem Gleichnis verkehrt Einzelheiten herauszupicken, etwa wie hartnäckig die Witwe, von der dort erzählt wird, zuschlägt. Denn Gleichnisse" gehören zu einer literarischen Gattung, in der ein großer Gedanke beleuchtet werden soll. Neben ihm spielen die Einzelheiten kaum eine Rolle, sie wollen der Hauptsache untergeordnet werden.

Richtig haben wir verstanden, wozu im Gleichnis des heutigen 29. Sonntags gemahnt wurde, wenn wir uns statt der Einzelheiten die Grundhaltung, das inständige Beten, zu eigen machen.

Zum 30. Sonntag im Jahreskreis

(Sir 35,15b-17.20-22a / 2 Tim 4,6-8.16-18 / Lk 18,9-14)

Im heutigen Abschnitt aus dem Lukasevangelium geht es um einen Pharisäer und um einen Zöllner, die im Tempel beten; man könnte auch sagen: um Selbsterhöhung und Selbsterniedrigung. Die Selbsterhöhung des Pharisäers war wohl für die Zeitgenossen Jesu ebenso leicht zu erkennen wie für uns heute – doch heute würde wohl kaum noch jemand so beten wie der Pharisäer. Worin liegt für uns heute die Gefahr der Selbsterhöhung? Darum geht es im folgenden Text.

Am heutigen 30. Sonntag im Jahreskreis C ist die alttestamentliche Lesung dem Buch Sirach entnommen. Im deutschen Messbuch ist Sir 35,21 übersetzt mit:

"Das Flehen des **Armen** dringt durch die Wolken." Damit sind wir einverstanden und lesen darüber hinweg; denn wir können nicht erkennen, dass die ganze Lesung wegen dieses Satzes ausgewählt wurde. Im lateinischen Messbuch steht er sogar als Überschrift über der Lesung, allerdings in dem folgenden Wortlaut: "*Oratio humiliantis se nubes penetrabit* – Das Gebet dessen, der sich **erniedrigt**, durchdringt die Wolken."

In dieser Form wird klar, dass die alttestamentliche Lesung ausgewählt wurde im Hinblick auf den schuldbewussten Zöllner im Evangelium – der nicht arm ist, sondern sich selbst erniedrigt – und auf den Schlusssatz des Evangelientextes: "Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden ist" (Lk 18,14).

Es ist bedauerlich, dass durch die Übersetzung im deutschen Messbuch das Bindeglied zwischen der alt- und der neutestamentlichen Lesung verloren geht. Hinzu kommt, dass das Beispiel, anhand dessen Selbsterhöhung und Selbsterniedrigung im heutigen Evangelientext über die zwei Beter im Tem-

pel dargestellt wird, nicht mehr unserer heutigen Wirklichkeit entspricht. Wer würde heute schon beten: "Gott, ich danke dir …", und dann aufzählen, wie eifrig er seine religiösen Aufgaben erledigt?

Diese Selbsterhöhung des Pharisäers war für die Zeitgenossen Jesu und auch für uns heute leicht zu erkennen. Doch in letzter Zeit wurde mir mehrmals von einer ganz anderen Art berichtet, wie Menschen sich heute "erhöhen" ohne es überhaupt zu bemerken. Zwar wirkt es auf den ersten Blick richtig, fast erbaulich, wenn jemand bedrückt ist von dem Gedanken, ihm gehe es viel zu gut in einer Welt, die voll ist von Flüchtlingselend, Hunger oder Terror. Doch es macht mich stutzig, wenn daraus gefolgert wird, Gott sei "ungerecht". Ich kann zwar verstehen, wieso jemand so denkt, aber ist dieser Gedanke auch richtig? Wie will man begründen, dass der eigene Maßstab richtig – oder "gerecht" – ist, nach dem man andere beurteilt oder sogar verurteilt? Ja, an dem sogar Gott gemessen wird?

Eine Frage wie: "Wer sind wir Menschen, dass wir uns über den Schöpfer des Himmels und der Erde ein Urteil erlauben?" ist uns völlig fremd geworden. – Ich möchte sie hier ganz bewusst stellen, auch wenn ich weiß, dass das für viele eine Provokation ist. Denn weil das menschliche Denken heute so selbstverständlich von sich selbst ausgeht – mir scheint, wir Menschen haben bei den großen Erfolgen der Wissenschaft vergessen, dass wir dabei nur ent-decken, was ein großer Geist erdacht hat – merken wir gar nicht mehr, wie wenig geeignet dieser Standpunkt dafür ist, die für uns unvorstellbare Größe des Schöpfers messen.

Deshalb scheint mir, dass auch von dem, der meint, Gott sei "ungerecht", der Satz gilt, der im Neuen Testament so oft wiederholt wird: "Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden…" – Vielen ist wahrscheinlich gar nicht bewusst, dass unser eigener Maßstab hier nicht angemessen ist.

Der große König David betete ganz anders, er sah die Gesamtsituation viel richtiger:

"Herr, was ist der Mensch, dass du dich um ihn kümmerst, des Menschen Kind, dass du es beachtest? Der Mensch gleicht einem Hauch, seine Tage sind wie ein flüchtiger Schatten" (Ps 144.3f).

Zum 31. Sonntag im Jahreskreis

(Weish 11,22-12,2 / 2 Thess 1,11-2,2 / Lk 19,1-10)

Am 31. Sonntag im Jahreskreis berichtet uns das Lukasevangelium, wie Jesus durch Jericho kommt, kurz vor seinem Einzug in Jerusalem (vgl. Lk 19,28). An dieser Stelle erreicht das dritte Evangelium einen ersten Höhepunkt. Im folgenden Text geht es darum, was der Evangelist Lukas an dieser entscheidenden Stelle besonders hervorheben will: Das Erbarmen Gottes, der nicht nur zu Zachäus, sondern auch zu uns herabsteigen will.

Jerusalem und Jericho sind wie zwei Pole, die sich abstoßen oder auch anziehen. Das gilt vom verschiedenen Klima der oft kalten Stadt Jerusalem auf dem Berg und der über tausend Meter tiefer liegenden Oasenstadt Jericho mit ihrer tropischen Vegetation ebenso wie vom geistigen Unterschied zwischen der Stadt mit dem Tempel und dem Ort im schwülen Jordangraben, wo sich seit Jahrtausenden die großen Handelsrouten kreuzen.

Um dieses Phänomen Jericho hautnah zu erleben, beschlossen einige Studierende, die um 1980 ein Studienjahr in Israel verbrachten, an einem Wochenende von Jerusalem hinunter zu wandern nach Jericho und von dort sonntags wieder heraufzusteigen – wo wir am Abend, spät in der Dunkelheit auch gut zurückkamen. Am Samstag Abend hatten wir übernachtet im Flussbett des Wadi Kelt mit seinem weichen Sand. Nur wenige Meter entfernt von unserem Lagerplatz befanden sich auf den Ufern die Reste des neutestamentlichen oder herodianischen Jericho, das erst seit einem Jahrzehnt sorgfältig ausgegraben war. Die alte Straße führte südlich des Wadis, in dem wir lagen, hinauf nach Jerusalem. Wir waren in unsere Schlafsäcke geschlüpft und lasen uns vor, was sich auf dieser Straße ereignet hatte.



Abb. 18: Jericho, Stuckleiste, die sich an der oberen inneren Kante eines Raumes befand, der mit hellenistischem Geschmack ausgestattet war. Fotografiert an der Fundstelle im hasmonäischen Palastteil am 26. November 1983.



Abb. 19: Jericho der neutestamentlichen Zeit: Rest einer Wandbemalung, deren Farben noch erstaunlich gut erhalten sind. Sie vermitteln einen Eindruck vom Lebensstil der Menschen, die in diesen Zimmern wohnten. (Der Kugelschreiber ist nur als Maßstab beigelegt.) Fotografiert an der Fundstelle am 24. November 1979.

Nach Markus heilte Jesus – historisch sicher richtiger – am westlichen Ortsausgang den blinden Bartimäus (vgl. Mk 10,46). Lukas dagegen stellt um: Er lässt Jesus den Blinden schon am Ortseingang im Osten von Jericho heilen (vgl. Lk 18,35). Warum? Durch die "Verlegung" der Blindenheilung wird bei Lukas die Übernachtung Jesu beim sündigen Oberzöllner das letzte und wichtigste Ereignis in Jericho.

So wichtig war also für Lukas die Steigerung seines Grundgedankens: In Jesus ist Gott nicht nur Mensch, sondern für uns sündige Menschen sogar zum Nächsten geworden.

Nun folgt bei Lukas der Text, den wir im heutigen Sonntagsevangelium hören. Lassen Sie uns diesen Evangelientext noch etwas genauer betrachten, in dem Jesus durch Jericho kommt, kurz vor seinem Einzug in Jerusalem (vgl. Lk 19,28). An dieser Stelle nämlich erreicht das dritte Evangelium einen ersten Höhepunkt, bevor der HERR zwischen "Verbrechern" stirbt (Lk 23,39-43): Der Evangelist erzählt anschaulich, wie Jesus nicht nur bei einem Sünder übernachtet, überdies ist dieser Sünder auch noch sehr reich ist. Im vergangenen 20. Jahrhundert wurde noch allgemein angenommen, Jesus habe bei seiner öffentlichen Tätigkeit hellenistische, also griechisch geprägte Städte gemieden, denn das das Betreten solcher Städte wurde als gottlos betrachtet. Aber seit 1973 machten die Ausgrabungen von Ehud Netzer immer deutlicher, wie römisch-hellenistisch das Jericho war, durch das Jesus nicht nur durchwanderte, sondern in dem er sogar übernachtete; die beiden Abbildungen auf der vorigen und auf dieser Seite sollen das belegen.

Als Grund für sein schon für seine Zeitgenossen schwer verständliches Einkehren bei dem reichen Zachäus nennt Jesus nicht dessen besondere Verdienste, sondern seine eigene Absicht: "Der Menschensohn ist gekommen um zu suchen und zu retten, was verloren war" (Lk 19,10).

In der ersten, in der alttestamentlichen Lesung, die aus der jüngsten Schrift des Alten Bundes ausgewählt ist, aus dem Buch der Weisheit, wird über Gottes Wirken schon ganz Ähnliches ausgesagt: "Du hast mit allen Erbarmen, weil du alles vermagst" (Weish 11,23). Mit anderen Worten: Das Evangelium, die frohe Botschaft, die sich im Alten Bund bereits ankündigte, lautet seit der Zeit des Neuen Bundes: In Jesus ist dieser mächtige HERR, der "alles vermag", als Mensch zu uns gekommen.

Denn mit all unseren Anstrengungen können wir nicht zu Gott hinaufsteigen (vgl. Joh 3,13) – doch ihn drängt es in seiner Allmacht, sich zu erbarmen. Schon bei den Menschen sind nur große Persönlichkeiten fähig sich zu schwachen "herabzulassen". Viel mehr gilt das bei Gott, von dem der Psalmist so spricht: "Der Herr ist gütig zu allen, sein Erbarmen waltet über all seinen Werken" (Ps 145,9). Oder noch deutlicher in einem alten Tagesgebet: "Gott, der du deine Allmacht vor allem im Erbarmen und Verzeihen offenbarst" (Deus qui potentiam tuam parcendo maxime et miserando manifestas). Diese Allmacht, die sich vor allem in seinem Erbarmen offenbart, ist also der Grund dafür, warum er herabsteigen will, nicht nur bei Zachäus, sondern auch zu uns.

Wenn es nur nicht so schwer wäre den HERRN zu erkennen und ihm "die Tür zu öffnen", sich ihm zu öffnen. Denn vielleicht will er bei einem von uns an diesem Sonntag eintreten (vgl. Offb 3,20).

Zum 32. Sonntag im Jahreskreis

(2 Makk 7,1-2.7a.9-14 / 2Thess 2,16-3,5 / Lk 20,27-38)

Im heutigen Evangelium antwortet Jesus auf eine Fangfrage der Sadduzäer, die Verstorbenen würden nicht mehr heiraten; denn sie werden sein "so wie Engel" – diese Wendung gebrauchen Mattäus und Markus. Lukas allein benutzt dafür ein seltenes Wort, das der Septuaginta⁷ fremd ist und im ganzen Neuen Testament nur bei Lukas und nur im heutigen Evangelienabschnitt ein einziges Mal vorkommt: Die Verstorbenen werden "engelgleich" sein (griechisch: is-ángeloi – Lk 20,36). Das Wort ist eine der wenigen Stellen, die überhaupt etwas über unseren Zustand nach dem Tod aussagen. Sicher wurde sie von asketischen Kreisen in der frühen Kirche falsch interpretiert, die schon auf Erden versuchten "engelgleich" zu leben, das als enthaltsam verstanden und dabei den Ehestand abwerteten. Doch der Text spricht ja von unserem Zustand nach dem irdischen Tod – und er setzt dabei eine gewisse Kenntnis von dem voraus, was "Engel" sind: Sie werden nicht als geflügelte Wesen geschildert, und sie bringen hier auch keine himmlischen Botschaften zu den Menschen. Ihre vordringliche Aufgabe ist es Gott zu dienen und ihn zu loben.

"Was kommt nach meinem Tod?" Um diese Frage geht es in den folgenden Überlegungen.

In diesen Wochen, in denen uns die fallenden Blätter ans Sterben erinnern, liegt für den Menschen die Frage nahe: Was kommt nach meinem Tod? Auch in den Büchern der Bibel, die ja im Laufe vieler Jahrhunderte entstanden sind, wurde in verschiedener Weise über das nachgedacht, was nach unserem Tod kommt.

In den vorexilischen Büchern ab David (1000 v.C.) lesen wir oft: "Und er wurde bei seinen Vätern beigesetzt" (z.B. 1 Kön 15,8). Diesen Ort "bei den Vätern" stellte man sich ein Schattenreich vor, hebräisch die *scheól*, in der niemand mehr Gott loben kann: "Tote können den Herrn nicht mehr loben, / keiner, der ins Schweigen hinabfuhr" (vgl. Ps 115,17). (Gegen eine so enge, zeitgebundene Ansicht betont Jesus im heutigen Evangelium den "Gott der Lebenden", Lk 20,38.)

Nach dem Babylonischen Exil, vor allem seit dem 2. Jahrhundert v.C. sprechen mehrere Texte von der Hoffnung auf eine "Auferstehung", griechisch *anástasis*, wobei der auferstandene Körper als eine Wiederherstellung des gesunden Menschen gedacht wurde. Ganz in diesem Sinne sagt der dritte der sieben makkabäischen Brüder in der morgigen alttestamentlichen Lesung: Die Hände, die ihm abgehackt werden sollen, habe er vom Himmel erhalten, und "von ihm hoffe ich sie wiederzuerlangen". Und der vierte bekennt: "Gott hat uns die Hoffnung gegeben, dass er uns wieder auferweckt" (2 Makk 7,11.14).

Unter den jüdischen Parteien zur Zeit Jesu lehnten die Sadduzäer, die liberale Priester-Partei, solche Auferstehungshoffnungen ab, wogegen die frommen Pharisäer der gesetzestreuen Laien-Partei sie bejahten (vgl. Apg 23,6-8). Das ist der geistesgeschichtliche Hintergrund des für uns schwer verständlichen Evangeliums an diesem 32. Sonntag im Jahreskreis: Die Sadduzäer wollen sich über die mate-

⁷ Zur Septuaginta, der Übersetzung des Alten Testaments durch Juden ins Griechische, finden Sie im Text zum 27. Sonntag im Jahreskreis eine genauere Erläuterung.

rialistische Auferstehungshoffnung der Pharisäer lustig machen, wenn sie Jesus danach fragen, mit wem eine Frau, die nacheinander mit sieben Brüdern verheiratet war, nach der Auferstehung verheiratet sein wird. Jesus argumentiert ihnen gegenüber mit dem alten Buch Exodus; denn die fünf Bücher des Pentateuch wurden auch von den liberalen Sadduzäern anerkannt. Jesus weist sie darauf hin, dass schon Mose "in der Geschichte vom Dornbusch" den "Herrn den Gott Abrahams, den Gott Isaaks und den Gott Jakobs nennt" (Lk 20,37). Wenn er aber der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist, dann hat deren Leben nicht einfach aufgehört – Gott ist kein Gott von Menschen im Schattenreich.

Doch noch wichtiger für uns ist das, was Jesus an anderen Stellen ganz neu antwortet auf unsere oben gestellte Frage: Was kommt nach meinem Tod? – So war die Auferstehungshoffnung der Marta in Betanien jener der Makkabäerzeit noch sehr ähnlich: "Ich weiß, dass [Lazarus] auferstehen wird bei der Auferstehung am Letzten Tag." Doch da antwortet Jesus ihr mit etwas ganz Neuem: "Ich bin die Auferstehung und das Leben. Der an mich Glaubende wird, auch wenn er stirbt, leben. Und jeder Lebende und an mich Glaubende [auf griechisch: ho zon kai pistéuon], stirbt auf ewig nicht" (Joh 11,24-26). Treffend wäre es an dieser Stelle, das griechische kai nicht mit "und" zu übersetzen, sondern mit "das heißt", denn so ist es eigentlich hier gemeint: "... jeder Lebende, das heißt, jeder an mich Glaubende stirbt auf ewig nicht".

In diesem Satz sind also "leben" und an Jesus "glauben" gleich gesetzt, etwas ganz Neues und Erstaunliches – da beginnt im Menschen etwas, was Ewigkeitswert hat. Das ist tatsächlich etwas Einmaliges und Einzigartiges.

Für den in Christus Lebenden gibt es also nicht nur das "biologische" Leben, auf griechisch bíos, das mit dem Tod endet. Viel wichtiger ist jenes ganz andere, geistige Leben, das im griechischen Neuen Testament zoä heißt, und zusammenhängt mit der glaubenden Teilhabe an dem von seinem Wesen her einmaligen Leben unseres Herrn Jesus Christus. Diese zoä jedes einzelnen Menschen darf schon jetzt, während unseres irdischen Lebens, als kleiner Rebzweig an dem einen Weinstock aufsprießen (vgl. Joh 15,5). Das bedeutet: **Die zoä hat schon begonnen** und darf im Laufe der Jahre weiter wachsen und sich entfalten. Ein anderes Bild dafür ist: Sie soll anschwellen wie ein Fluss, der nach unserem irdischen Tod endgültig einmündet in das eine ewige Leben bei und mit Gott (vgl. Joh 4,14; 14,6; Röm 6,11).

Zum 33. Sonntag im Jahreskreis

(Mal 3,19-20b / 2 Thess 3,7-12 / Lk 21,5-19)

Dem Text zum heutigen Sonntag ist auf der folgenden Seite ein Foto von 1975 beigefügt; der Blick geht über das Kidrontal zum Ölberg. Von dort aus sahen die Jünger die "schönen Steine" der herodianischen Tempelmauer, die im Evangelientext dieses Sonntags erwähnt werden – fast genauso wie wir sie heute auch noch sehen. Denn die Voraussage, "kein Stein bleibt auf dem andern" ist nicht in Erfüllung gegangen. Oder genauer: Als Lukas sein Evangelium schrieb, hatte – wie ich im Gegensatz zu vielen anderen Exegeten meine – die Zerstörung des Tempels von Jerusalem im Jahre 70 nC. noch nicht stattgefunden. Lukas konnte die Ereignisse noch nicht schildern.

Und wie ist es mit dem "Weltuntergang", um den es im heutigen Evangelium danach geht? Ihn haben auch wir noch nicht erlebt; in diesem Fall sind auch wir noch ganz auf Vermutungen angewiesen – davon ausführlicher im folgenden Text.

Wenn die Reden Jesu über die Endzeit gelesen werden, geht bald das Kirchenjahr zu Ende, wir denken schon an den 1. Adventssonntag.

Am heutigen vorletzten Sonntag im Lesejahr C, dem Lukasjahr, hängt die Auslegung von einer grundsätzlichen Entscheidung ab, die ich im ersten Abschnitt behandeln werde: Entstand das Lukasevangelium vor oder nach 70 n.C., also vor oder nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem? Dabei werde ich auch die noch heute bestehenden Teile der Tempelmauer des Königs Herodes des Großen be-

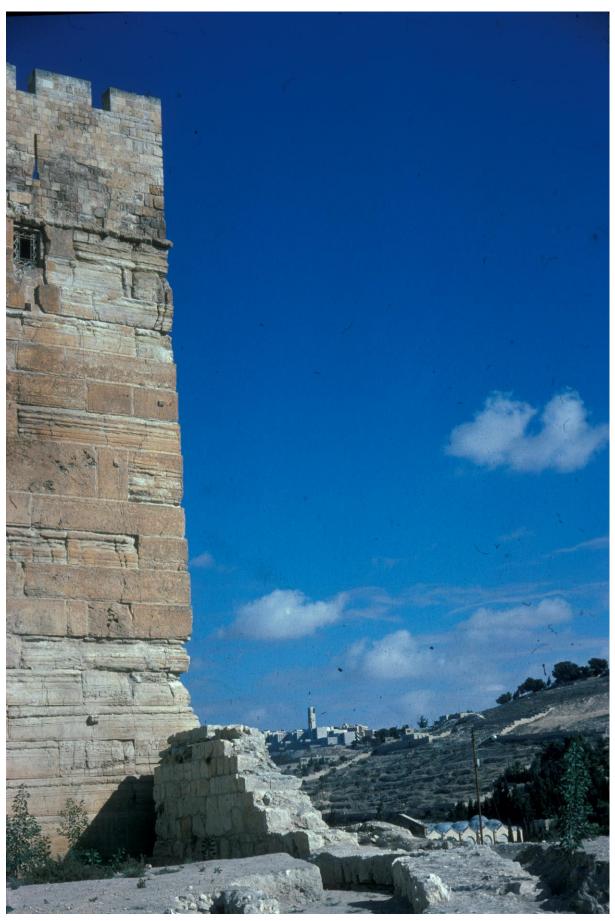
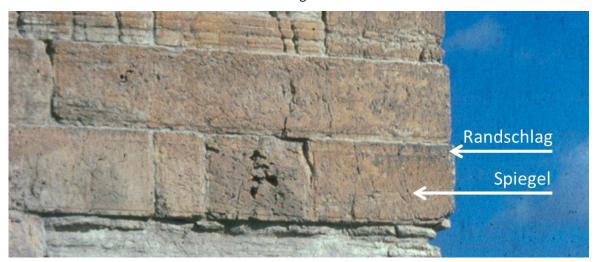


Abb. 20: Jerusalem, Blick vom Süd-Ost-Eck der herodianischen Tempelmauer über das Kidrontal hinüber zum Ölberg (Foto vom 27. Okt. 1975).

rücksichtigen, die auf dem Foto auf der vorigen Seite gut zu sehen sind. Danach will ich auf das sogenannte "Weltende" eingehen.

Manche Kommentare zum Lukasevangelium glauben bei der Beschreibung der Zerstörung des Tempels in Jerusalem und des Weltuntergangs einen deutlichen Unterschied zwischen Lukas einerseits und Mattäus und Markus andererseits erkennen zu können. Weil Lukas später geschrieben habe als die beiden anderen Evangelisten, beschreibe er in zwei kurzen Versen zunächst nur die Zerstörung des Tempels (vgl. Lk 21,5f) und spreche erst danach über das Wann und Wie der Endzeit (ab Lk 21,7). Bei Markus und Mattäus dagegen würden diese beiden Ereignisse angeblich eng zusammengezogen. Die Argumentation überzeugt mich nicht voll. Vor allem ist sie für das bessere Verständnis des Gesamttextes wenig ergiebig; denn letztlich läuft alles auf die Frage nach der Abfassungszeit des Lukasevangeliums hinaus – ist es vor oder nach 70 n.C. entstanden, dem Jahr, in dem Jerusalem (von den Römern) erobert wurde?

Auf dem ganzseitigen Foto auf der vorigen Seite sehen wir links die "schönen Steine" (Lk 21,5), von denen die Jünger im heutigen Evangelium sprechen, und die zur Zeit Jesu allgemein bewundert wurden. Die bis zu 5 Meter langen Quader liegen noch so aufeinander, wie sie Herodes d.Gr. in den vorausgegangenen knapp 50 Jahren (vgl. Joh 2,20) hatte aufeinander schichten lassen. Jeder Stein ist ein Kunstwerk. Die Steinmetze des Herodes haben jeden einzelnen geschmückt mit "Randschlag" – einer Bearbeitung der Kante des Quaders – und "Spiegel" – der "spiegelglatten" Oberfläche; im Bildausschnitt wird auf diese Besonderheiten hingewiesen.



Beim Betrachten des ganzseitigen Fotos geht unser Blick vom Süd-Ost-Eck des Tempels hinüber zum Ölberg. Dort leuchten rechts unten, vor dunklem Schatten, die Kuppeldächer der Getsemani-Kirche, auf der Höhe links hinten liegen die Gebäude der Hebräischen Universität, zwischen den dunklen Bäumen rechts oben erinnert die Kapelle "Dominus flevit" an den Ort, an dem Jesus über Jerusalem weinte (Lk 19,41). Von dort, vom Ölberg aus (vgl. Mk 13,3) bewunderten die Jünger die "schönen Steine" (Lk 21,5), die, wie das Foto zeigt, bis heute hoch aufragen. Denn was der heutige Evangelienabschnitt ankündigt, ist offensichtlich nie eingetreten: Weder wurde "alles niedergerissen", noch blieb "kein Stein auf dem andern" (Lk 21,6). Während nach Ansicht vieler Exegeten Lukas die Zerstörung Jerusalems besonders genau beschrieben hat, habe ich den gegenteiligen Eindruck. Daher verteidige ich die Ansicht: Bei dem Befund der bis in unsere Tage erhaltenen Tempelmauer ist es unwahrscheinlich, dass Lukas erst nach 70 nC. sein Evangelium schrieb und dabei den zerstörten Tempelbereich so ungenau beschrieben hat.

Unmittelbar nach diesen Versen beginnt ein neuer Abschnitt mit der unvermittelten Frage: "Meister, wann wird das geschehen …" (Lk 21,7). Der folgende Text zeichnet eine recht düstere Zukunft. Haben wir uns wirklich auf eine solche Zukunft einzustellen?

Im 20. Jahrhundert gab es zunächst sehr optimistische Theorien über die Evolution des Menschengeschlechts. Es werde, so meinte z.B. der Jesuit Teilhard de Chardin (1881-1955), immer vernünftiger

und erreiche in seiner Entwicklung schließlich den "Zielpunkt Omega". Nach Auschwitz und den Bombennächten des 2. Weltkriegs, nach 40 Millionen Toten durch Stalin und 60 Millionen unter Mao sieht die Bilanz anders aus. Diese Menschen sind umgekommen, weil wahnsinnige Ideologien verwirklicht werden sollten. Auf die Frage: "Werden die Menschen allmählich vernünftiger?" würde ich heute antworten: Nein. Denn mir scheint, dass die Menschen mit wachsender Bevölkerungsdichte nicht vernünftiger reagieren, sondern stärker emotionale Triebe, wie Angst, Hass und Habgier hochkommen lassen. Im 21. Jahrhundert kommen dazu noch weltweite Naturkatastrophen, die durch Veränderungen des Klimas bedingt sind.

Trotzdem ist es anscheinend auch heute noch angenehmer von einem irdischen Paradies zu träumen, als kommenden Bedrängnissen ins Auge zu schauen und nach dieser "kurzen Zeit" (vgl. Joh 16,16-19; 1 Joh 2,18) auf das ewige Leben zu hoffen.

Doch die biblischen Texte schlagen einen anderen Weg vor: In der ersten Lesung kündet uns heute der Prophet Maleachi den Aufgang der "Sonne der Gerechtigkeit" an (Mal 3,20). Und der HERR verspricht uns im letzten Satz des Evangeliums das Heil, wenn wir "standhaft" bleiben, oder besser: "geduldig" bleiben; denn im griechischen Text steht das Wort *hypo-monä*, was wörtlich "darunterbleiben" bedeutet (vgl. Lk 21,19).

Früher deutete man die Endzeitreden Jesu häufig nicht auf das Ende des Menschengeschlechts, sondern als Voraussage des "Weltuntergangs". Heute ist klar: Das Ende der Menschheit darf keinesfalls mit dem Ende des gesamten Universums gleichgesetzt werden. Andererseits betrifft die Ankündigung der Not- und Leidenszeit nicht nur die Menschheit "als Ganzes", sondern gilt auch für jeden Einzelnen. Denn unabhängig von allen Spekulationen über das Weltende oder das Ende der Menschen: Auch im Leben jeder Einzelnen und jedes Einzelnen von uns nehmen die Leiden mit Krankheit und Alter eher zu als ab. Eine Nachfolge Christi ohne Geduld gibt es nicht – mit diesem Satz schließt das heutige Evangelium (vgl. Lk 21,19).

Zum Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)

(2 Sam 5,1-3 / Kol 1,12-20 / Lk 23,35b-43)

In unserem heutigen Umfeld kennen wir zwar noch Weinköniginnen oder einen Schützenkönig – doch selbst in den Ländern, in denen es noch "echte" Könige gibt, haben sie im Grunde keine Macht mehr. Dennoch ist für uns keine Frage: Der Löwe ist der König der Wüste, wie der Adler der König der Lüfte ist. Wer in einem bestimmten Bereich der Größte und Stärkste ist, den nennen wir den "König".

Rückblickend auf das zu Ende gehende, dem Evangelisten Lukas gewidmete Lesejahr frage ich am heutigen Christkönigsfest in dem folgenden Text zuerst: In welchem Bereich gilt für Jesus, dass der "König" ist – und was bedeutet es, dass er zugleich auch der "Gesalbte" ist, der "Christus"? Danach geht es um die Frage: Wie nehmen wir als Getaufte teil am Königtum und an der Salbung unseres HERRN?

Die Inschrift "Der König der Juden", auf griechisch ho basiléus tôn Ioudáion, am Kreuz Jesu wird von keinem Historiker bezweifelt. Denn auf einer solchen Tafel, einem títlos, so die griechische Wiedergabe des lateinischen títulus, wurde im römischen Gerichtswesen der Hinrichtungsgrund angegeben. Außerdem wurde der "auf dem Kreuz" angebrachte Text (Joh 19,19) von vielen gelesen, da Golgota direkt vor der Stadtmauer Jerusalems lag. Gerade wegen der Angabe dieses Hinrichtungsgrunds protestierten ja die Hohenpriester bei Pilatus (vgl. Joh 19,20f). Überdies wird der Hinrichtungsgrund – nach Johannes sogar dreisprachig (vgl. Joh 19,20) – von allen vier Evangelisten überliefert. Und schließlich wäre das heutige Sonntagsevangelium ohne diese Inschrift unverständlich, denn die Soldaten greifen sie ja auf, wenn sie den von ihnen ans Kreuz geschlagenen als "den König der Juden" verspotten (Lk 23,37). Doch zugleich ist es sehr überraschend, dass ein Mann, der geflohen war, als er in einer "Erfolgssituation" zum König gemacht werden sollte, sich schmählich als "König" kreuzigen lässt.

Denn Jesus war, als man ihn nach der Brotvermehrung zum König ausrufen wollte, "auf den Berg" (vgl. Joh 6,15) geflohen. Jetzt vor Pilatus geht er bewusst und ohne von anderen dazu gezwungen zu werden in den Tod, weil er zu seinem Anspruch steht in einer ganz anderen Weise König zu sein, nämlich ein göttlicher König – jedoch nicht wie die Könige des Orients, die sich göttlich verehren ließen (vgl. Joh 18,37).

Das jüdische Königsideal war von seinen Anfängen an anders als das der anderen Könige des Orients. Und in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten erwartete man im Judentum überdies verschiedene messianische Gestalten; seit den Funden von Qumran wissen wir um diese Vielfalt. An einer Stelle ist sogar ausdrücklich von den zwei "Gesalbten Aarons und Israels" die Rede (1QS IX,11), d.h. von einem priesterlichen und einem königlichen Gesalbten. Von diesen beiden vorchristlichen Erwartungen finden sich auch in den Evangelien einige Spuren, auf die ich an dieser Stelle kurz eingehen möchte.

Der politische Beiklang ist noch vernehmbar bei Mattäus; denn er lässt die Magier in Jerusalem nach dem neugeborenen "König der Juden" fragen, wobei Mattäus genau den griechischen Titel (basiléus tôn loudáion) gebraucht, der dem Herodes in Rom verliehen und seinen Münzen aufgeprägt worden war (Mt 2.2). Noch wichtiger als die Anfrage der Magier ist der Ausruf des Natanaël, eines der ersten Jünger. Philippus führt ihn führt am Anfang des Johannesevangeliums zu Jesus, und Natanaël ruft staunend aus: "Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel" (Joh 1,49). Wie zu Beginn erwähnt, wird bei Johannes der Gedanke an einen "göttlichen König" bis zur Inschrift am Kreuz weiter entwickelt; das alte Bild des Königs, der dazu gesalbt wird, spielt für Johannes allerdings keine Rolle mehr. Dennoch ist auch Jesus vor allem der Gesalbte, auf griechisch der *Christós*, und dieser Titel ist bestimmend für den heutigen Festtag: Wir sprechen vom "Christ-Königs-Fest", wobei ich besonders das erste Wort "Christ" betonen möchte.

Denn viel deutlicher als die geringen Spuren, die die politische Erwartungen des 1. Jahrhunderts nC. im Neuen Testament hinterlassen haben, sind die Anzeichen dafür, dass Jesus als der wahre Gesalbte gezeichnet werden soll. Alle Evangelisten heben hervor, dass auf Jesus "der Geist des HERRN" ruht – ebenso wie auf den ersten Gesalbten Saul und David (um 1000 vC.). Das wird bei Jesus allerdings nicht anschaulich gemacht durch Öl, mit dem er übergossen, also "gesalbt" würde – auch Johannes der Täufer salbt Jesus nicht, sondern sieht den Geist "wie eine Taube" herabschweben und auf Jesus bleiben (Joh 1,32). Jesus wird auch nicht als "König" bezeichnet, weil der Geist auf ihm ruht – darin gleicht er wieder Saul und David als "Gesalbten" des HERRN. Samuel sagt zu Saul, als er das Öl auf dessen Haupt gießt: "Hiermit hat der HERR dich zum Fürsten über sein Erbe gesalbt" (1 Sam 10,1) – das Wort König fällt hier nicht. Und später, nachdem Saul Gott nicht gefallen hatte, geht Samuel mit dem erneut gefüllten Horn nach Betlehem. Dort sagt ihm der HERR, als man David, dem jüngsten Sohn Isais geholt hat: "Auf, salbe ihn!" Und er salbt ihn "mitten unter seinen Brüdern [...]. Und der Geist des HERRN war über David von diesem Tage an" (1 Sam 16,1.12f). Wieder fällt an dieser Stelle nicht das Wort König. Erst der Sohn Davids, Salomo, wird feierlich zum "König" ausgerufen (1 Kön 1,39) – doch es ist vor allem die Salbung, die Saul, David und Salomo zu Königen Israels machte.

Im Neuen Testament ist es vor allem Mattäus, der uns Jesus als den Gesalbten zeigt. Nur er stellt in dem Stammbaum, mit dem er sein Evangelium beginnt – unhistorisch – David vor Abraham: "Stammbaum Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams" (Mt 1,1). Mattäus allein schließt den Stammbaum mit: "...von ihr wurde Jesus geboren, der der Christus genannt wird" (Mt 1,17). Bis zu Christus seien es dreimal vierzehn Generationen, was dem Zahlenwert der hebräischen Buchstaben des Namens David entspricht (*Dalet* = 4, *Waw* = 6, *Dalet* = 4). Und obwohl es nahe gelegen hätte, auf die Frage: "Für wen haltet ihr mich?" – die Jesus seinen Jüngern bei Caesarea Philippi gestellt hatte – Jesus als den König von Israel auszurufen, bekennt Petrus: "Du bist der Gesalbte⁸, der Sohn des lebendigen Gottes" (Mt 16,16). Sein Bekenntnis ist deutlich verschieden von dem oben erwähnten des Natanaël, der ausrief: "Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel" (Joh 1,49). Doch auf die besondere johanneische Königstheologie soll im Lukasjahr nicht eingegangen werden.

⁸ Im griechischen Originaltext steht hier *christós*. Die Wiedergabe der Einheitsübersetzung mit "Messias" ist meines Erachtens nicht zu verantworten.

Lukas nämlich zeichnet einen ganz anderen Bereich, in dem Jesus König wird. Er schildert, wie Jesus zu Beginn seines öffentlichen Wirkens in der Synagoge von Nazaret einen Jesaja-Text auf sich bezieht und damit zeigt, wie er sich selbst versteht: als der Demütige, auf dem der Geist des HERRN ruht, damit er den Armen das Evangelium verkündet (Lk 4,16-21, vgl. Jes 61,1).

Er wird der Größte in dem Bereich, den er oft gepredigt hatte: Er steigt herab zu den Armen und Sündern, etwa wenn er bei dem Zöllner Zachäus zu Gast ist (Lk 19,1-10, vgl. dazu den Text zum 31. Sonntag im Jahreskreis); er lebt, was er gepredigt hat: "Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden" (Lk 14,11; 18,14).

In dem für den heutigen Festtag ausgewählten Abschnitt schildert Lukas anschaulich: Jesus ist sogar für Verbrecher zum Nächsten geworden. Nur im griechischen Text ist eine Feinheit erkennbar, die zeigt, wie zielstrebig Lukas (bereits seit der Geburt Jesu im Stall) vorgeht: Alle vier Evangelisten berichten von zwei Mitgekreuzigten. Bei Johannes sind es "Thronassistenten", bei Mattäus und Markus politische Räuber (griech. *lästas*). Bei Lukas werden aus ihnen kriminelle Verbrecher (griech. *kakurgos*) – und von diesen beiden neben ihm gekreuzigten Verbrechern verspottet ihn der eine mit den Worten: "Wenn du der König der Juden bist, dann hilf dir selbst". Doch der andere jedoch bittet ihn, ihn nicht zu vergessen, wenn er in seine "Königsherrschaft" kommt (Lk 23,42f.): Jetzt ist Jesus, der sich selbst zum äußersten erniedrigt hat, durch diese äußerste Erniedrigung, in diesem Bereich der Demut zum König erhöht worden. –

Zu Beginn dieses Textes hatte ich bereits darauf angespielt, dass Jesus auf die Frage des Pilatus, ob er also doch ein König sei, geantwortet habe: "Ja, es ist so, wie du sagst." Jesus ist also ein König, obwohl er diesen Titel nie für sich selbst beansprucht hat und auch von anderen nicht ausdrücklich zum König ausgerufen wurde – übrigens auch nicht am Palmsonntag (vgl. Lk 19,38).

Der Königstitel Jesu – und auch die Andersartigkeit der Königswürde Jesu im Vergleich zu unserem heutigen menschlichen Verständnis – sind also biblisch bestens bezeugt.

Der Geist kam auf Jesus als er sich taufen ließ. Als Getaufte empfangen auch wir den Geist, wir werden gesalbt, also Christen, und damit gilt uns: "Alles, was seine Salbung euch lehrt, ist wahr" (1 Joh 2,27). Erst in zweiter Linie sind auch wir als Gesalbte Könige und nehmen teil am Königtum des Christus – sie ist die ganz persönliche Herrschaft dieses uneigennützigen Herrschers, die das Gute in uns bewirkt.

Wenn wir also heute diesem Herrscher zujubeln (vgl. Offb 19,6), begehen wir Liturgie im ursprünglichen Sinn des Wortes, also Gottes-**dienst,** und gehören damit als "königliche Priesterschaft" (1 Petr 2,9) auch schon zur Königsherrschaft des Gesalbten. Dass das eigene Ich nicht mehr die Herrschaft übernimmt – das ist gemeint mit dem ursprünglich Gregor dem Großen zugeschriebenen Wort "Gott dienen bedeutet bereits herrschen" oder prägnanter auf lateinisch:

Deo servire regnare est.